PREUSSENS GESCHICHTE IN WORT UND BILD: ILLUSTRIRTE GESCHICHTE VON...

Ferdinand Schmidt

Digitized by Google

The University of Chicago
Library

Gift of

LORNA PUTTKAMMER STRAUS

S.M. 1960, Ph.D. 1962
Professor Emerita

Digitized by Google

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

I.

Digitized by Google

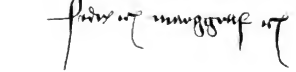
Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500

Reprint © Archiv Verlag
Braunschweig

Digitized by Google

Wahlspruch des Kurfürsten:
Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht.

Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg.



Digitized by Google

Preußens Geschichte in Wort und Bild. I.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Preußen bis zur Erwerbung der Kurwürde durch Friedrich I.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Digitized by Google

Einen beſſern Bund konnte der preußiſche Staat nicht ſchließen, als mit dem auf richtigem Wege ſich fortentwickelnden Geiſte der deutſchen Nation.

Leopold von Ranke.

Digitized by Google

Seiner Majestät

dem

Könige Wilhelm von Preußen,

dem ersten deutschen Kaiser

aus Hohenzollern'schem Geschlecht,

ehrfurchtsvoll zugeeignet

vom

Verfasser.

Digitized by Google

Einführung.

Wenn du deines Volkes Geschichte kennen lernen willst, so mußt du bis in die graueste Vorzeit zurückkehren und mit deinen Betrachtungen bei den Vorvätern beginnen. In ihrer ungebrochenen Naturkraft müssen sie, die Söhne des Waldes, vor deine Seele treten, mit unbefangenen Augen mußt du den naturgroßen Anfang des germanischen Lebens anschauen, das Riesenbild jener großen Zeit in deine Seele aufnehmen. Nur wenn du das thust, Leser, nur dann wirst du den Fortgang der Geschichte zu verstehen vermögen. Der alte Germanengeist tönt und lebt in vielen Klängen und Gebräuchen durch die Geschichte deines Volkes, ja bis in die heutige Zeit hinein. Lerne ihn kennen, seine hellen und seine dunklen Seiten; erwärme dich für jene, pflege sie! Die Schrift der Hünengräber, der verrosteten Schwerter mit ihren geheimnißvollen Zeichen, der Altäre, der Opfersteine — diese Schrift, die wir noch in unserem Lande finden, sie spricht, sie legt heute noch Zeugniß ab über das dahingeschwundene Leben unserer Altvordern. Die Sprache selbst, deine Muttersprache, spricht mehr als den Gedanken der Gegenwart, sie spricht — Geschichte. Niedergestiegen ist die Wissenschaft in ihre Schachte und hat so viel edles Gold zu Tage gefördert, daß wir nun die Vorgeschichte unseres Volkes in ihren wesentlichen Zügen kennen, daß Dichter Jahrhunderte lang Werke der Kunst aus dem Stoffe werden formen können, den die Wissenschaft mit sorgsamer Hand in die Schatzkammern der Geschichte einsammelte.

Wenn je ein Boden geschichtlich geweiht ist, so ist es der der Mark Brandenburg. Hier befand sich in grauer Vorzeit das Bundesheiligthum der Sueven, hier später das der Slaven, die in das von den Semnonen während der Völkerwanderung verlassene Gebiet eingerückt waren. In den darauf Jahrhunderte lang andauernden Kämpfen zwischen den christlichen Deutschen und den heidnischen Slaven wurde, fast buchstäblich, jede Scholle des Landes mit Blut übergossen.

Hier war es, wo zuerst wieder deutsche Männer, noch vor Ablauf des ersten Jahrtausends, festen Fuß faßten, um mit ihren Leibern einen Damm gegen das weitere Eindringen des Slaventhums in Deutschland zu bilden, zum Andern, um Christenthum und Deutschthum und damit höhere Gesittung dem Ost zuzutragen.

Und als dann mit dem Eintritte des fünfzehnten Jahrhunderts das Mittelalter dahinzusterben begann, Brandenburg unter den Bayern und Luxemburgern so herunter gekommen war, „daß es Niemand hat haben mögen“, und ein räuberischer Adel aufgewuchert war, der wegelagernd das letzte Mark des Landes aussog, da ward einem hehren Fürstengeschlechte aus dem deutschen Süden, den Hohenzollern, die Mission, dieses „kränkste Glied des hinsiechenden deutschen Reichskörpers“ vor gänzlichem Verfalle zu retten.

Was die Hohenzollern hier gethan — die Geschichte hat es mit ehernem Griffel aufgezeichnet. Die Zeit rückt näher, in der das ganze deutsche Volk es erkennen wird, welches Fürstengeschlecht der wahrhafte Hüter seines Hortes schon in jenen schweren Zeiten war!

Die Deutsche Kaiserkrone war inzwischen an das Haus Habsburg gekommen. Unter ihm ging das Deutsche Reich mehr und mehr seinem Verfalle entgegen. Ein ganzes Drittel des deutschen Landes gehörte der Geistlichkeit, deren Haupt im Auslande lebte.

Digitized by Google

Aber noch war alles Leben nicht zur Erstarrung gebracht; deutscher Geist, deutscher Muth schufen Rettung aus dieser Noth. Ein geistlicher Arminius stand auf — Luther erhob seine Stimme, und sein Wort ging wie ein Mahn- und Siegesruf durch die Welt. Die Bewegung, der dieser Gottesmann Worte gab, war eine religiöse und nationale zugleich. Auf seinen Ruf scharte sich das Volk, dem er die Bibel in deutscher Sprache und mit ihr das erhabenste deutsche Werk darbot, um die Person Christi, von ihm Rettung hoffend aus seiner Herzensnoth.

Von da ab traten die Hauptstadt der Mark Brandenburg, Berlin, und die Hauptstadt der habsburg-österreichischen Ländergebiete, Wien, als die entgegengesetzten Pole in Deutschland auf. Das Haus Habsburg nahm den Kampf gegen die Reformation auf und suchte in dem brudermörderischen Dreißigjährigen Kriege die Stimme der Wahrheit in Strömen Blutes zu ersticken. Wiederum ward Brandenburg an den Rand des Verderbens gebracht. Als der Krieg, Hunger, Seuchen und endlich beträchtlicher Länderverlust die Bevölkerung des Deutschen Reiches bis auf 4—5 Millionen Seelen — allein Bayern zählt heute eine größere Einwohnerzahl — vermindert hatten, sank der römisch-habsburgischen Partei vor Erschöpfung das Schwert aus der Hand, und sie ließ es zum Westfälischen Frieden kommen — freilich mit dem stillschweigenden Vorbehalt, den Kampf zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen, um dann nicht eher zu ruhen, bis der Protestantismus in dem Deutschen Reiche vernichtet sein würde, wie er es in den österreichischen Erbländern bereits war.

Die Gefahr für die deutsche Sache war somit immer noch groß. Oesterreich verfügte über eine bedeutende Hausmacht und konnte bald neue Heere aufbieten; dagegen war das protestantische Deutschland getheilt, und die Bekenner der beiden sich gegenüberstehenden Bekenntnisse, Lutheraner und Reformirte, machten einander das Leben so sauer wie möglich. Es kam darauf an, ob sich ein protestantisch-deutsches Fürstenhaus zum ebenbürtigen Gegner Oesterreichs aufschwingen würde. Die Mark Brandenburg war fast zur Wüste geworden; die habsburgische Partei erkannte in ihrer Verblendung nicht, wie sehr sie sich selbst anklagte, wenn sie, ein von anderer Seite gefallenes Spottwort aufnehmend, die Mark „des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse“ nannte.

Doch der große Hohenzoller, Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, den die Nachwelt dankbar den Großen genannt hat, war schon auf der Weltbühne erschienen, und als er nach einer nicht hoch genug zu preisenden Wirksamkeit, die zum Heile Brandenburgs und Deutschlands fast ein halbes Jahrhundert währte, sein Haupt zur ewigen Ruhe niederlegte, war es erkennbar geworden, daß der neu erwachte Geist in Brandenburg eine feste Stätte gefunden hatte. Der brandenburgische Adler war das Symbol des sich verjüngenden Deutschlands geworden.

Wahrlich, das wunderbare Schauspiel des Emporsteigens des nicht lange vorher dem gänzlichen Verfalle nahegebrachten Kurfürstenthums Brandenburg zu einem Königthum und zu einer europäischen Großmacht war nur möglich, weil die Hohenzollern opferfreudig für den Kampf um die gefährdeten Güter des deutschen Volkes eingetreten waren.

Und handelte es sich nicht auch in dem Riesenkampfe, den Friedrich der Große zu führen hatte, im innersten Grunde ebenfalls um etwas ganz Anderes, als das ist, was sich dem Blick äußerlich darbietet? Die schlesischen Fürstenthümer, unrechtmäßiger Weise seit langer Zeit dem Hause Hohenzollern vorenthalten, gaben nur die äußere Veranlassung zu dem Wiederausbruche des Kampfes zur Befreiung Deutschlands aus der Knechtschaft der römisch-habsburgischen Politik. Das Haus Habsburg wähnte im achtzehnten Jahrhundert nachholen zu können, was durchzuführen ihm im vorhergegangenen Jahrhundert nicht hatte gelingen wollen, und rief zum Kampfe gegen Friedrich den Einzigen das Ausland, Frankreich, Rußland und Schweden, herbei, um Theil zu nehmen an der Vernichtung des größten deutschen Fürsten, indem es zugleich für die Theilnahme an der beabsichtigten Unthat jenen Mächten deutsche Landesgebiete als Beute darbot.

Digitized by Google

Dennoch ging der unvergleichliche Held, der über ein Ländchen von kaum fünf Millionen Einwohnern gebot, und dessen Gegner Völkerschaften regierten, die zusammen fünfundneunzig Millionen Seelen zählten, siegreich aus dem Kampfe hervor.

Wir leben der Zeit jener Ereignisse noch zu nahe, unser Blick wird noch zu sehr von Einzelheiten getrübt, die nebenher gingen, als daß der Kern der Sache, um die es sich im Grunde handelte, schon die rechte Würdigung finden könnte. — Alle Klarschauenden erkennen, daß des alten deutschen Reiches Macht und Herrlichkeit nur wiedergewonnen werden kann, wenn im Lichte der Gewissensfreiheit das Werk der Verjüngung der deutschen Nation vollendet wird.

Leser, du erkennst es, daß du es hier nicht mit einem Preußen zu thun hast, dessen Wunsch es ist, sein engeres Vaterland solle sich die übrigen deutschen Länder gleichsam „ins Haus schlachten", um, im Abfalle von dem nationalen Geiste, ein Preußen von noch größerer Quadratmeilenzahl zu gründen; nein Leser, der diese Zeilen schreibt, ist ein Preuße, den ein ernster Einblick in die Geschichte seines weiteren und namentlich in die seines engeren Vaterlandes zu einem deutschen Manne gemacht hat, und der nur Heil für Gesammt-Deutschland sieht, wenn die lichtumflossenen Banner seines Fürstenhauses — ob mit Veränderung der Landkarte, oder nicht — schützend über ganz Deutschland wehen. Leider stehen sich, wie vormals Hohenzollern und Habsburg, in Nord- und in Süddeutschland, gleich feindlichen Brüdern, Katholizismus und Protestantismus gegenüber*). Dennoch bleibt zu hoffen, daß dieser Zwiespalt in der Stunde der Gefahr eine Einigung des Volkes zu einem Rufe nicht verhindern wird**).

Wahrlich, nur ein geistiges und leibliches Heldenthum seltenster Art konnte Preußen zu Dem machen, was es heute ist. Und diese an großartigen Ereignissen so reiche Geschichte, deren Anfang, einem lebendigen Quell vergleichbar, in grauer Vorzeit liegt, deren Fortgang mit den ernstesten Fragen der Menschheit verknüpft ist und sie in hervorragender Weise zur Entscheidung bringen hilft; in deren Verlaufe Gestalten auftreten, wie sie erhabener weder die Geschichte Roms noch die Griechenlands aufzuweisen hat; — diese Geschichte, die heute in breiter Strömung dich, Leser, selbst mit deinem Leben und Streben auf ihren Wogen trägt — sie ist verhältnißmäßig noch so wenig bekannt!

Fern ist mir die Anmaßung, als Forscher auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte auftreten zu wollen. Denen vielmehr habe ich mich zugesellt, die das von unseren Gelehrten mit unermüdlichem Fleiße aufgespeicherte Gold in gangbare Münze umzuprägen bestrebt sind, damit es Gemeingut werde. Dankbar werde ich in einem Nachworte die große Zahl von Quellenschriften nennen, die meiner Arbeit zu Grunde liegen.

Tritt nun, Leser, mit mir in die den Lebenden ferne Zeit, in die heiligen Hallen der Geschichte deines Volkes!

Der Verfasser.

*) Es ist dies vor anderthalb Jahrzehnten geschrieben.

**) Was sich auch im glorreichen Jahre 1870 auf 1871 bethätigt hat.

Digitized by Google

Einführung zur dritten Auflage.

Sechzehn Jahre sind verflossen, seitdem der Verfasser obiges Einführungswort schrieb, und der Leser wolle es ihm zugute halten, wenn er im Hinweis auf jenes Wort eingesteht, einige Genugthuung darüber zu empfinden, daß er sich der Reihe der Männer als zugehörend betrachten darf, deren heißes und in offenen Darlegungen zum Ausdruck gelangtes Wünschen auf das politische Ziel gerichtet war, das heute erreicht ist: die nationale Einheit Deutschlands. Dem auf diese Einheit zielenden Verlangen, das in Rede, Lied und Schrift tausendfältig sich in unserem Volke kundbar machte, ist in neuester Zeit, wie der Donner dem Blitz, der Donner von Thaten gefolgt, die das längst von Vielen Ersehnte zur Vollendung führten.

Der Weg zu diesem Ziele geht durch einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten. Vorbereitet wurde er von Heroen unseres Volkes, von Fürsten, Staatsmännern und Feldherren.

Unter den preußischen Fürsten ragen als Helden des Erlösungskampfes aus der nationalen Zerrissenheit hervor im siebzehnten Jahrhundert der Große Kurfürst, im achtzehnten Jahrhundert Friedrich der Große. Ihr nicht hoch genug anzuschlagendes Wirken schuf in dem preußischen Staat den Krystallisationskern für das neue Deutsche Reich, der in neuerer Zeit seine Kraft in den Befreiungskämpfen von 1813—1815 bewährte. „Der Geist, der die Preußen hat angerührt, der hat es vollführt!“ —

Preußen war der Befreier Deutschlands geworden, und es hatte sich damit das Recht erworben, fortan der Führer Deutschlands zu sein.

Da thaten sich noch einmal Oesterreich und die kleinen deutschen Staaten zusammen, und es gelang ihnen, da sie an Rußland, Frankreich und England Verbündete fanden, Preußen um die Früchte seiner heldenmüthigen und opferreichen Anstrengungen zu bringen. Nicht nur erhielt Preußen bei der Neuordnung der europäischen Gebietsverhältnisse die denkbar schlechtesten Grenzen, sondern es ward auch einer Bundesverfassung untergeordnet, die mit zu dem Zweck erdacht war, es niederzuhalten. Diese heillose Bundesverfassung, der „Bundestag“ genannt, ward für Preußen zu einem brennenden Nessusgewande, aus dem es später geläutert hervorging, das ihm also schließlich doch nicht, wie seine offenen und heimlichen Feinde es gewünscht, zum Unsegen diente. — Im Jahre 1848 unter der Zustimmung der Regierungen vom Volke verworfen, ward der Bundestag von Preußens Widersachern noch einmal zu dem Zwecke aufgerichtet, für Oesterreich die Herrschaft über Deutschland zurück zu gewinnen.

Zehn Jahre nachher — und es war der gewaltige Staatsmann in Wirksamkeit getreten, der Kraft und Willen in sich fühlte, den Bundestag in tausend Scherben zu zerschlagen und damit nicht nur Preußen, sondern das gesammte Deutschland von einem Joche zu befreien: der damalige Landedelmann Otto von Bismarck.

Wie man redet von Karl dem Großen und seinen Paladinen, so wird einst geredet werden von dem Preußenkönige Wilhelm I. und den von ihm berufenen Staatsmännern und Heerführern: Bismarck, Moltke, Roon, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Karl und anderen Helden der königlichen Tafelrunde. Mit dem Beginn der Regierung des Heldenkönigs Wilhelm I. war die Zeit der Erfüllung der nationalen Hoffnungen angebrochen.

Digitized by Google

Im Jahre 1864 erfolgte die Befreiung Schleswig-Holsteins von der Dänenherrschaft. Zwei Jahre später, 1866, wurde in einem siegreichen Kampfe die Habsburgische Macht zu ihrem eigenen Heile aus Deutschland hinausgedrängt, der „Norddeutsche Bund“ unter Führung Preußens errichtet, Süddeutschland veranlaßt, Schutz- und Trutzbündnisse mit Norddeutschland einzugehen.

Schwere Wunden schlägt der Krieg einem Volke, selbst wenn es siegreich ist; aber verderbliche Vorurtheile, die in einem Volke Macht gewinnen, können für dasselbe hundertfach unheilvoller werden, weil sie geeignet sind, es in Schwäche und Siechthum versinken zu machen. So war es in Deutschland vor den beiden Kriegen 1864 und 1866 gewesen. Im Innern zerklüftet, vom Auslande mißachtet — das war die Lage, in der Deutschland sich befand. An der Spitze Deutschlands stand Oesterreich, eine zu ihrem bei weitem größeren Theile über eine nichtdeutsche Bevölkerung gebietende Macht. Regte sich Preußen, der Staat, in welchem vorherrschend die Verjüngung der deutschen Nation sich vollzog, zu Gunsten der deutschen Sache, so hatte es Oesterreich und die deutschen Kleinstaaten gegen sich. Schon im Jahre 1848 war unter Friedrich Wilhelm IV. von Preußen der Versuch gemacht worden, Schleswig-Holstein vom dänischen Drucke zu befreien. Es mußte, da es sich nicht nur von Rußland und England, sondern auch von Oesterreich bedroht sah, damals seinen Versuch aufgeben. Und als Preußen nicht lange darauf dem nationalen Zuge durch Gründung eines Norddeutschen Bundes Rechnung zu tragen sich anschickte, da ward Rußland von Oesterreich ins Bündniß gezogen, und über Preußen kam die Schmach von Olmütz.

All diesem Unheile gegenüber wirkte der Krieg von 1866 wie eine Erlösung. Die Leistungen des preußischen Heeres gingen noch weit über Alles hinaus, was die meisten Vertrauenden von ihm erwartet hatten. Sieben Tage genügten, den Kern der österreichischen Streitmacht zu zertrümmern.

Und doch war weit Größeres noch erreicht als das, was im ersten Augenblicke äußerlich sich zeigte und den Sinn gefangen nahm: es war der berghohe Wust von Vorurtheilen, die seit dem Wiener Kongreß Metternich und seine Anhängsel am Bundestage und die vielfach feile Presse unter den Bevölkerungen der Kleinstaaten gegen Preußen erweckt und genährt hatten, niedergeworfen und zersprengt worden. Wie Schuppen war es jenen Bevölkerungen von den Augen gefallen, als sie das Preußenvolk gegenüber der eigenen Heermacht und der Heermacht Oesterreichs unaufhaltsam auf seiner Siegesbahn vorschreiten sahen und ihnen die Nöthigung sich aufdrängte, das Hüben und Drüben mit einander zu vergleichen. In der Leistungsfähigkeit des preußischen Heeres trat ihnen das Ergebniß pflichttreuer Friedensarbeit klar vor Augen, und dieses war ein gänzlich anderes, als es sich nach den Darlegungen verlogener Preßstimmen hatte erwarten lassen. Begann sich doch auch damals schon in Oesterreich eine veränderte Anschauung bemerkbar zu machen. Auch im Auslande klärte sich das Urtheil über das preußische Volk, und die Auslassungen der ausländischen Presse vollendeten die Preußen günstige Umwandlung in den Bevölkerungen Oesterreichs und der Kleinstaaten. Ein weiteres Ergebniß jenes glorreichen Feldzuges, und wahrlich nicht das geringste, bestand darin, daß auch der Bann, unter dem eine starke Partei in Preußen gestanden, und unter dem sie die vorzügliche Wehreinrichtung, ein Werk König Wilhelm's, bekämpft hatte, gebrochen worden war.

Gewinn auf allen Seiten innerhalb und außerhalb des Reiches!

Dieser Umstand aber erweckte in Frankreich, nachdem die „Beklemmung“, die der Sieg Preußens hervorgerufen hatte, gewichen war, den Entschluß, sich der Vollendung des Einheitswerkes, auf welches die in Deutschland entstandene Bewegung hinzielte, entgegen zu werfen. An alle bösen Geister des In- und des Auslandes appellirend, stürzte sich Frankreich blind in einen Krieg mit Preußen. Dieser Krieg führte jedoch zu einem gänzlich anderen Ergebniß, als Frankreich gehofft hatte. Deutschland stand mit einem Schlage einig da. Es war, als ob das Weihewort unsers großen Nationaldichters: „Wir wollen sein ein

Digitized by Google

einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr" plötzlich in Aller Herzen zu neuer Glut erwacht sei. Vergebens hatte Frankreich den Versuch gemacht, die deutschen Südstaaten auf seine Seite zu ziehen. Es gelang ihm nicht einmal, ein Bündniß mit Oesterreich zu Stande zu bringen, das doch kurze Zeit vorher so tief durch Preußen gebeugt worden war. — „Unsere alte Wunde, die von 1866", sagte die bedeutendste der österreichischen Zeitungen, „brennt, die Erinnerung dessen, was Preußen uns damals anthat, verläßt uns nicht; aber wir stehen mit unseren Sympathien auf Seiten Deutschlands." Das war der Ausdruck der in Oesterreich herrschenden Stimmung. Damals schon traten Merkzeichen dafür auf, daß in nicht zu ferner Zeit Deutschland und Oesterreich einander die Hand reichen würden.

Schulter an Schulter standen die deutschen Stämme des Nordens und Südens, wetteifernd mit einander im Kampfe gegen Frankreich, das seit Jahrhunderten Deutschland zu berauben getrachtet und es auch vielfach beraubt hatte. Der siegreiche Kampf, in welchem alle deutschen Stämme sich in gleich rühmlicher Weise auszeichneten, befestigte das neugeschlungene politische Einheitsband, und im Angesichte des von einem eisernen Gürtel eingeschlossenen Paris, zu Versailles, dem Orte, in welchem so viele und arge Ränke gegen Deutschland ersonnen worden waren, ward auf Antrag des Königs Ludwig II. von Bayern und unter Zustimmung der übrigen Fürsten und des Reichstages der Oberfeldherr des deutschen Heeres, der greise Heldenkönig Wilhelm I., zum Kaiser von Deutschland proklamirt.

Welch eine Wandlung! Was müßte man von einem Geschlechte denken, dem es an Sinn fehlte, einen geschichtlichen Vorgang solcher Art nach seiner innersten Bedeutung zu würdigen! — Prophetische Worte und Klänge aus älterer Zeit wurden wach und wahr.

„Wie wird's euch sein, ihr deutschen Lande,
Wenn dann das Heer in Karl's Gewande
Den Kaiser wieder krönt?"

So hatte der edle Max von Schenkendorf gesungen, dessen Dichterherzen auch das Wort entströmt war:

„— — Reich an Ehren, reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht krönen unsers Kaisers heil'ge Pracht."

Eine germanische Heldensage berichtet von dem alten Waffenmeister Hildebrand, der seinen längere Zeit entfernt gewesenen Sohn zum Schwertkampfe mit ihm reizte, und der sich, nachdem der Sohn, der den Vater in seinem Eisenkleide nicht kannte, den Kampf angenommen hatte, der wuchtigen Schwertschläge, die er empfing, freute und, obgleich fast auf den Tod verwundet, den Sohn herzlicher denn je in seine Arme schloß. Aehnlich erging es mit Altdeutschland und dem jungen preußischen Staate. Gerade um seiner Tüchtigkeit willen wurde letzterer von den Bevölkerungen der älteren deutschen Staaten, die ihn zum Kampfe genöthigt hatten, nachdem ihnen die Beweisführung seiner Tüchtigkeit schmerzhaft genug gewesen war, werth geachtet, und die neue Verbindung ward stärker und inniger, als es die Verbindung vor der Zeit der Entfremdung gewesen war.

Die Jahre der Kämpfe sind für das deutsche Volk Jahre der Befreiung im umfassendsten Sinne des Wortes gewesen: Allen, die heldenmüthig gerungen, den Siegern wie den Besiegten, den Lebenden wie den Todten, gebührt Anerkennung und treues Angedenken. Großes verdankt ihnen das lebende Geschlecht. An Stelle der Zwietracht ist das Empfinden der Gemeinsamkeit getreten, an Stelle der Zerklüftung und der mit ihr verbundenen Schwäche Einheit und Stärke, an Stelle der Mißachtung des Auslandes die Achtung. Deutschland steht in einer Machtherrlichkeit da, wie nie vorher. Und zwischen Deutschland und Oesterreich ist, begrüßt von allen Patrioten hüben und drüben, in unseren Tagen eine Verbindung zu Stande gekommen zu gegenseitigem Schutz und zur Förderung der einem jeden der beiden Staaten auf Grund seiner historischen Entwicklung für ihn sich ergebenden besonderen Aufgabe. So hat die Lösung Oesterreichs aus seiner Zwitterstellung auch für

Digitized by Google

dieses sich von Segen erwiesen, indem es nun, seitdem seine Nebenbuhlerschaft mit Preußen ein Ende genommen, und von ihm die historische Berechtigung Preußens zur Führerschaft Deutschlands ganz und voll anerkannt worden ist, an dem mächtig erstarkten Deutschen Reiche einen zuverlässigen, seine auf den Osten hinweisende Mission unterstützenden Verbündeten gefunden hat.

Wahrhaftigkeit ist das erste Erforderniß für Den, der es unternimmt, geschichtliche Stoffe zu behandeln. Aus solchen Darstellungen lernt auch der ehrliche Gegner, während Darstellungen, geschrieben von Verfassern, die ihre Gesinnung verleugnen, indem sie unter der Allerweltsflagge segeln, nach allen Seiten hin schädigend wirken. Durch grelle Farbenauftragung den Fanatismus zu erwecken, ist ein verderbliches Thun; aber das Gewissen einer Nation, namentlich aber ihres jüngeren Geschlechts, einschläfern zu helfen, ist noch verwerflicher, und es werden die Vertreter und Förderer dieser Richtung, möge es ihnen immerhin durch ihr Vorgeben, den religiösen und politischen Fragen gegenüber „den Standpunkt der Objektivität" einzunehmen, für den Augenblick gelingen, zu täuschen, bald genug von allen ehrlichen Parteien des deutschen Volkes, das allezeit, wie kein anderes, das Kleinod des Gewissens zu wahren bestrebt war, mit Verachtung bestraft werden. — Der Wahrhaftigkeit in obiger Richtung habe ich mich auch in diesem Werke befleißigt.

Schließlich fühle ich mich gedrungen, dem Herrn Franz Otto, meinem verehrten Mitarbeiter an dem Kaiser Wilhelm-Buche, öffentlich meinen Dank dafür auszusprechen, daß er mir in Bezug auf die Wahl der Stoffe für Erweiterungen, die sich für die neue Auflage als wünschenswerth herausstellten, mit in reicher Erfahrung wurzelnden Rathschlägen treu zur Seite gestanden hat, wie ich auch hervorzuheben nicht unterlassen darf, daß ein guter Theil der Erweiterungen, namentlich der kulturhistorischen, von seiner bewährten Feder herrührt.

Möge denn dieses Buch nach seinem bescheidenen Theile dazu beitragen helfen, die Kenntniß des Werdens und Wachsens des Preußischen Staates innerhalb seines Mutterlandes Deutschland zu verbreiten und die patriotische Glut zu unterhalten, die zu pflichttreuer Friedensarbeit, wie auch, sobald dem Vaterlande Gefahr droht, zu opferreichen Thaten antreibt!

Berlin im Sommer 1880.

Ferdinand Schmidt.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß
der
Illustrirten Geschichte von Preußen.
Erster Band.

[Erster Theil]

Der Mark Brandenburg Urzeit bis zu den Luxemburgischen Markgrafen.

Seite

Allgemeine Einleitung 3

Die Urzeit.

Bild des Urlebens 9

Kämpfe der Deutschen und Wenden (bis 1134).

Einleitung 51
Die Wenden 54
Kulturzustände vom fünften bis zum neunten Jahrhundert 65
Kaiser Karl der Große gegen die Wenden 68
Kaiser Heinrich I. gegen die Wenden 74
Kaiser Otto I. Markgraf Gero gegen die Wenden 80
Rückblick auf das Kulturleben der Deutschen in dieser Periode 85
Sieg des Christenthums über das Heidenthum 88

Gründung der Mark Brandenburg.

Albrecht I., der Bär (1134—1170) 93
Otto I. (1168—1184) 98
Otto II. (1184—1205) 100
Albrecht II. (1205—1220) 101
Johann I. und Otto III. (1220—1267) 102
Otto IV. mit dem Pfeile (1267—1308) 103
Waldemar (1308—1319) 104

Digitized by Google

Seite
Der Städtebund der Hansen 108
Rückblick auf die Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts 111

Brandenburgs Verfall unter den bayerischen und luxemburgischen Markgrafen.

Ludwig von Bayern (1324—1351) 143
Ludwig der Römer und Otto von Bayern (1352—1373) 152
Kaiser Karl IV. (1373—1378) 154
Sigismund (1378—1388). 155
Jobst von Mähren (1388—1411) 156

Die Mark Brandenburg unter den Kurfürsten des Hohenzollern'schen Hauses.
(1415—1688.) [Erster Theil]

Die Hohenzollern in der Mark.

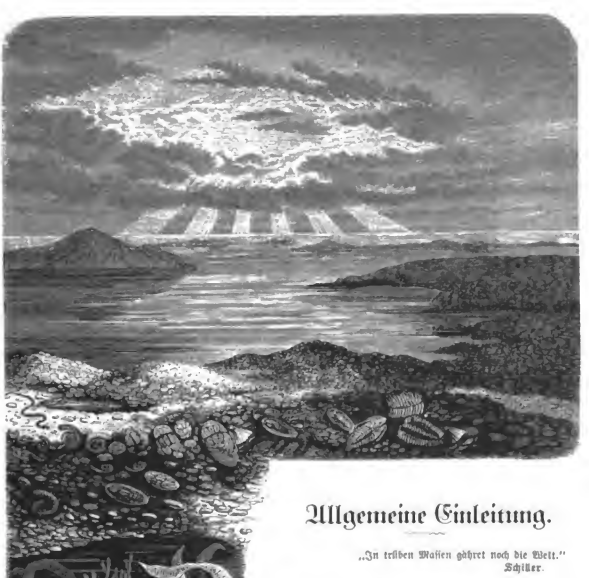
Einleitung 161
Friedrich VI. und seine Gemahlin Elisabeth (1415—1440) 166
Zustände im vierzehnten Jahrhundert 168
Burggraf Friedrich VI. oberster Hauptmann der Mark 188
Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz oder Kostnitz 199
Friedrich wird Kurfürst und Reichskammermeister 208

Digitized by Google

Älteſte gleichzeitige Darſtellung der Belehnung Friedrichs, Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg.

Aus der Handſchrift Ulrich Richenthals von Konſtanz über das Konzil. Genaues Fakſimile nach dem Original in der Univerſitätsbibliothek zu Prag.

Digitized by Google



Allgemeine Einleitung.

„In trüben Massen gähret noch die Welt."
Schiller.

Das Königreich Preußen, ein mannichfach buntes Gemisch von Ländertheilen, die sich nach einander zusammengefunden, zeigt keine sogenannte „angestammte" innere Zusammengehörigkeit. Ehe wir zur Geschichte des Landes übergehen, empfiehlt es sich, zuvor dessen äußeren Charakter, seine Bodenverhältnisse und die Zustände seiner ältesten Bevölkerung in Betracht zu ziehen.

Der Mensch haftet mit seinem Thun gleichsam mit vielen tausend Wurzeln in dem Boden, den er bewohnt, so daß selbst da, wo die geschichtlichen Urkunden auf die Fragen des Forschers stumm bleiben, diesem eine Prüfung des Bodens Anhaltspunkte bietet für die Erkenntniß der frühesten Schicksale seiner Bevölkerung.

Der Boden bedingt die Abgrenzung, die Beschäftigung und die Sitten der einzelnen Volksstämme; wir haben, wollen wir ein möglichst richtiges Bild der Bewohnerschaften gewinnen, den Boden, die Gebirgszüge, Ströme und Flüsse und die geognostische Beschaffenheit des Landes zu beachten.

„Wer gute geologische Karten besitzt", sagt Bernhard von Cotta in seiner „Geologie der Gegenwart", „der wird bald erkennen, daß gerade der geologisch mannichfaltigste Theil Deutschlands zwischen dem Erzgebirge und dem Rhein auch in politischer und sozialer Beziehung der bunteste ist. Groß ist der Wechsel heterogener, auf Industrie und Bodengestaltung einflußreicher Gesteine. Wie einförmig erscheinen dagegen Preußen, Bayern,

Digitized by Google

Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich! Dieser sehr mannichfaltige Bau, der für die Einheit Deutschlands jedenfalls sehr ungünstig war und noch ist, hat nicht wenig beigetragen zur geistigen Durcharbeitung, Schmiegsamkeit und Vielseitigkeit unserer Nation, aber eben so auch zum Mangel an Einheits- und Nationalgefühl."

In der geognostischen Bodengestaltung unseres Vaterlandes ist ihm von vornherein sein politisches Schicksal vorausbestimmt; in jenen einförmigen, Oesterreich und Preußen eigenartigen Strecken sind die Einflüsse gekennzeichnet, welche auch in dem politischen Leben unseres Volkes vorwiegend zur Geltung kamen. Im Gegensatz zu dem bunten Wechsel der Gesteine in Mitteldeutschland stellt das große norddeutsche Tiefland, bewohnt von einem nach Charakter und Sitte fast durchweg einheitlichen Menschenschlage, den großen Kern dar, nach welchem alle Einheitsbestrebungen hinarbeiten. Eines Ursprungs hinsichtlich der geologischen Entstehung, ist auch hier der Boden fast durchweg der gleiche; gleichmäßig theilt er seine Gaben aus, und gleichmäßig spornt er den Menschen zum Fleiße an.

Der gesammte, dem norddeutschen Tieflande angehörige Theil des Königreichs Preußen, Altpreußen, die Provinzen Sachsen, Hannover und Schleswig-Holstein — ein Gebiet, das sich von Bonn bis an den Zuidersee, vom Teutoburger Wald bis ans Meer, von der äußersten Abdachung des Erzgebirges bis an die Ostsee erstreckt, stellt ein großes wagerechtes Geschiebe dar und zeigt sich theils als Bruch und Moor, als Infusorien-, Kies- und Kalklager, theils als fetter Marschboden und fruchtbares Land. Schon in den allerfrühesten vorhistorischen Zeiten hatte das gesammte norddeutsche Tiefland einerlei Schicksal. Zahlreiche erratische Blöcke (Findlinge) — Grauwacke und Granit — die in der Eiszeit auf Schollen von den Gletschern Skandinaviens herniedergekommen, sind beredte Zeugen aus einer Zeit, in welcher der größte Theil Norddeutschlands ein großes Meer war, dessen südliche Ufer wir bei Bonn, Magdeburg, Halle, Leipzig zu suchen haben. Wol hundert Meter unter der Meeresfläche lag die Stelle, auf welcher Berlin erbaut ist.

Erst nach unendlich langer Zeit verschwanden die Fluten dieses Meeres, langsam gruben die Flüsse und Ströme sich ihr Bett, ausgedehnte Sümpfe und nicht minder umfangreiche Sandwüsten (Reste der letzteren finden wir heute noch in der Mark Brandenburg) blieben als Zeugen jener Ueberschwemmung zurück. Die Terrassen, welche sich an vielen Stellen der Flußläufe der norddeutschen Ebene vorfinden, sind Anzeigen eines früher abweichenden Zustandes sämmtlicher größerer Wasserrinnen, und ihre weite Verbreitung hat zur Unterscheidung eines älteren Alluviums und eines jüngeren hingeführt. Dem Sande der älteren Alluvialbildung, welchen man mit Thalsand bezeichnet, verdankt die Mark den Namen der „Streusandbüchse des Deutschen Reichs" und den übertrieben schlechten Ruf, welchen ihr Boden genießt. Es hat lange gedauert, ehe der Urzustand mit seiner Wassermenge, den tiefen Morästen und wasserreichen Strömen dem Zustande der Jetztzeit Platz gemacht hat. Nur mit Mühe und nachdem das Pflanzen- und Thierreich bereits mehrere wichtige Phasen seiner Entwicklung durchschritten, konnte sich hier der Mensch eine Heimat gründen: es bevölkerte sich ein fruchtbarer Hügel mit Hütten von Nomaden, an einem Uferrand rammten die frühesten Landesbewohner ihre Pfähle ein und bauten unter dem Schutze des Wassers ihre Niederlassungen. — Leider sind keine oder doch nur sehr wenige Funde vorhanden, aus welchen wir über die Beschaffenheit dieser ältesten Gattung von Wohnstätten Schlüsse zu ziehen vermöchten. Unzweifelhaft aber bestanden auch an den Ufern der norddeutschen Flüsse jene ältesten Arten menschlicher Wohnungen, ähnlich denen, wie sich heute noch die Malayen in Borneo, die Papua's in Neu-Guinea bauen. Diese Stätten schützten gegen Raubthiere und nachbarliche Feinde und dienten zugleich als Stationen für den Fischfang.

Von den Pfahlbauten jener dunkeln Vergangenheit bis zu den heutigen prachtvollen Palästen Berlins, seinen Magazinen mit den schimmernden Spiegelfenstern — welch ein weiter Weg! — Diesen Weg gilt es jetzt eiligst zu durchwandern.

Digitized by Google

Spät war es, als die Kultur nach zwei Jahrtausenden ägyptischer und einem Jahrtausend griechischer Bildung in die norddeutschen unwirthlichen Niederungen drang. Obwol einzelne Theile des Landes — wie die Tilsiter Gegend und die Weichselniederung — von ungemeiner Fruchtbarkeit sind, so beanspruchte doch die Natur von den Bewohnern jenes Tieflandes größere Beharrlichkeit und ausdauernderen Fleiß, als dieses in gesegneteren Theilen Deutschlands der Fall war. Hier galt es, Sümpfe und Moore und Wüsteneien in fruchtbaren Acker zu verwandeln und ebenso ungeheure Waldungen auszuroden und urbar zu machen. Nur spärlich vergalt der Boden die Arbeit; Jäger und Hirten, welche diese Landstrecken aufsuchten und die Kargheit der Natur kennen lernten, mochten wol im ständigen Kampfe um die Existenz ermüden, dagegen mußte der harte Kampf auf Diejenigen, die nicht erlahmten, vielmehr der Scholle treu blieben, sich von entsprechender Wirkung erweisen.

So geschah es, daß hier der Mensch ausdauernd, sparsam und verständigen Sinnes ward; er hat — eine Folge der Kargheit des Bodens — nur wenig Bedürfnisse. Bedeutend rege sind bei dem Norddeutschen Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl; ernst und streng, nicht lachend und scherzend wie der leichtlebige Rheinländer, kommt er seinen Obliegenheiten nach. Später erst kannen die Stämme, welche das norddeutsche Tiefland bewohnen, mit anderen Völkern in Berührung. Nie hat ein Römer seinen Fuß hierher gesetzt; viele Jahrhunderte später als im Rheinlande erschienen hier die ersten christlichen Sendboten. Weniger berührt wurden diese Landestheile von dem Getümmel und Geschiebe der Völkerwanderung, von den zahlreichen Stürmen und Fluten, welche im Laufe der Jahrhunderte über Deutschland dahinbrausten.

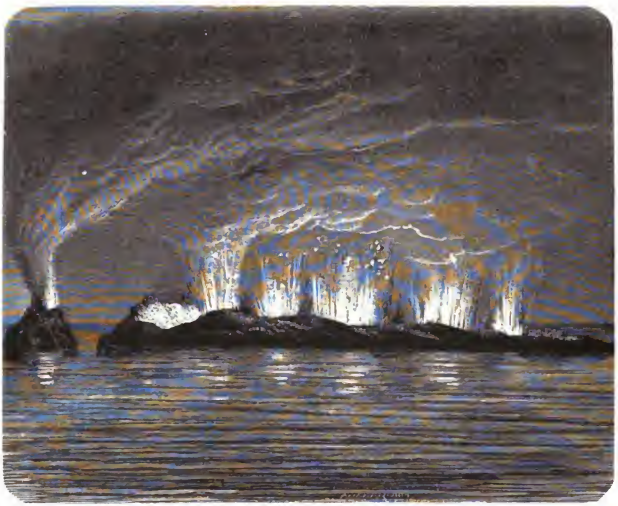
Pfahlbau aus vorhistorischer Zeit.

Jene blauäugigen, hochgewachsenen Friesen und Märker erinnern vollständig an das Bild, das Tacitus von einem Stamme unserer Voreltern, den Chatten, entwirft. „Bei diesem Stamme sind härtere Körper, gedrungenere Glieder, drohender Blick, größere Kraft des Gemüths, viel der Ueberlegung und Betriebsamkeit vorherrschend.“ Auch die Gabe der militärischen Zucht und Ordnung rühmt der klassische Schriftsteller unseren Voreltern nach. „Sie setzen sich Erkorene vor, benutzen Gelegenheiten, verschieben den Angriff, theilen den Tag ein, schanzen des Nachts, zählen Glück dem Zufall, Tapferkeit der Gewißheit bei, und welches am seltensten und nur römischer Kriegskunst verliehen, sie bauen auf den Anführer mehr als auf das Heer.“ — Die Fortdauer der Gabe der militärischen Zucht und Ordnung, die der Römer bei unseren Voreltern wahrnahm, haben die Perioden der Geschichte, welche wir schildern werden, an den Nachkommen aufs Glänzendste dargethan.

Eine andere Entwicklung nahmen diejenigen Theile der preußischen Monarchie, welche dem norddeutschen Tiefland nicht angehören. Die Ufer des Meeres, welches ehemals die norddeutsche Ebene überflutete, bilden ein vielfach verzweigtes Gebirgssystem. Zunächst das große norddeutsche, 40 □Meilen umfassende Massengebirge des Harzes, Grauwacke mit reichen Erzadern, deren höchsten Gipfel die Granitmasse des Brocken (1140 Meter hoch) darstellt. Hieran schließt sich ein Gebiet vulkanischer Bildungen.

Digitized by Google

In der Rhön, dem hessischen Meisner, dem Habichtswald bei Kassel und dem Vogelsberg treten gewaltige Basaltmassen zu Tage. Letzterer, in einer Ausdehnung von 40 □Meilen sich hinziehend, gilt für die größte Basaltkuppe der Welt. Vom Taunus herüber bis zu den Ardennen zieht sich ein durchschnittlich 400 m hohes Plateau, das Mittelrheinische Schiefergebirge. Ströme und Flüsse, Rhein, Mosel und Lahn, durchschneiden das von der Maas beginnende, von dort gegen Koblenz ziehende und über die mittlere Eder bis zur Diemel sich erstreckende große Grauwackengebiet. Inmitten dieser Gebirgsformation begegnen wir in der ungefähr 500 m über das Meer sich erhebenden Eifel und im Westerwalde den Anzeichen einer einst gewaltigen vulkanischen Thätigkeit. Basaltkuppen, Kesselthäler und Kraterseen sind in reicher Zahl vorhanden.



Bodenerhebung am Rhein in der vorhistorischen Zeit.

Tuff- und Bimssteine und Mineralquellen, welche dem Boden entspringen, sind gleichfalls Zeugen für die Umwälzungen durch die Macht des Feuers und Wassers, die hier sich abspielten, und deren letzte nachhallende Zuckungen wir heute noch in den im Rheingebiet wiederkehrenden Erdbeben vernehmen.

Wie die Entstehung dieser Gebiete verschieden ist, so sind sie auch verschieden in Klima und Fruchtbarkeit des Landes. — Bald fand das Wasser in dem gebirgigen Theile des Landes seinen Abfluß, die löslichen Bestandtheile der Felsarten an den Hängen der Hügel und in der Thalsohle zurücklassend.

Die Luftströme, welche die Thäler durchbrausen, reinigen rasch die Atmosphäre. Die Sonne kost an den Ufern des Rheines die Gipfel der Hügel; am ehesten verjagt sie in den Thälern beim Anbrechen des Frühjahrs den Schnee. Während in Norddeutschland noch weit ausgedehnte Waldreviere das Kulturland unterbrechen, in Holstein

Digitized by Google

und auf Rügen mächtige Buchen zum Himmel anstreben, schmückt in jenem glücklicheren Lande die zierliche Rebe die Höhen. Wie groß auch die Fruchtbarkeit in Thüringen und Hessen-Nassau ist — auf den Rheingau, die Hänge des Taunus und die Umgebungen Frankfurts hat der Himmel das ganze Füllhorn seines Segens ausgeschüttet.

Sehr früh — weit eher als in Norddeutschland — hat sich daher auch der Mensch hier niedergelassen. Lange vor der historischen Zeit wohnten Ansiedler an den Ufern des Rheines und des Maines. An den Flüssen und Strömen dieses Theiles Deutschlands herrschte wol der früheste Völkerverkehr, und mit weniger Mißtrauen kamen seine Bewohner den römischen Fremdlingen und den Galliern entgegen, ja die Alemannen erschienen zeitweise sogar als Bundesgenossen der Letzteren. Der Rhein und das Mainthal sind uralte Straßen des Völkerverkehrs. Ein wesentlich anderes Bild als die Altpreußen müssen daher die Rheinländer und die Bewohner der neu erworbenen Provinzen darbieten.

Gegenwärtiger Zustand der Vulkane und Maare der Eifel.

Am Rhein, an der großen Völkerstraße, um deren Besitz Alemannen, Römer, Gallier und Franken stritten, und über welche auch in späterer Zeit zahllose Völkerwellen dahinfluteten, ist das deutsche Element — im Gegensatz zu dem in sich abgeschlossenen, schwer zugänglichen Norddeutschland — nicht völlig unvermischt geblieben. Gallisches Wesen gewann Einfluß, und von allen Angehörigen des preußischen Volkes stehen die Rheinländer unseren französischen Nachbarn am nächsten. Gesprächig und wißbegierig, gern Bekanntschaften suchend und namentlich entgegenkommend gegen Fremde, erinnern die Bewohner der Rheinstädte an jene Stelle Cäsar's: „Es ist in Gallien Sitte, Reisende, auch gegen ihren Willen, anzuhalten und sich nach Allem, was sie gehört und erfahren, zu erkundigen."

Cäsar's Schilderung paßt zum Theil auf die Rheinländer. Die bezeichnete Charaktereigenheit unterscheidet sie wesentlich von den Bewohnern der alten Provinzen. Mit Humor begabt, frohem Lebensgenusse hold, freut der Rheinländer sich der Gaben, mit welchen die Natur sein Land gesegnet hat. Der Kölner Karneval zählt zu den bedeutendsten der Welt,

Digitized by Google

und in der schönen Jahreszeit wetteifert mit der Natur die Kunst, den Rhein und seine sonnigen Hügel, auf denen Burgruinen emporragen, mit allem Zauber der Romantik zu umweben. — Lebhaft und regsam, zeigt der Rheinländer einen lebendigen Sinn für das öffentliche Leben. In der Zeit, als diese Provinzen einen Bestandtheil Frankreichs bildeten, an die Tribüne und parlamentarische Sitte gewöhnt, waren die Rheinländer Jahrzehnte lang die kräftigsten Förderer des politischen Lebens; — sie waren es zumeist, die mit Lebhaftigkeit für jene Grundsätze eintraten, welche heute die Grundlage unseres Staatslebens bilden.

Ein Mittelglied zwischen dem norddeutschen Tieflande und dem Rheinlande und seinen Gebirgshöhen bildet Westfalen. Es trägt nach dem Süden hin den rheinischen Charakter, im Norden den des Tieflandes. Die Grenze des Schiefergebirges wird im Norden von dem westfälischen Kohlenzuge an der Ruhr und von dem belgischen an der Maas und Sambre gebildet. Die Urbarmachung des Landes bot in Westfalen größere Schwierigkeiten noch als in dem norddeutschen Tieflande. Es mag dieses mit eine Ursache sein, warum die eigenthümlichen Charakterzüge des Norddeutschen bei diesem Stamme noch ausgeprägter erscheinen als beim Pommer und Märker. Doch mischen sich auch einzelne Züge niederländischen Wesens mit ein. Westfalen, in dessen Gebirgsschluchten der Eroberungssucht des Römischen Reiches zum ersten Mal ein rauhes „Halt!“ zugerufen wurde, erscheint in dem Gepräge seines Landes, in seiner Abgeschlossenheit und nach der Natur seiner Bewohner als eines der Länder, welche wesentlich dazu beitrugen, Preußen in seiner deutschen Mission zu unterstützen.

In ähnlicher Weise war dies bei Schlesien der Fall, dessen Bevölkerung in ihren Charaktereigenthümlichkeiten der norddeutschen sich anschließt, dessen Berghöhen aber gegen das Vordringen slavischen Wesens mächtige Grenzwälle bilden.

Wir ersehen aus den Gegensätzen, welche sich aus der territorialen Beschaffenheit Preußens ergeben, aus der Verschiedenheit der Beanlagung und des Charakters der Bevölkerung Preußens zugleich die Mannichfaltigkeit und Eigenartigkeit des Materials, das sich dem hochbegabten Fürstengeschlechte darbot, als es den Aufbau der preußischen Monarchie begann und glorreich vollführte, ein Werk großer Sorgen und unermüdlicher Beharrlichkeit, dessen Gelingen zur Führerschaft Deutschlands berechtigte. —

Lehrreich ist es, die Geschichte der Entwicklung und Zusammenfügung dieses Staatenkomplexes zu verfolgen, zu prüfen, welche Grundsätze es waren, durch deren Befolgung man dazu gelangte, so viele gegensätzliche Elemente zu einem großen Ganzen zu vereinigen, zu einem Staatswesen, welches in einer Zeit allgemeinen Umwandlungsdranges, in der selbst das norböstliche Riesenreich in seinen Grundfesten erzittert, als ein Hort der Stabilität erscheint.

Dodern bei Lüneburg.

Digitized by Google

Die Urzeit.

Bild des Urlebens

Die Heimat wird erst dann heimisch", sagt Gruppe mit Recht, „wenn der Boden sich belebt und redet, und die Vaterlandsliebe, die Mutter so vieler Tugenden, kann nicht besser angeregt werden, als wenn schon die Jugend lernt, daß Geburts- und Wohnort nichts Zufälliges und Gleichgiltiges sei."

Dieser Worte wollen wir uns erinnern, ehe wir das geographische Bild des Stammlandes unseres Staates, der Mark Brandenburg, näher ins Auge fassen. Auch hier redet der Boden zu uns in tausend Zungen. Von den Tagen unserer Urväter bis auf die Gegenwart sehen wir die Geschichte der Mark innig verknüpft mit der Geschichte des Gesammtvaterlandes, und es ist keine große Epoche in dem Werden unseres Volkes, in welcher die Mark Brandenburg nicht eine hervorragende Rolle gespielt hätte. Daß der Charakter dieses Landstriches dem eines guten Theils von Norddeutschland glich, dafür lassen sich Beweisstellen aus älteren Schriftstellern, die sich auf Germanien beziehen, auch für den vorliegenden Zweck anführen. Der Grad ihrer Glaubwürdigkeit wird sich ja schließlich annähernd ergeben. „Das Land", sagt Tacitus, „obwol von verschiedenartigem Aussehen, ist im Ganzen voll starrer Waldung und scheußlicher Sümpfe." Nach Seneca's Ausspruch „lastet ein trüber Himmel beständig auf Germanien." Erwiesen ist es, daß die Mark Brandenburg einen Theil des Flachlandes, einer nach der Nordsee zu sich allmählich senkenden Ebene bildet, die einst unter dem Meeresspiegel lag. Schon die Gestalt des Bodens weist darauf hin: hier weit ausgedehnte Höhenzüge, die an die aufgethürmten Wellenberge des Meeres erinnern, dort Tiefen, dort wieder gleichförmige Ebenen, der spiegelglatten Fläche des ruhenden Meeres entsprechend. Dazwischen finden sich Hochebenen, die als Inseln hervorgeragt haben mögen. Kleinere und größere Granitblöcke lagen in großer Zahl auf dem Boden umher. Aus grauer Vorzeit stammen,

Digitized by Google

wie kundige Geologen uns belehrt haben, diese Steine. „Ehe noch das Verhältniß der Zonen auf der kreisenden Erde geregelt war, als der Ozean noch ohne Schranken und Grenzen in jugendlichem Muthwillen sein Spiel trieb, als die Nord- und Ostsee, Dänemark und ein großer Theil von Norddeutschland noch ein großes Wasserbecken bildeten, wurden diese Granitsteine, in Eisblöcke gehüllt, schwimmend aus dem Norden nach dem Süden getrieben. In unseren wärmeren Regionen thauten die Eisberge langsam auf und entäußerten sich ihrer steinernen Last, wo sie gerade lagerten. Daher finden wir auch jetzt noch in vielen Gegenden Deutschlands in den Ebenen und Schluchten, auf Anhöhen und Bergen solche Felstrümmer großer und kleiner Art, ganze Massen von Granitgeröll. Die Naturwissenschaft hat diese Steine Wandersteine, Irrsteine, erratische Felssteine genannt, woraus der gemeine Mann Feldsteine gemacht hat." Nach Jahrtausenden gelangte endlich eine der heutigen ähnliche Pflanzenwelt zur Entwicklung.

Wer in jener Zeit hätte herniederschauen können auf unsere Mark, dem würde sich ein wunderbarer Anblick geboten haben. Fast nichts als dunkle Wälder, mit Buschwerk eingefaßte, grün und braun schimmernde Moore und blitzende, das Blau des Himmels abspiegelnde Gewässer, Flüsse, Bäche und eine Unzahl von Seen hätten sich seinen Blicken gezeigt. Die meist mit Kiefernwaldungen besetzten Höhen erschienen, je nach der Entfernung und dem sie umhüllenden Nebelschleier, in Hellblau, Dunkelblau, Schwarzblau, ja sogar in Schwarz; in den fruchtbaren Thälern standen schattige Haine von Eichen und Buchen. Sandhügel, von scharfen Winden aufgethürmt, ragten empor, an deren Abdachungen Fichtenstämmchen, Dorngesträuche, Heidekraut und andere Gewächse mühsam ihr Leben fristeten und dem Boden festen Halt und ein dem Auge wohlthuenderes Aussehen zu geben vermochten. Auf den Hochebenen gediehen, das krause Wachholdergesträuch und die undurchdringlichen Schlehdornhecken überragend, die weißstämmigen Birken, ihr wallendes Haar dem Spiele der launischen Winde preisgebend. Dazwischen fehlte es nicht an üppigen Wiesen und an rohrbestandenen, fahlgrauen Sümpfen. An den noch nicht eingedämmten Ufern der Bäche und Flüsse hatten sich Erlen angesiedelt; Kalmus, Binsen und vielerlei Arten von Weidengesträuchen umsäumten die Ränder der Seen. Luche, deren braungraue, vom Wurzelgeflecht der Wasserpflanzen sich bildende Decke zur Frühjahrszeit vom aufquellenden Grundwasser emporgehoben wird, bedrohten einen Jeden, der darüber hinweg zu gehen wagte, mit Tod und Verderben. Auf einzelnen Waldstellen standen und lagen Bäume und Gesträuche, lebendiges und todtes Gehölz, Pflanzen und bemooste Steine wirr durch einander. „Urstämme, mit langen Flechten umhangen, glänzten silbergrau gleich riesigen Säulen, welche hoch oben das Laubdach tragen; dichter Schatten deckte den Grund, über dem Wurzelgeflecht und gestürzten Stämmen lag die grüne Moosdecke, aus der üppig wuchernde Farrnwedel aufsprossen." Waldstellen solcher Art wären von fast undurchdringlicher Dichtigkeit, so daß Mancher, der sich hinein wagte und die Richtung, aus der er gekommen war, aus dem Auge verlor, nach verzweiflungsvollen Anstrengungen einen Ausweg nicht zu finden vermochte und eine Beute des Hungers oder der wilden Thiere ward; so schaurig erschienen sie schon dem Auge und so vielfach waren sie kühnen Eindringlingen Stätten des Todes geworden, daß selbst unsere starknervigen Vorfahren Grauen vor ihnen hegten, und ihre Phantasie sie mit fabelhaften Thieren, Einhörnern, Drachen und Schlangenkönigen bevölkerte.

Auf anderen Stellen dagegen bot sich dem Auge zur Sommerszeit manch lieblicher Anblick. Emsige Bienen umfliegen die lebhaft pfirsichroth gefärbten Sträußchen des Heidekrauts, Schmetterlinge gaukeln umher, der buntgefleckte Wald-Sandkäfer fliegt und läuft über den gelben, heißen Sand dahin, die Eidechse raschelt im dürren Laube, Ringelnattern sonnen sich an feuchten, warmen Stellen, die rothe Schnarrheuschrecke schwirrt vorüber, zwischen Gras und Moos irrt der metallisch glänzende Leuchtkäfer umher.

Unerschöpflicher Born der Natur, was ist seit jener grauen Vorzeit in tausendfältiger Gestaltung aus dir emporgestiegen und in deinen Schoß zurückgekehrt! —

Digitized by Google

Der schwarze, der grau-grüne, der blaue und der rothhäuptige Specht hämmerte, wie heut, an den trockenen Aesten der Föhren, deren Wipfel bald flüsternd, bald dumpfrauschend ihre so schwermüthigen Weisen ertönen ließen. An den braunen Stämmen rannte, Nahrung suchend, mit leisem, helllingendem Ruf der graue Baumläufer empor, zierliche Goldhähnchen hingen an den Aesten, auf den breiten Zweigen der Rieseneichen spielten Eichhörnchen, und über Wald und Gewässer zogen helläugige Raubvögel ihre weiten Kreise. In den Flüssen und Seen gab es eine Unzahl von Fischen, Fröschen, Bibern, Fischottern und Wasserschlangen. Eben so groß war die Menge der Sumpf- und Wasservögel. Wohin der Fuß des Sterblichen sich nicht wagen durfte, schritten auf schwankender Sumpfdecke Störche, Kraniche und Reiher in sicherer Ruhe dahin und fanden reiche Nahrung.

Erratische Blöcke, die sogenannten Markgrafensteine bei Fürstenwalde.

Aber der Spaziergänger heutigen Tages würde sich gehütet haben, jene Waldungen zu durchwandern. Nicht allein wilde Pferde, Auerochsen, Elenthiere, Hirsche, Rehe, Hasen, Füchse, Adler und Geier gab es in großer Zahl, sondern die Wälder waren auch bevölkert von Wölfen, wilden Katzen, Luchsen und Bären, mit denen die Bewohner des Landes sich beständig im offenen Kriege befanden. Wir schildern eine Periode, die weit hinter der sogenannten historischen Zeit liegt. Altmark, Prieguitz, Mittelmark, Uckermark und Neumark, so alt diese Benennungen auch sind, erreichen sie doch nicht die Zeit, mit der wir es hier zu thun haben. Es besteht die Vermuthung, daß die kleinen Landschaften, das Havelland, der Teltow, der Nieder- und Ober-Barnim, der Lebus, Ruppin und die Zauche schon Grenzen und Namen hatten, als noch Wodan und die übrigen germanischen Gottheiten in unseren Marken angebetet wurden.

Nur diese ferne Epoche läßt ein so völlig verändertes Bild des Landes denkbar erscheinen. Das Ganze müssen wir uns als eine Wildniß vorstellen, aus deren Gewässern, Wiesen und Mooren beständig Nebel aufsteigen und die Landschaft mit einem mehr oder

Digitized by Google

minder dichten Schleier umhüllen. Dieses erklärt die grausigen Schilderungen, welche uns die römischen Schriftsteller von der Heimat unserer Voreltern entwerfen, und der Eindruck des Landes auf die Fremdlinge muß um so tiefer gewesen sein, als über ihrer Heimat ein krystallener Himmel sich wölbt, an dem nur selten die Sonne durch dunkles Gewölk und graue Nebellagen verdeckt wird.

Das Volk.

So war das Land unserer Vorväter. Schon die Schilderung des Landes wird wol dazu beitragen, irrige Vorstellungen über die ältesten Bewohner desselben zu berichtigen.

Die Einwanderung der dem arischen Urstamme zugehörenden Germanen hat in grauer Vorzeit stattgefunden. Die Heimat des arischen Urstammes ist Hochasien, von Luther „Arche“ genannt. Früher noch, als die Einwanderung der Germanen in Europa erfolgte, hatte sich von Hochasien aus eine Völkerwelle nach Westen verbreitet, aus der zwei Völkerschaften, die Griechen und die Italiener, entstanden. Dann folgte die Völkerwelle der Kelten und danach erst die der Germanen. Der Name Germanen, aus dem Keltischen stammend, bedeutet Nachbarn.

Hören wir nun über die Germanen zunächst den schon genannten großen römischen Geschichtschreiber, jedoch mit Vorbehalt, begründet auf ein Zweifaches. Indem er ein Gemälde der Germanen entwarf, leitete ihn offenbar die Absicht, seinem Volke die Gefahr, in der es sich, einem so furchtbaren Feinde gegenüber, befand, in greller Weise vor die Seele zu führen; fürs Andere wollte er seinen sittenlosen Landsleuten ein möglichst kräftiges Bild eines zwar rohen, aber biderben Volksstammes geben. So mochte die Absicht, die er hegte, hier Furcht oder doch Vorsicht, dort Nacheiferung zu erregen, unwillkürlich Einfluß auf seine Darstellung ausüben. Doch hören wir ihn!

Tacitus schreibt: „Daß die Völker Germaniens nirgends in Städten wohnen, ist hinlänglich bekannt; nicht einmal zusammengebaute Häuser dulden sie. Abgesondert und zerstreut siedeln sie sich an, wo ein Quell, eine Flur, ein Gehölz einladet. Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise, aus verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden, an; Jeder umgiebt sein Haus mit einem Hofraume, sei es gegen Feuersgefahr, oder aus Unkunde des Bauwesens. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen in Gebrauch; sie nehmen zu Allem unförmlichen Baustoff, ohne Ansehen und Anmuth. Einige Stellen übertünchen sie sorgsamer mit einer so reinen und glänzenden Erde, daß es wie Malerei und Farbenzeichnung aussieht. Sie pflegen auch unterirdische Höhlen auszugraben, die sie oben dick mit Dünger belegen, als Zufluchtsort im Winter und zum Behältniß der Feldfrüchte; weil solche Oerter die Strenge des Frostes mildern, und, wenn etwa der Feind einbricht, er nur das Offenliegende verheert, Verstecktes aber und Eingegrabenes unbemerkt bleibt und gerade darum vermißt wird, weil man es suchen muß.“

„Die allgemeine Tracht ist ein Rock, mit einer Spange, oder in deren Ermangelung mit einem Dorn zugemacht; im Uebrigen unbedeckt, liegen sie ganze Tage am Herde und am Feuer. Die Reicheren zeichnet eigene Kleidung aus, nicht wallend wie die Sarmaten und Parther, sondern enge und jedes Glied ausdrückend. Sie tragen auch Thierfelle; die Nächsten am Rheinufer ohne Wahl, die Entfernteren auserlesene, da kein Handel ihnen andern Schmuck liefert. Sie suchen Thiere aus und besetzen die abgezogenen Felle mit geflecktem Pelzwerk, das der äußerste Ozean und ein unbekanntes Meer hervorbringt. Die weibliche Tracht ist von der männlichen nicht unterschieden, nur daß die Weiber sich häufiger in leinene Gewänder hüllen, die sie mit Purpurstreifen zieren; die Kleidung läuft oben nicht in Aermel aus, so daß Schultern und Arme nackt sind, auch die Brust ist von oben unverhüllt. Gleichwol ist das Ehebündniß strenge und in keinem Punkte sind die Sitten lobenswürdiger.“

„Waffen anzulegen ist Keinem erlaubt, bevor nicht die Gemeinde ihn für wehrhaft erklärt hat. Dann schmückt in der Versammlung selbst entweder einer der Vorsteher oder der Vater

Digitized by Google

oder ein Anverwandter den Jüngling mit Schild und Frame (Spieß). Dies ist ihre Toga, dies der Jugend erste Ehrenstufe: bis dahin sind sie Glieder des Hauses, nun des Gemeinwesens. Vornehme Abkunft, große Verdienste der Väter verleihen auch den Knaben schon Auszeichnung beim Fürsten; sie werden den übrigen Rüstigeren und längst Erprobten beigesellt, und Keiner schämt sich, im Gefolge aufzutreten. Dieses hat sogar seine Rangordnung, nach der Wahl Dessen, der es anführt. Großer Wettstreit unter dem Gefolge um den ersten Platz beim Fürsten, sowie unter den Fürsten um das zahlreichste und wackerste Gefolge. Das ist Würde, das ist Macht, immer von einer großen Schar auserlesener Jünglinge umgeben zu sein; das ist Zierde im Frieden, Schutz im Kriege."

„Und nicht blos bei Landsleuten, auch bei benachbarten Völkerschaften erwirbt Namen und Ruhm, wer durch zahlreiches, tapferes Gefolge hervorglänzt. Solche werden von Gesandtschaften angegangen, mit Geschenken beehrt, und ihr Name schon hat oft Kriege abgethan.

Schwerterſprung. Zeichnung von H. Lentemann.

Nur eine Art von Schauspiel giebt es, und bei jeder Zusammenkunft dieselbe. Nackte Jünglinge springen zum Zeitvertreibe tanzend zwischen aufgesteckte Spieße hinein oder über gezückte Schwerter hinweg. Die Uebung hat Kunst, die Kunst Anstand erzeugt. Nicht um Lohn jedoch oder Gewinn thun sie es; des kühnen Muthwillens Preis ist die Beluſtigung der Zuschauer."

„Selten bedienen sie sich der Schwerter oder größerer Lanzen. Sie führen Spieße, oder nach ihrer Benennung Framen, mit schmaler und kurzer Eisenspitze, aber so scharf und zum Gebrauche bequem, daß sie mit demselben Wehrzeuge nach Erforderniß von nahe und von ferne kämpfen. Der Reiter wenigstens behilft sich mit Schild und Frame. Das Fußvolk schleudert auch Pfeile, Jeder mehrere, und ungeheuer weit. Sie streiten nackt oder in leichtem Kriegsmantel. Ihr Anzug ist ohne Prunk; nur die Schilde sind mit auserlesenen Farben bemalt; Wenige sind mit Panzer, nur hier und da Einer mit Helm oder Sturmhaube versehen. Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus; aber sie werden auch nicht — wie die unserigen — zu allerhand Wendungen abgerichtet.

Digitized by Google

Sie reiten gerade aus, oder mit zusammenhängender Schwenkung zur Rechten in so geschlossenem Umschwunge, daß keiner zurückbleibt. Im Ganzen besteht ihre Hauptstärke im Fußvolke; deshalb streiten sie in gemischten Haufen, wo die Schnelligkeit der Fußgänger sich dem Reiterkampfe trefflich anfügt, indem man die Auserlesenen der gesammten Jugend vor die Schlachtreihen stellt. Auch die Anzahl ist bestimmt; jeder Gau liefert Hundert; so werden sie auch bei den Ihrigen genannt, und was Anfangs Zahlbestimmung war, ist nun Ehrenname. Die Schlachtordnung ist in Keilrotten aufgestellt. Zurückweichen, wofern man nur wieder ansetzt, heißt ihnen vielmehr Klugheit als Zaghaftigkeit. Die Leichname der Ihrigen tragen sie, auch in unentschiedenen Gefechten, weg. Den Schild zurücklassen, ist die größte Schande. Solch ein Ehrloser darf weder Opfern beiwohnen, noch in Volksversammlungen treten."

„Kommt es zur Schlacht, so ist es Schande für den Fürsten, an Tapferkeit nachzustehen, Schande für das Gefolge, nicht dem Fürsten an Tapferkeit nachzukommen. Ehrlos und geschändet ist, wer, den Anführer überlebend, aus der Schlacht zurückkehrt."

„Wenn sie nicht in den Krieg ziehen, bringen sie viele Zeit mit Jagen, mehr noch im Müßiggang zu, dem Schlafen und Schmausen ergeben. Die Tapfersten und Streitbarsten treiben nichts; die Sorge für Haus und Herd und Feld bleibt den Frauen, den Greisen und den Unvermögendsten der Familie überlassen; jene brüten hin."

„Bewirthung und Gastrecht übt kein anderes Volk so freigebig aus; irgend einen Menschen vom Hause abweisen, wird für sündlich gehalten; Jeder bewirthet den Gast nach Vermögen mit reichlicher Kost."

„Wechselseitige Aussöhnung von Feinden, Abschließung von Eheverbindungen, Wahl der Häupter und endlich Friede und Krieg wird meistens beim Gastmahle verhandelt, als ob zu keiner Zeit für aufrichtige Gedanken offener die Seele oder für große feuriger sei. Dieses Volk ohne List und Trug öffnet noch das Innere der Brust bei zwangloser Fröhlichkeit. Hat nun Jeder ohne Rückhalt seine Meinung dargelegt, so wird dieselbe des folgenden Tages von Neuem vorgenommen, und jedem Zeitpunkt widerfährt sein Recht. Sie rathschlagen, wo keine Verstellung, und beschließen, wo keine Bethörung stattfindet."

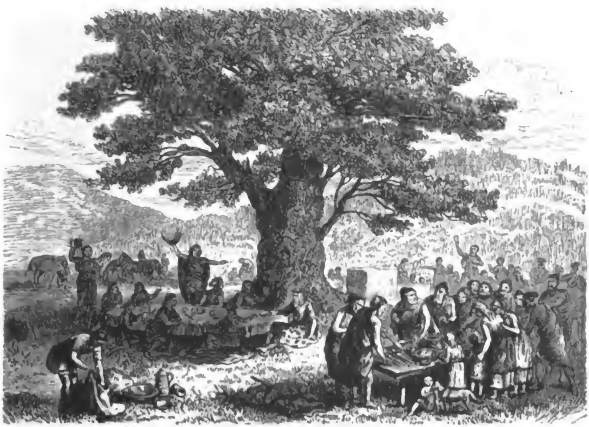
„Silber und Gold haben die Götter — soll ich sagen aus Huld oder aus Zorn? — ihnen versagt. Dennoch wollte ich nicht behaupten, daß Germanien keine Ader Gold oder Silber erzeuge, denn wer hat nachgeforscht? Besitz und Gebrauch reizt sie nicht sehr. Man sieht bei ihnen silbernes Geschirr, womit ihre Gesandten und Häupter beschenkt worden, nicht in höherem Werthe stehen als irdenes."

Waffen. Ein anderer berühmter Schriftsteller jener Zeit, **Diodor von Sizilien**, der ein Zeitgenosse von Julius Cäsar war, also vor Christi Geburt lebte, giebt uns über die Waffen der alten Germanen Nachrichten, die mit denen des Tacitus nicht ganz übereinstimmen. „Als Waffen", sagt er, „führen die Deutschen eigenthümlich bemalte Schilde. Zuweilen sind auch Thiere von Erz darauf abgebildet, was nicht allein zur Zierde, sondern auch zur größeren Sicherheit dient. Auf dem Haupte tragen Manche eherne Helme, oben mit hervorragenden Theilen, die Denen, welche sich ihrer bedienen, ein gewaltiges Aussehen geben; denn die Einen haben fest angebrachte Hörner daran, die Anderen Vordertheile in erhabener Arbeit, Vögel oder vierfüßige Thiere darstellend. Ein Theil trägt auch Panzer, die aus Eisen kettenartig geschmiedet sind, ein anderer Theil muß sich aber mit dem von der Natur Gegebenen begnügen, d. h. er kämpft nackt. Statt der Degen führen sie breite große Schwerter, die sie mit eisernen Ketten an die rechte Seite hängen. Einige halten auch die Gewänder mit vergoldeten oder übersilberten Gürteln zusammen. Sie werfen Speere, Lanzen genannt, mit ellenlangen eisernen Spitzen, wovon die einen gerade, die anderen spiralförmig geschmiedet sind, daß sie beim Zurückziehen das Fleisch zerreißen."

Auch über die Kriegsführung giebt derselbe Schriftsteller einige bemerkenswerthe Nachrichten. „Bei den Schlachten", sagt er, „pflegen Einzelne aus den Reihen herauszutreten

Digitized by Google

und die Tapferſten unter den Gegnern zum Zweikampfe herauszufordern, die Waffen ſchwingend und die Feinde abſchreckend. Wenn man ſie vor der Schlacht hört, ſo preiſen ſie die Waffenthaten ihrer Voreltern, erheben ihre eigene Tapferkeit, ſchmähen den Feind und benehmen ihm überhaupt ſchon durch Worte vor dem Kampfe Zuverſicht und Kühnheit des Geiſtes. Den gefallenen Gegnern nehmen ſie die Köpfe und hängen ſie an die Hälſe ihrer Pferde. Die Waffenbeute übergeben ſie ihren Sklaven; ſie ſelbſt jubeln und ſingen den Siegesgeſang. Nach der Heimkehr hängen ſie die Kriegsbeute an ihren Häuſern auf, wie bei manchen Jagden das erlegte Wild; die Häupter der Ausgezeichnetſten von den gefallenen Feinden ſalben ſie mit Cederöl ein und bewahren ſie in einem Schranke auf, ſie zeigen dieſelben alsdann den Fremden und deuten dabei an, daß entweder ihre Ureltern, oder ihr Vater, oder ſie ſelbſt dieſes Siegeszeichen nicht für große gebotene Schätze hingegeben hätten."



Feſt auf der Malwieſe. Zeichnung von H. Leutemann.

„Erwartend oder des Sieges froh erfüllten ſie die Nächte vor und nach dem Kampf mit Geſang und begrüßten den Feind mit Schlachtliedern, ja ſie maßen dem Klang derſelben eine weiſſagende Bedeutung bei und verſtärkten ihn, indem ſie die Schilde vor den Mund hielten. Bei der Beſtattung der Leichen wie bei dem fröhlichen Mahl gab die Stimmung ſich im Geſange kund. Die Harfe begleitete das Wort."

„Die Deutſchen", ſagt Seneca, „werden gleichſam in Waffen geboren und erzogen, und ihre einzige Sorge geht auf die Waffen; das Uebrige vernachläſſigen ſie."

Eine hohe Stellung nahm bei den Germanen die Frau ein. Nach Tacitus herrſchte bei ihnen der Glaube, „daß dem Weibe etwas Heiliges und Vorahnendes innewohne, daher des Weibes Rath beachtet ward." In Keuſchheit wuchs die Jugend heran, für die verlorene weibliche Unſchuld gab es keine Sühne; weder Schönheit noch Reichthum gewannen dem gefallenen Mädchen einen Gatten. Die Ehe, erſt in reifen Jahren eingegangen, galt für heilig. Entgegen der bei anderen Naturvölkern herrſchenden Sitte, verband ſich der Mann nur mit einem Weibe. So hoch ward in einzelnen Landestheilen der Ehebund gehalten,

Digitized by Google

daß sogar eine Wiederverheirathung der Wittwen nicht gestattet war. Ueber das treulose Weib erging ein unerbittliches Gericht. Nachdem sie in Gegenwart der Verwandten und der Freunde des Hauses des Schmuckes ihres langen Haupthaares beraubt worden war, wurde ihre Verstoßung ausgesprochen und sie darauf hinweggetrieben. „In Germanien gelten gute Sitten mehr als bei uns Gesetze." Dies ist der Ausspruch eines edelgesinnten Römers, der die zunehmende Mißachtung der Ehe unter seinem Volke mit Recht als eines der Hauptzeichen seines Verfalles ansah. „Allerdings", sagt Moritz Carriere, „ist es kein zartes Bild, wenn die teutonischen Frauen mit geschwungenen Streitäxten ihren fliehenden Männern entgegentraten und mit ihnen gemeinsam unter die Feinde stürzen, wenn die, welche in die Gewalt der Römer gerathen, sich lieber erdrosseln, als sich preisgeben, oder wenn die Priesterinnen der Cimbern das Opfer der Kriegsgefangenen vollziehen, um aus dem in den ehernen Kessel strömenden Blute zu weissagen. Das Bild entspricht dem rauhen Heldenalter.

Jagd auf den Wisent. Zeichnung von H. Leutemann.

Es wird aber großartig schön, wenn die Brukterer von Velleda sich die Losung der Befreiungsschlacht holen und ihr die Siegestrophäen zu Füßen legen. Dabei bereiteten die Frauen, die Friedensweberinnen, dem streitbaren Mann das ruhige Glück des Hauses, und ihre linde Hand verband und heilte seine Wunden." Und ein anderer Kenner altgermanischen Lebens ‚Schuler-Libloy' berichtet: „Im Hause lehrt die Frau, was Sitte des Lebens sei, wie man die Götter anrufe, wie man Meth bereite und Haferbrot, und wie man Runen in den Stab schnitze zum Andenken an Das, was geschehen ist oder geschehen werde."

Nach Cäsar hatten die Germanen „sich der Gewohnheit ergeben, in dem kalten Lande gar keine Kleider zu tragen, ausgenommen Felle, deren Kleinheit einen großen Theil des Körpers bloß läßt, und in den Flüssen sich zu baden." — „Unbekleidet", sagt der Geograph Pomponius Mela, „leben sie bis zur Zeit der Reife; die Männer hüllen sich in kurze Gewänder oder in Baumbast, mag der Winter auch noch so streng sein."

Digitized by Google

Kleidung. Obwol im Ganzen der muskelstärkenden Abhärtung ergeben, versagten sich unsere Voreltern doch nicht den Genuß eines bequemen Lebens, soweit dieses in jenen einfachen Verhältnissen denkbar sein kann. Italien lockte sie zu ihrem Verderben oft genug in seine üppigen Fluren. Es läßt sich daher annehmen, daß uns hier die römischen Schriftsteller übertriebene Schilderungen von der Einfachheit der Gewandung entworfen haben. Ziehen wir daneben noch andere Nachrichten in Betracht, so werden wir wol zu der Annahme berechtigt sein, daß Fürsten und Edle unter dem rauhen Mantel noch ein eng anschließendes Gewand trugen. Leinen- und grobe Wollenzeuge verwandte man zu Kleiderstoffen. Thierhäute wurden mehr noch benutzt, wol aus dem Grunde, weil sie dem Manne ein wilderes und kriegerischeres Ansehen gaben. Lag doch der Gedanke nahe, daß Derjenige, der ein Gewand von der Haut eines Wolfes, eines Bären oder eines Auerochsen trug, auch das Thier, dem das Fell im Leben angehörte, im männlichen Kampfe besiegt hatte.

Erlegung des Bären. Zeichnung von H. Leutemann.

„Bepelzte Männer" war eine Bezeichnung der Germanen im Munde der Römer. Gern schmückten sie das Hauptstück des Mantels durch das Aufheften kleinerer Stücke von Pelzwerk anderer Farbe. Solche Kleidungsstücke wurden Buntwerk oder Veh genannt, eine bis weit ins Mittelalter hinein geschätzte Tracht.

Die Frauen verwandten meist leinenen Stoff, den sie sich durch Flachsbau und Weben zu verschaffen wußten, zu ihren Gewändern. „Kein schöneres Gewand als Leinenzeug kennen die deutschen Frauen", sagt der ältere Plinius. Ob, nach Tacitus, alle Frauengewänder mit Purpurstreifen geschmückt waren, möge dahingestellt bleiben, vielleicht wurde auch vielfach ein anderes, weniger kostbares Roth zur Einfassung verwandt. Von den Cimbern wird erzählt, daß unter ihnen weissagende Priesterinnen gewesen seien, „grau vor Alter, in weißen Kleidern, darüber Mäntel von feinstem Flachs, mit einem ehernen Gürtel, unbeschuht." Weiß und schwarz waren ihre symbolischen Hauptfarben, auf das lichte und das dunkle Reich ihrer Gottheiten hindeutend. In weißen Gewändern erschien

Digitized by Google

man bei Festen zu Ehren der Götter und bei anderen feierlichen Gelegenheiten, Schwarz war die Farbe der Trauer. Den auf der Raudischen Ebene zu ihrer Wagenburg zurückfliehenden Teutonen wurde von ihren Frauen in schwarzen Trauergewändern ein grimmer Empfang bereitet. Ob unsere Vorfahren bunte Gewänder getragen haben, ist aus den geschichtlichen Nachrichten nicht ersichtlich, doch läßt sich dies annehmen, wenn man erwägt, daß Frische und ungetrübte Lebenslust auch in ihrer Natur lag, daß andere Farben verschiedenen Gottheiten geweiht waren, und endlich, daß nicht lange danach ausdrücklich in Geschichtswerken von heller Farbenpracht der Gewänder die Rede ist.

Neben der Kraft und Wohlgestalt des Körpers fanden die großen blauen, feurig blickenden Augen und das üppige blonde Haar unserer Vorfahren die größte Bewunderung ihrer Zeitgenossen, ja das blonde Haar wurde bei den modesüchtigen Römern auf einen langen Zeitraum hin ein bedeutender Handelsartikel. Der deutsche Gefangene wurde seines Haares beraubt, um damit üppige Römerinnen zu schmücken. Einigen Kaisern wird nachgesagt, „daß sie aus Liebe zum germanischen Blond ihr Haar mit Goldstaub gepudert hätten."

Haar und Bart waren bei den Germanen das Zeichen eines freien Mannes; der Sklave trug das Haar kurz. Ein freier Mann, der bei einem Bruderstamme in Gefangenschaft gerathen war, oder der in dem von unseren Voreltern leidenschaftlich geliebten Würfelspiele seine Freiheit verloren hatte, büßte sein Haar ein. Derjenige war sein Herr, der ihn schor, oder auf dessen Befehl diese Handlung an ihm vollzogen ward, so daß demnach das Scheren des Haares eine rechtskräftige Bedeutung hatte.

Ueber den Schmuck unserer Vorfahren reden die Blätter der Geschichte nicht, nur der stumme Mund der Gräber giebt uns dürftige Kunde. Gold und Silber waren, wie uns Tacitus belehrt, damals keine Erzeugnisse des heimischen Bodens und wurden auch in der Urzeit wenig beachtet. Erz allein, der bedeutungsvolle Stoff, das Hauptmittel politischer Völkergestaltung, stand in hohem Ansehen, denn aus ihm wurden Schwerter, Framen- und Pfeilspitzen, Waffenstücke und kriegerische Zierrathen mancherlei Art geformt, die in ihrem hellen Glanze einst ihre dem Kampfe zujauchzenden Träger erfreuten, deren Ueberbleibsel aber jetzt von dem „edlen Rost" vernichtet und zum Theil vernichtet sind.

Ueber die Wohnsitze der verschiedenen deutschen Völkerschaften wissen wir wenig. Unsere Marken wurden nach dem Urtheil des Tacitus damals von den Heldenvölkern des mächtigen Suevenbundes bewohnt, dessen Gebiet, in hundert Gaue geschieden, im Osten von der Weichsel und im Westen von der Elbe und Saale begrenzt war. Als eine Eigenthümlichkeit verdient hierbei noch die Haartracht der Sueven hervorgehoben zu werden. Sie faßten das Haar auf dem Scheitel zusammen und banden es in einen Knoten. Dennoch fiel es in reicher Fülle auf Schultern und Nacken hernieder. Die Art dieser Haartracht trug nicht wenig dazu bei, ihnen ein schreckhaftes Ansehen zu geben. Unter den Sueven rühmten sich die Semnonen die ältesten und edelsten zu sein, und gerade dieser Stamm bewohnte das Gebiet der Oder, Havel und Spree, also das Stammland des preußischen Staates. Dies Gebiet galt gleichsam als Waffenplatz und Ausgangspunkt des ganzen Stammes. Die Bewohner desselben waren die Haupthelden des Suevenbundes, und in ihren Marken lag das Heiligthum des ganzen Stammes, ein uralter Hain, in dessen schauerlichem Dunkel oftmals gefangene Feinde ihr Leben auf dem Opfersteine verröchelten. Die Ehrfurcht vor der Gottheit, der man hier eine heilige Stätte bereitet hatte, war so groß, daß Derjenige, der sich in das grauenvolle Heiligthum zu begeben gedachte, freiwillig seine Hände den Fesseln darbot. Wer sich der Gottheit näherte, entäußerte sich durch diese symbolische Handlung seines höchsten und theuersten Gutes, seiner Freiheit; wer durch Zufall ausglitt und niederfiel, durfte sich nicht wieder erheben, sondern ward stillschweigend am Boden hinausgewälzt.

Digitized by Google

Leichenfeier bei Verbrennung eines Edlen. Zeichnung von H. Leutemann.

Digitized by Google

„— — — — — — Ein Altar war erhöht
Von Felsen und der Eichen heil'gen Stämmen.
Ein frisches Grün umzog den äußern Rand,
Mit Blumen war das Heilige behangen,
Und feiernd standen nach der Väter Weise
Die Priester um ihn her im dichtgedrängten Kreise."

Die germanischen Götter.

Der lebendige Odem Gottes, der durch die Natur weht, war das Einzige, was die Seelen unserer Voreltern berührte; mit unbefangenen Sinnen schauten sie hinein in den Spiegel des Göttlichen — in die Natur. Zwischen den Altvordern und ihrer Gottheit lagen noch nicht alle die sozialen Schmerzen viel späterer Zeit, die Ueberfeinerung der Sitten und die Blasirtheit der Ueberkultivirten, nicht die Selbstgefälligkeit des Sprößlings des neunzehnten Jahrhunderts, kein hochmuthnährendes Allerweltswissen — nur jenes Buch — die Schrift, „die Gott allein geschrieben" — lag vor ihnen aufgeschlagen, und in dies schauten sie hinein mit ahnender Seele. Wir sind belehrt über die Erscheinungen der Natur, oder glauben es doch zu sein, und blicken nun auf Manches mit Gleichgiltigkeit, was in „fragwürdiger Gestalt" vor die Seelen unserer unbelehrten Vorfahren trat. Fast Alles, was sie um sich sahen, gestaltete sich ihnen zum Wunder. Sie sahen tausend Dinge, für die sie keine Erklärung hatten.

Ein tiefsinniger Dichter unseres Volkes, Jean Paul, schildert uns einen Menschen, der bis in seine Jünglingszeit hinein in einem Gemach unter der Erde erzogen und der an einem schönen Frühlingsmorgen zum ersten Male hinaufgeführt ward in die schöne Gotteswelt. Mit unbeschreiblichem Staunen blickte er auf die Wunder der Natur, und als die blitzende Sonne das goldumsäumte Purpurgewölk durchbrach und Lichtströme über die Erde goß, sank er anbetend auf seine Kniee, denn er meinte, eine Gottheit zu sehen.

„Geheimnißvoll am lichten Tag" lag auch vor unseren Vorfahren die Gotteswelt, „Himmelskräfte *sahen* sie nicht auf- und niedersteigen, aber sie *ahnten* sie. — Was wir „Kräfte" nennen, gestaltete sich in ihren kindlichen Anschauungen zu göttlichen Wesen.

Würden wir, unter ihnen erzogen, nicht ihre Empfindungen und Anschauungen getheilt haben? — Versetzen wir uns einmal im Geiste unter sie!

Ueber ihre Häupter dahin zog das den Himmel verfinsternde, wogende, sich auftürmende Gewittergewölk, jähe Windstöße durchjagten in wilder Hast Wald und Heide, rollende Donner machten das Erdreich erbeben. Da zuckt aus der Nacht des Gewölks stammendes Feuer hernieder, krachender Donner erschüttert den Luftkreis, als ob der Himmel in Millionen Stücke zerbreche, und zersplittert liegt der mächtige, tausendjährige Eichstamm, dessen Krone allabendlich noch golden prangte, wenn unten schon nächtliches Dunkel sich gelagert. Aber das Wetter geht vorüber, nieder sinkt der sanfte Regen und erquickt die dürstende Flur, und am Himmel strahlt in keuscher Schöne der Regenbogen in herzerfreuender Pracht.

Welch einen Eindruck mußte solch ein erhabenes Schauspiel auf unsere Voreltern machen, deren Seelen stark waren, dabei aber die Empfänglichkeit des schuldlosen Kindes hatten! Als natürliche Folge wurde das Nachsinnen über die Ursache der wunderbaren Erscheinung in ihnen angeregt. Eine blindwirkende Kraft anzunehmen, dazu besaßen sie noch zu viel Einfalt des Herzens. Sie waren andererseits auch der Erkenntniß fern, daß sie in einem einzigen aber allmächtigem Wesen, in Gott, ihren ordnenden Mittelpunkt haben, und daß es eine „Harmonie des Weltenplanes" giebt, die mehr und mehr zu erkennen des Menschen höchster Beruf und höchster Lohn ist. Sie hielten sich zunächst an die einzelne Erscheinung, und es entstand in ihnen die Vorstellung von einem mit übermenschlichen Kräften begabten Wesen, das donnernd und blitzend in dem drohenden Gewölk über sie dahinfahre. Die Natur des Donnergewölkes trugen sie auf die Natur der Gottheit über: das Zerstörende des Blitzes, den Schrecken des Donners, den Segen des erquickenden Regens.

Digitized by Google

Ein Gleiches geſchah bei anderen Naturerſcheinungen. Sie theilten das Jahr nur in zwei Jahreszeiten, in Sommer und Winter. Oeder und unlieblicher ward es mit des Winters Nahen in Wald und Flur. Die Blumen ſterben hin, die fahlen Blätter werden von kalten Winden von den Bäumen geriſſen, des Waldes Sänger entfliehen, auch die dem Menſchen freundlichſten Vögel, Storch und Schwalbe, verlaſſen ihre gaſtlichen Stätten, die ſie in der Nähe der rauhen Söhne des Waldes gefunden hatten. Länger werden die Nächte, unter der Macht des Windes ächzen die hohen Föhren, des Wolfes Heulen und des Auerochſen Gebrüll erfüllen den nächtigen Wald mit ſchauerlichen Schreckniſſen.

Götterverehrung im heiligen Haine. Zeichnung von H. Leutemann.

Aber nicht mit einem Male gewinnt der Winter das Feld. Wieder lacht der blaue Himmel, wieder ſcheint auf Tage die Sonne warm, wieder wehen milde Lüfte. Da öffnen ſich hier und da verſpätete Knoſpen der Blumen, Schlangen, Eidechſen und Käfer allerlei Art kommen noch einmal aus der Erde und unter der Moosdecke hervor, und im geheimnißvollen Schoß der Erde regt ſich neues Leben in Wurzeln und Samen.

Plötzlich braust ein eiſiger Nord daher, und nach einer ſchaurigen Nacht ſtarren die entblätterten Bäume von Reif. Der Winter hat jetzt feſten Fuß gefaßt, der Erde Schoß iſt verſchloſſen, das Waſſer, das ſonſt bewegliche Element, iſt bedeckt von einer ſtarren Rinde und der Welle Spiel mit dem blumigen Ufer iſt auf lange dahin.

Doch die Zeit ging hin, die Tage wurden länger, der ſchmelzende Schnee ſank nieder vom dunklen Tannengebüſch. Aber auch der Sommer vermochte nicht im ſiegenden Sturmſchritt das Feld zu gewinnen, und der Winter tödtete in der Nacht wieder, was des Lichtes Strahl am Tage zu träumendem Leben erweckt hatte. Auch jetzt wogte unentſchieden lange der Kampf, und oft noch fand die Sonne bei ihrem Aufgange den Winter im grauen, kalten Nebelgewande und in dem eiſigen Barte, der am Tage zuvor für immer hinweggenommen zu ſein ſchien. Jetzt kamen einzelne Sänger des Waldes, der gravitätiſche

Digitized by Google

Storch und die trauliche Schwalbe, der Menschen Gefährten für die schöne Sommerzeit, und damit erst erschien ihnen der Sieg des Sommers entschieden. Nun schmückte sich neu der Wald, nun grünten und blühten Feld und Flur, und kräftig erwuchs, was Menschen und Thieren zur Freude und Nahrung dient. — Auch hinter diesen Erscheinungen ahnten unsere Voreltern die göttliche Kraft, aber das Betrachten des Einzelnen bewirkte auch hier die allmählich sich ausbildenden Vorstellungen einzelner Gottheiten. Die Gottheit, die ihnen durch das Leben der Erde Blumen und Früchte darreichte, die milde Luft, Licht und erquickenden Thau sandte, mußte ihnen als eine gute erscheinen. Anders gestaltete sich ihnen des Winters zerstörende, todtbringende Macht. Ihre Vorstellung entsprach dem Winter, sowol in seiner Gestalt, als auch in seinem Thun.

Aehnliches geschah bei den übrigen Erscheinungen der Natur. Ueberall ahnten sie die in die sichtbare Welt hineinragende Geisterwelt.

An besonders schönen, stillen und erhabenen Orten des Waldes fühlten unsere Vorfahren die Nähe göttlicher Wesen. Die Schauer der Einsamkeit und des Dunkels, verbunden mit der wunderbaren Sprache, welche die bald mehr bald weniger bewegte Luft den Aesten und Wipfeln entlockte, bald ein Rauschen gleich dem Brausen des Meeres, bald ein leises Flüstern, dann wieder ein plötzliches Krachen oder ein Aechzen und Stöhnen — das Alles war wol dazu angethan, das Gemüth mit heiligen Schauern und mit Ahnungen zu erfüllen. In ihren heiligen Hainen glaubten deshalb unsere Vorfahren der Gottheit am ehesten Huldigung und Verehrung darbringen zu müssen. Der ganze Wald war ihnen von höheren Wesen belebt. Die Elfen, Kobolde und Zwerge traten als die zur Person erhobenen Pflanzenseelen darin auf, meist gutmüthig und wohlwollend, bisweilen jedoch auch heimtückisch. Sie führen für gewöhnlich in den Bäumen ein Schlummerleben und werden nur aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, wenn an die Bäume eine vernichtende Hand angelegt wird. Dann vernimmt man Seufzen und Klagegetön.

Ganz andere Hieroglyphen, als für uns auf todtem Papier und verwitterten Steinen erforscht wurden, erschienen ihnen in der Natur in jedem lebendigen, belebten oder auch in todten Wesen. Die auf- und untergehende Sonne in ihrer Pracht, der zwischen den goldenen Sternen einsam dahinwandelnde und fortgesetzter Veränderung unterworfene silberstrahlende Mond, der buntgefiederte Vogel des Waldes, d sich auf schwankem, flüsterndem Zweige sein künstliches Haus baut, der ihnen Labe bietende Felsquell, der murmelnde, zwischen blumigen Ufern fließende Bach, der Strom, der heut sein klares Gewässer sanft dahinführt, morgen verheerend die Ufer überflutet, der Schwan auf der krystallisch schimmernden Woge des blauen Sees, die Nachtigall, die im dunklen Gebüsch ihren weithin tönenden Wundergesang erhebt — das waren Hieroglyphen des unermeßlich großen Wunderbuches der Natur, wahrlich Zeichen und Buchstaben, die heute noch den einsam Wandelnden eindringlich zur Deutung auffordern und Ahnungen in ihm erwecken! —

Dazu kam, daß sie die Natur noch sahen, wie wir nimmer sie sehen werden. Wie viel hat der Menschen Fleiß aus dem Urbilde jener Zeit verwischt! Das Land ist jetzt dicht bevölkert. Wohin wir auch gehen, überall finden wir Zeichen, die uns das Jahrhunderte alte Wirken des Menschen bekunden, und unmöglich machen es uns die Werke der Kultur, uns in das Denken und Fühlen jener kindlich einfachen Zeit zu versetzen.

Wie anders war es in jenen Urzeiten, in denen die Natur in ihrer ungezähmten Kraft und Wildheit, in ihrer Erhabenheit in unseren Marken waltete, in der die Schauer der Einsamkeit die Seele des einsam dahin Wandelnden oft genug erfüllten!

Das forderte Kräfte und Empfindungen in den Seelen unserer Voreltern heraus, die bei der heutigen gesellschaftlichen Gestaltung in uns niemals zur Entwicklung gelangen.

Ein einfacher Gang von einer Wohnstätte zur andern war damals mit Gefahren verbunden. Gefaßt und gerüstet mußte der Mann auf solcher Wanderung sein, mit den wilden Thieren des Waldes in jedem Augenblicke einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen.

Digitized by Google

Den, welcher solche Wagnisse nicht zu bestehen versuchte, der sich zu dieser Kraft und Kühnheit nicht emporzuschwingen vermochte, traf die allgemeine Verachtung. Ihm ward der Platz in der Volksgemeine versagt, er mußte in Haus und Feld die Arbeit eines Leibeigenen verrichten, keines freien Mannes Tochter gab ihm Herz und Hand.

Solche Sitte schuf Männer mit „stählerner Brust", ein wehrhaftes, dem Kriege zujauchzendes Geschlecht und, worauf zu verweisen es uns hier hauptsächlich ankommt, ein Geschlecht, in dem sich ein ganzes volles Bild der Natur in scharfen Linien ausprägte, ein Bild, aus dem der Wunderbaum der germanisch-heidnischen Gottesanschauung emporsproß.

Wodan oder Odin, der Göttervater. Zeichnung von L. Burger.

Wahrlich ein Wunderbaum, himmelanstrebend, riesig, voll Mark und Leben, der leiblichen und geistigen Natur Derer entsprechend, aus deren Gedanken und Empfindungswelt er erwuchs, ein Wunderbaum, dessen Wurzeln bis in das Mark der Erde drangen, dessen Wipfel sich bis zum Himmel erhob, dessen Zweige bis in „ungemessene Fernen" reichten, voll Schrecken und Schauer, aber doch auch mit Lichtblüten besetzt und mit nährenden Früchten behangen!

Nunmehr sind wir nahe daran, die uns zu Anfange des Abschnitts gestellten Fragen beantworten zu können. Nur Eines sei noch erwogen! Unter den lebenden Geschöpfen, die, Erklärung heischend, unseren Voreltern als Freund oder Feind begegneten, erregte ihr Interesse ganz besonders der Mensch selbst, und in dem Geschlechte wieder der hervorragende Mensch, hervorragend an Geist und Leib, machtvoll einwirkend in guter oder böser Art. Was er gewesen, was er gethan, sei es zum Heile oder Verderben seiner Umgebung, ward von Munde zu Munde erzählt, ward bald Sage, und diese wucherte um so üppiger, je weiter ab die Zeit seines irdischen Daseins lag. In der Erinnerung verlor er nach und nach den geschichtlichen Boden und ward zur idealen Gestalt, die nun mehr und mehr unerklärbaren Dingen oder Ueberlieferungen zum Mittel- und Sammelpunkte diente.

Digitized by Google

Welche machtvollen und thatenreichen Menschen müssen es gewesen sein, die auf diese Art von der Volksüberlieferung festgehalten wurden, und deren Leben als Stoff diente, Götterbilder zu formen, sie in den Himmel zu versetzen und ihnen den unermeßlichen Weltraum zur Stätte ihrer Wirksamkeit anzuweisen! —

Aber welche wunderbare Begabung lag auch in der Menschennatur, die unbewußt so Großes zu schaffen vermochte! — So sehen wir denn, daß die deutsche Götterlehre nichts Anderes ist, als ein Versuch des unbefangenen Sinnes unserer Voreltern, die Räthsel der Natur zu lesen und zu lösen, ihre Geheimnisse zu erklären und von der unsichtbaren Welt eine Vorstellung zu gewinnen — wahrlich, ein erhabenes Streben, werth ehrfurchtsvoller Betrachtung! — Und in diesem Sinne möge der Götterhimmel unserer in Staub gesunkenen Voreltern sich uns aufthun!

Wodan. Der höchste Gott unserer Voreltern war Wodan oder Wuotan. Sein Name bedeutet Geist, Sinn, Verstand. Sein Wirken ist allumfassend, Himmel und Erde durchdringend, so daß die übrigen Gottheiten gleichsam als Ausflüsse seiner Macht angesehen werden können. Er ist der Vater der Götter und der Menschen. Von seinem goldenen Thron schaut er nieder auf der Menschen Thun, er, der Leiter und Lenker der Schlachten, der Schützer der Heere, der Geber des Sieges und der Erwecker der auf dem Schlachtfelde ruhmreich Gefallenen. Voll Majestät und Klarheit ist sein Angesicht, Weisheit kündend sein Blick, glänzender Bergschnee schimmert auf seinem Haupte und bis weit auf die Brust herab wallt sein langer weißer Bart. So thront er, augethan mit Helm, Harnisch, Schwert und Speer, auf seinem Götterstuhle, während zwei weiße Raben, Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), auf seinen Schultern sitzend ihm ins Ohr raunen, was sie auf ihrem Fluge erschauten, und zur Rechten und Linken seines Thrones zwei blitzäugige Wölfe, Geri und Freki (der Heißhungerige und der Grimmige), des Aufbruchs gewärtig, nach ihm aufsehen. Nie gab es einen Sterblichen, der an Wohlgestalt Wodan gleich gekommen wäre, nur einen Mangel gewahrte man an seinem göttlichen Leibe: der Götterkönig hatte nur ein Auge. Um aus dem Brunnen der Weisheit zu trinken, ward von ihm einst sein zweites Auge, das der Wächter als Pfand begehrte, dahingegeben, und dies strahlt seitdem aus der spiegelhellen Wasserflut hervor. Sein mit goldener Spange an der Brust befestigter himmelblauer Mantel, der am Morgen und am Abend mit purpurner Glut umleuchtet ist und von seinen Schultern tief herniederwallt, umschließt zugleich auch die Allernährerin, die Erde, des Gottes liebende Gattin.

Erhebt sich Wodan von seinem Throne, so springen die Wölfe empor und kreisen mit freudigem Gebell weithin durch des Himmels Raum, die Raben umfliegen sein Haupt, und des Gottes schneeweißes achtfüßiges Roß, das stampfend vor des goldenen Palastes Pforten steht, wiehert laut und wirft stolz sein Haupt empor. Besteigt Wodan das Roß, dann jagt er mit Gedankenschnelle durch den Luftraum. Bisweilen geschieht es, daß er geliebte Helden, die in Noth gerathen, errettet, indem er ihnen, ohne daß sie es bemerken, seine Waffen giebt, an deren Besitze der Sieg haftet. Oft aber auch läßt er die Waffen im himmlischen Saale zurück und begiebt sich, in einem grauen Mantel, sein göttliches Haupt mit einem grauen Wolkenhute bedeckt, hinab zu den Wohnstätten der Sterblichen.

Riesen, mit furchtbaren Kräften begabt, waren einst in dem Besitze des Trankes der Weisheit und Dichtkunst. Ihnen entriß er diesen Trank, stieg in Adlergestalt mit ihm aus der Tiefe empor und gab davon seinen Lieblingen unter den Menschen. Von Wodan kam Segen und Gedeihen den Herden, dem Weinstocke und den Bäumen.

Während er, auf seinem Herrscherstuhle sitzend, die Schlachten der Sterblichen nach seinem Willen lenkt, nehmen seine kampfesmuthigen Söhne, Donar (Thor) und Zio (Tyr), an den Kämpfen selbst Theil.

Himmlische Schlachtenjungfrauen, Walküren genannt, dienen dem Gotte als Botinnen während der Schlacht. Wie prangen die mit Schild und Speer bewaffneten Schönen,

Digitized by Google

von deren Schultern ein Schwanenkleid herniederwallt, in ihrem goldenen Helmſchmucke, ſitzend auf ſchnaubenden Wolkenroſſen! Weithin leuchtet ihr Bruſtharniſch. Erquickender Thau ſinkt aus ihrer Roſſe Mähnen beim friedlichen Umzuge auf Wälder und Auen; jagen ſie aber auf Wodan's Wink in das grauenvolle Getöſe der Schlacht hinab, ſo raſſeln aus den Mähnen ihrer Roſſe Hagelſchauer hernieder.

„Walküren reiten bewehrt durch Luft und Meer,
Auf kühnen Wolkenroſſen ſtürmen ſie einher.
Licht ſtrahlt aus ihren Spießen, und Funken ſprühn aus Nacht,
Wenn ſie die Helden kieſen, die blutigen Opfer der Schlacht."

In Walhalla. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wohl wiſſen es die kampfesfrohen Helden, daß während der Schlacht jene Himmliſchen die Gefilde durchjagen, um die in kühnem Kampfe Fallenden in die weite Halle zu den unſterblichen Göttern zu führen. „Die Poeſie der Menſchheit hat kein ſchöneres Bild des Todes geſchaffen." — Kaum ſind die Erwählten niedergeſunken, kaum iſt ihrer Augen Licht erloſchen, der Wangen und Lippen Roth erblichen, ſo werden ſie von den ſtarken Walküren auf ihre Roſſe gehoben und emporgetragen nach Walhalla, wo ſie nach kurzem Todesſchlafe zu neuem Leben erwachen. Umſchauend gewahren ſie hier eine nie geſehene Herrlichkeit.

Walhalla, Wodan's himmliſche Burg, iſt von unermeßlicher Größe. Mit blitzenden Goldſchilden iſt die Burg gedeckt, fünfhundert und vierzig Thore, ſo groß, daß unzählige Scharen zugleich durch ſie ein- und ausgehen können, führen in dieſelbe. Im Innern iſt

Digitized by Google

ein unermeßlich weiter und hoher Saal. Golden strahlen die Wände, mit goldenen Speerschäften ist der Fußboden belegt, die Sitze sind kunstreich von schimmernden Harnischen gefertigt. — In diesem Saale erwachen die Helden, die in Kampfeswonnen auf irdischen Schlachtfeldern starben. Träumend schauen sie empor und erblicken über sich die furchtbar schönen Götterjungfrauen, die ihnen in ihre Wunden heilendes Oel gießen, auf daß diese alsbald zu ehrenvollen Narben verharschen. Dann reichen ihnen die Walküren in Goldbechern himmlischen Wein dar, der sie mit neuem Leben erfüllt. Was die pochenden Herzen auf Erden geträumt und gewünscht, wenn des Kriegshornes Markt und Bein durchdringendes Getön zur Schlacht rief, dessen Erfüllung sehen sie hier.

Da wandeln sie nun, indem Wonneschauer ihre Herzen durchbeben, durch die Reihen der Helden, die, wie sie auf Erden, die Furcht, die Krankheit schwacher Seelen, nicht kannten, und unter ihnen sehen sie solche, die von den Geschlechtern der Menschen durch Jahrhunderte hindurch ruhmreich genannt, solche, von denen bis in fernste Zeiten des Volkes Dichter singen und sagen werden. Grüßend treten aus den Reihen zu ihnen die Helden, die ihnen auf Erden Freunde waren, mit denen sie Gefahr und Noth theilten, und die, wie sie, als sie nach kühnem Kampfe die Todeswunden empfangen hatten, mit bleichen Lippen rühmlich ihr irdisches Tagewerk schlossen. — Aber auch tapfere Feinde, die sie auf Erden nach ruhmreicher Gegenwehr besiegten, strecken ihnen mit frohem Gruße die Hände entgegen. Denn hier gilt nicht mehr der Erde Haß, hier gelten Heldentugenden, denen schon auf Erden der Edelsinnige nachstrebte, ohne sie jedoch ganz erringen zu können.

Frigga, die Göttermutter. Zeichnung von L. Pietsch.

Dann werden sie von den alten und den neuen Freunden zu den Tafeln geführt, an denen die Helden frohe Mahle feiern und einander ihre Thaten in einer Sprache erzählen, wie auf Erden Dichter beim herzerfreuenden Klange der Saiten sie nur zu stammeln vermögen. Sie essen von dem Fleische des goldborstigen Ebers Sährimnir, der sich stets erneut und an jedem Morgen wieder auflebt, und trinken köstlichen Meth, der Frohsinn und Heldenfeuer in den Herzen der Götterlieblinge entzündet, wie kein irdischer Trank. Der balsamische Meth fließt aus dem unversieglichen Euter der Wunderziege Heidrun. Sie steht auf der goldenen Kuppel der Burg, und zu ihr nieder senken sich die schattigen Zweige einer Riesenesche, nach denen sie ihr Haupt erhebt, um ohne Unterlaß Blätternahrung zu sich zu nehmen. Der ihrem Euter entströmende Trank verbreitet weithin erquickenden Duft und hält beständig eine große goldene Schale gefüllt, aus der die Walküren mit goldenen Krügen schöpfen.

Digitized by Google

Doch der entflammte Thatendurſt treibt die Helden hinaus auf die Kampfgefilde, um durch rühmlichen Streit ſich neue Ehren zu erwerben. Die durch das weſtliche Thor gehen, ſchauen wol nach den an ſeinem Bogen befeſtigten Sinnbildern des Kampfes, einem Wolfe und einem Adler, empor. Dann ſchreiten ſie leicht, wie es in Erdenträumen bisweilen geſchah, dahin durch die himmliſchen Gefilde. Hier und dort ragen die glänzenden Paläſte der Götter empor, doch keiner iſt ſo groß und herrlich, wie der des höchſten Gottes, Wodan's. Haine ſehen ſie voll hoher Bäume, an deren Zweigen goldene Blätter ſchimmern. Sie ſehen die ſiebenfarbige Brücke, die bei Wodan's Palaſt in weitem Bogen bis zur Erde reicht. Auf ihr ſteigen die Götter hernieder, um Lohn und Strafe den Sterblichen auszutheilen. Dieſe aber ſehen den wunderreichen farbigen Bogen nur zu manchen Zeiten.

Walküren führen die Helden zum Kampfe. Nach W. Engelhard's Fries.

Nun nahen Scharen der Walküren aus dem Haine, Kränze flechtend, um die Stirnen der Helden zu ſchmücken. Bei dieſem Anblicke erheben die Helden den Kampfruf, und es beginnen die Kämpfe. Speere ſauſen durch die Luft, Schwerter ſcheinen ſich in zuckende Blitze gewandelt zu haben. Dieſe kämpfen ſiegreich, Jene ſinken wundenbedeckt nieder auf den blutigen Plan. — Aber Tod und Krankheit haben keine Gewalt mehr über die Helden. Iſt der Kampf vorüber, ſo erheben ſich die Gefallenen wieder ohne Gefährde, und in dem neuen Schmucke ruhmreich gewonnener Wunden begeben ſie ſich in Gemeinſchaft der Sieger zurück in den Götterſitz, um ſich nach der Heldenarbeit aufs Neue am Göttermahle zu erfreuen.

Von ſeinem goldenen Throne ſchaut Wodan frohen Angeſichts auf die Schar der Helden. Die ſchönſten der Walküren dienen dem Gotte, ihm Speiſe und Trank darreichend.

Digitized by Google

Aber der Speise bedarf der Unsterbliche nicht, er wirft sie seinen beiden Wölfen zu, nur Wein trinkt er aus goldenem Becher. So geht der Tag hin.

Sobald der Abend sich naht, ertönt der Lichtalben süßer Gesang. Da verstummt allgemach das frohe Getümmel im weiten Saale. Die Helden erheben sich, suchen ihre Lagerstätten, und ein sanfter Schlummer hält sie umfangen, bis beim Aufsteigen des Frühroths der goldkämmige Hahn zu neuen Freuden sie weckt. — Wodan aber, von unvergänglichem Lichtglanze umgeben, wacht, denn auch des Schlafes bedarf der Gott nicht, und während Jene auf weichen Fellen ruhen, erwägt er die Geschicke der Götter und Menschen.

Nirdu, die Erdgöttin, die Nerthus der Semnonen, die hehrste der Göttinnen, Wodan's Gemahlin, thront neben ihm auf dem Hochsitz Hlidskialf. Sie, die Mutter Erde, die Göttermutter, kennt aller Menschen Schicksale und ist die Ernährerin und Versorgerin aller Geschlechter, die Schirmerin von Feld und Herd. Nach den verschiedenen Oertlichkeiten führte sie verschiedene Namen: Nerthus, Hertha, Gode, Tafana, Holda, Hludana, Berta oder Berchta, und sie ist gleichbedeutend mit der nordischen Freya. Die bedeutungsvollsten Namen aber sind: Nirdu, Frigga, Holda. Nirdu heißt sie als allernährende Mutter Erde, Frigga als liebendes Weib und sorgende Hausfrau, Holda als Wohlthäterin der Menschen und auch ihrer Anmuth, Schönheit und Güte wegen; als Frau Gode durchzieht sie, die gewaltige Jägerin, die Lüfte mit ihrem Gefolge von Töchtern, Gehülfinnen und ihrer Meute. Auf einer Insel des Weltmeeres (Rügen), berichtet Tacitus, liegt ein heiliger Hain, in ihm wird ihr Wagen bewahrt, verhüllt in ein Gewand. Ahnt der Priester die Gegenwart der Göttin im Heiligthum, so begleitet er den Wagen, den zwei Kühe ziehen. Sie bringt Frieden und Fruchtbarkeit, wohin sie kommt; der Krieg ruht, die Waffen schweigen, das Eisengeräth wird verschlossen, Alles schmückt sich zu festlich frohen Tagen. Ist sie zurückgekehrt, so wird sie mit dem Wagen im geheimen See gebadet, und dieser verschlingt die Sklaven, die bei dem Werke dienstbar.

Hel oder Hellia. Weit ab von Walhalla, in der Tiefe, lag das schauerliche, kalte Nebelreich der unerbittlichen Hellia.

„Ein Thron in düst'rer Höhlung prangt' unter dem Gestein,
Der war von Menschenknochen und Schädeln erbaut allein.
Drauf sah man Hellia drohen, halb weißlich und halb grau,
Ihr Anblick aber blutig und von Verwesung blau.
Sie hielt ein'n weißen Knochen, am Mondschein gut gebleicht,
Den hat zur Marter den Schatten sie vor sich hingereicht.
Sie schwang ihn wie eine Ruthe, von Rachgier nur entbrannt,
Und hielt ihn vor als Scepter in ihrer feuchten Hand.
Es war so still im Hause und überall Leichendust;
Nicht Lebenstöne drangen, nur Seufzer durch die Luft;
Drei Fackeln flackerten bläulich, an jeder ein Todter stand:
Nur eitel Räthsel man schaute, denn nirgends Blut sich fand."

Hellia ward gezeugt von dem bösen Loki und einer Riesin, der Schwester des furchtbaren Wolfes Fenrir und der erdumgürtenden Schlange. Elend heißt ihr Saal, Einsturz ihre Schwelle, Auszehrung ihr Bett, Gefahr dessen Vorhang; ihr Knecht heißt Träge, Langsam ihre Magd; sie ißt aus der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, das unersättliche Gier heißt. Ihre Burg ist von einem Gitter umgeben, auf dessen Spitzen Menschenhäupter stecken.

„Gifttropfen träufeln
Durch die Getäfel;
Aus Schlangenrücken
Ist der Saal gewunden.
Da saugt Nidhöggr;
Im starrenden Strome
Stehn und waten
Meuchelmörder
Und Meineidige.
(Und die Anderer Bräuten
Ins Ohr geraunt.)
Der Verstorbenen Leichen,
Der Menschenwürger;
Wißt ihr, was das bedeutet?"

Digitized by Google

Langſam wälzt ſich der dunkle Strom, am Leichenſtrande vorüber, einem Thale zu, das den Drachen zum Wohnorte dient. Von hier ſtammen die Zähne todter Drachen, mit denen der Boden der Säle und Gemächer in Hellia's Burg gepflaſtert iſt.

Grauenvoll ſind die Wege nach dem Reiche der Hel. Der eine derſelben führt gen Süden und dann um die Erde, durch Schluchten und Felſenklüfte. In einer Höhle lauert ein furchtbarer Hund, der dem bleichen Wanderer entgegenſtürzt. Der andere Weg, der gen Norden führt, iſt noch gefahrbedrohter. So tief und dunkel und von ſolcher Länge ſind die Thäler, durch die er führt, daß ſelbſt Wodan, als er einſt dieſes Weges ritt, neun Tage gebrauchte, um ihn zurückzulegen. —

Hel. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das iſt das ſchauerliche Reich der Hellia, in das die Gottloſen, die Meuchelmörder, die Verführer, die Meineidigen und alle Diejenigen kommen, die eines unrühmlichen Todes ſtarben.

„Es ſaßen längs den Wänden die Scharen Hellia's drin,
Sie waren ſo blaß und kränklich und ſtarrten vor ſich hin;
Der kalte Angſtſchweiß perlend auf ihrer Stirne ſtand;
Um ihre magern Leiber ſich eine Schlange wand."

Donar oder Thor. Wodan erzeugte mit Nirdu (der Nerthus der Semnonen), der Erdengöttin, den erhabenſten ſeiner Söhne, den über Regen und Wolken gebietenden und den Blitz führenden Donar (Thor), den Ausrichter des Willens ſeines göttlichen Vaters. Der Luftkreis zwiſchen dem Wohnplatze ſeines Vaters und dem ſeiner Mutter, zwiſchen Himmel und Erde, iſt der Raum, in dem er ſich meiſt bewegt. Vorzüglich fördert er die Werke ſeiner Mutter, der Erdgöttin Nirdu, und wie Wodan der Gott der Helden iſt, ſo iſt er der Gott des Landmannes und der Förderung des Ackerbaues.

Digitized by Google

Thor ist rothbärtig und erscheint in der Gestalt eines schönen Jünglings. Will er den Luftraum durcheilen, so schwingt er sich nicht auf ein Roß, wie Wodan, sondern er spannt die beiden krummgehörnten Böcke Zahnknisterer und Zahnknirscher vor seinen Wagen. Dann legt er sich einen aus der schwarzen Wetterwolke gewundenen Gürtel um, der seine Kraft noch um die Hälfte verdoppelt, zieht seine Eisenhandschuhe an und ergreift seinen Hammer, mit dem er Felsen, Bäume und die stärksten Schädel der Riesen zu zerschmettern vermag. Der Wurf des Hammers wird allezeit von einem Blitzstrahle begleitet. Hat er, also gerüstet, sich auf seinen Wagen geschwungen, so rollt derselbe mit donnerndem Getön über die Wolkenberge dahin.

Thor's Hammer ist ein Werk kunstreicher Zwerge. Als er angefertigt werden sollte, that der Zwerg Schlackensprüher eine große Masse Eisen in die Esse und sagte darauf zu seinem Bruder Zischer: „Rühr' fleißig den Blasebalg und laß die Hände nicht ruhen, denn wenn nur einmal der Luftzug aufhört, so mißräth das Werk!" — Das hatte Loki vernommen, der böse Gott, der alle guten Werke zu verderben trachtet, und sogleich verwandelte er sich in eine Fliege, setzte sich dem Zwerg Zischer auf das rechte Augenlid und stach ihn, daß das Blut in das Auge rann. Von Schmerz gepeinigt fuhr der Zwerg mit den Händen nach dem Auge, um die Fliege zu verscheuchen. Als nun Schlackensprüher den Hammer aus der Esse zog, bemerkte er an demselben zu seinem Verdruß einen Fehler. Der Stiel war nach vorn hin ein wenig zu kurz gerathen. Dennoch erfreute Thor der Hammer so sehr, daß er sagte, es sei das herrlichste Kleinod, das es gäbe im Himmel und auf Erden, und die beste Wehr wider die Riesen. Aus der Hand des Gottes geschleudert, trifft der Hammer in Gedankenschnelle jedes Ziel mit zermalmender Kraft und kehrt darauf eben so schnell wieder in die Hand des Schlenderers zurück.

Thor's Gemahlin, die goldhaarige Sippia, spendet dem Getreide reichgefüllte Aehren, dem Baume prangende Früchte; seine Schwester ist Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens und des wiederkehrenden Frühlings.

Einst geschah es, daß Thor auf der Rückkehr von einer Heldenfahrt müde ward, sich auf den Erdboden niederlegte und einschlief. Da schritt von ungefähr ein Riese vorüber, der so groß war, daß die Bäume des Waldes unter seinen Tritten brachen, wie die Stoppeln des Ackers, über den ein Mann schreitet. Er bemerkte den schlafenden Gott und sah den gefürchteten Hammer an seiner Seite. Sogleich gedachte er den Hammer zu stehlen, um Thor der Waffe zu berauben, mit der er schon viele der Ordnung der Dinge feindselige Riesen getödtet hatte. Er beugte sich nieder, nahm den Hammer und entfloh. Als er die Heimat erreicht hatte, gerieth er in Angst bei dem Gedanken, daß Thor den Hammer dennoch wieder erlangen könne. Deshalb rief er die Berg- und Erzriesen, deren König er war, zusammen und gebot ihnen, ein Loch von acht Wegerasten Tiefe in den Erdboden zu graben. Alsbald begannen die Riesen ihr Werk, und es war, als ob die Erde von einem Erdbeben heimgesucht würde, denn Erde und Steine flogen hoch empor und bildeten ringsum einen Bergwall. Nun warf der Riesenkönig den Hammer in den tiefen Schlund, worauf derselbe von den Riesen wieder verschlossen ward.

Thor's Blitz und Donner erzeugender Hammer ruht im Winter, bewacht von den Frostriesen, in dem Schoße der Erde, und erst zur beginnenden Frühlingszeit geräth er wieder in seine Gewalt. —

Als Thor erwachte, griff er, sich erhebend, nach seiner Götterwaffe. Aber sie war nirgends zu finden. Zornig blies er in seinen rothen Bart, und es entstand davon ein gewaltiger Sturm, so daß weithin die Wälder wie Aehrenfelder sich bogen und auf dem Meere berghohe Wellen sich erhoben. Aber dadurch erhielt er den Hammer nicht. Darauf begab er sich zu dem bösen und listigen Gotte Loki, daß er ihm in dieser Sache Beistand leiste. Loki war bereit dazu. Er begab sich zu einer Göttin, lieh sich ihr Falkenkleid und flog nun als Falke mit schnellen Flügelschlägen dem Lande der Riesen zu, weil er überzeugt war,

Digitized by Google

daß kein Anderer als ein Riese den Hammer gestohlen haben könne. Aber wo er sich auch niederließ auf den Burgen der Riesen, um deren Gespräche zu erlauschen, nirgends vernahm er etwas von dem geraubten Kleinode.

Da geschah es, daß er über einen begrünten Hügel flog, auf dem der Riesenkönig saß, der eben damit beschäftigt war, seinem Hunde ein Halsband anzulegen, worauf er seinem Rosse die wallende Mähne kämmte. Indem nun Loki den Hügel schwebend umkreiste, vernahm er, wie der Riese zum Rosse sprach: „Freue dich, Rößlein, daß du den Hammer nicht mehr zu fürchten hast! Er ist so geborgen, daß ihn Thor nie mehr in seiner Hand halten wird!“

Thor. Zeichnung von Ludwig Pietsch.

Da trat Loki in seiner Gestalt vor den Riesen und sprach: „Du hast den Hammer; gieb ihn heraus!“ — „Niemals“, entgegnete der Riesenkönig, „es sei denn, daß man mir Frouwa zur Gemahlin gebe.“ — „Frouwa, der Göttinnen schönste?“ sagte Loki. „Das wird nicht geschehen.“ — „So soll auch Thor den Hammer, der acht Tagereisen tief unter dem Erdboden liegt, nicht wieder empfangen!“ versetzte der Riese.

Frouwa aber war die Göttin, von der Loki sich das Falkenkleid geliehen hatte. Er flog nun zurück und verkündete es der Göttin, daß der Riesenkönig sie zur Gattin begehre. Als Frouwa solches vernahm, gerieth sie in großen Zorn und geberdete sich so wild, daß ihre Halskette, die aus Gold und Edelsteinen gearbeitet war, ihr schönster Schmuck, zur Erde fiel. Aber auch die übrigen Göttinnen sowie die Götter ergrimmten über das freche

Digitized by Google

Anſinnen des Rieſen. Endlich ward beſchloſſen, Thor ſollte Frouwa's Gewänder und einen, ſein Angeſicht verhüllenden bräutlichen Schleier anlegen, ſich zu dem Rieſen begeben und ſich mühen, den Hammer mit Liſt zurückzugewinnen. Thor war bereit, das Abenteuer zu beſtehen. Da legten ſie alsbald

„Das bräutliche Linnen ihm an,
Dazu den ſchönen
Schimmernden Halsſchmuck.
Auch ließ er erklingen
Geklirr der Schlüſſel,
Und weiblich Gewand
Umwallte ſein Knie;
Es blinkte die Bruſt ihm
Von blitzenden Steinen,
Und dicht umhüllte
Der Schleier ſein Haupt."

Dem liſtigen Loki, der die Fahrt mitmachen ſollte, wurde die Kleidung einer Magd angelegt.

„Nun wurden die Böcke
Vom Berge getrieben
Und vor den gewölbten
Wagen geſchirrt.
Felſen brachen,
Funken ſtoben,
Als Donar reiſte
Gen Rieſenheim."

Als der Rieſenkönig Beide erblickte, ward er frohen Sinnes und rief, daß man es durch das ganze Rieſenreich vernahm: „Auf, kommt herzu, damit es der liebreizenden Frouwa, die im bräutlichen Schleier daherkommt und meine Gemahlin werden will, an keiner Ehrenbezeigung mangle! Ich war reich und mächtig lange ſchon. Rabenſchwarze Rinder und Kühe mit goldenem Gehörne bedecken in zahlreichen Herden meine Weiden, und der Schätze und Kleinode habe ich in Fülle. Frouwa allein fehlte mir noch, und nun ſie herzukommt, um meine Gattin zu werden, iſt mein Glück vollkommen!" —

Mit großen Ehren ward nun die vermeintliche Braut in die Rieſenburg und zur Tafel geführt. Der Rieſenkönig ſetzte ſich hocherfreut ihr zur Seite, und die Rieſen nahmen ihre Plätze auf den Bänken zu beiden Seiten der Tafel ein, indeß geſchäftige Diener Speiſen und Getränke allerlei Art auftrugen. — Die Braut aß und trank aber in einem ſolchen Maße, wie man es von einer Frau noch nicht geſehen hatte, und als der Rieſenkönig verwundert dreinſchaute, ſagte der liſtige Loki: „Frouwa's Sehnſucht nach Rieſenheim war ſo groß, daß ſie acht Tage und acht Nächte gefaſtet hat, weshalb ſie nun von Hunger und Durſt übel geplagt wird."

Nun gedachte der Rieſenkönig, der lieblichen Frouwa den Brautkuß zu geben. Als er aber den Schleier ein wenig erhob, überkam ihn ein gewaltiger Schrecken, und er fuhr zurück. „Wie furchtbar", rief er, „ſtammen Frouwa's Augen! Wahrlich, ihr Blick iſt wie Feuersglut!" —

Thor lachte im Stillen über den Thoren, Loki aber ſagte: „Wie ſollen die Augen nicht leuchten! Hat Frouwa doch acht Tage und acht Nächte vor Sehnſucht nach dir nicht ruhen können!" — Deß freute ſich der Rieſenkönig, und er fragte nun die Braut, ob ſie ſeine Gemahlin werden wolle. „Nicht eher", erwiederte ſie, „bis du dein Verſprechen erfüllt haſt." — Der Rieſenkönig, der ſchon während der Mahlzeit den Hammer hatte herbeiſchaffen laſſen, legte ihn der Braut in den Schoß.

Plötzlich warf Thor die Verkleidung von ſich und ſtand nun in Götterſchönheit mitten im Saale. — Entſetzen kam über die Rieſen, als ſie den Gott erkannten und den verderblichen Hammer in ſeiner erhobenen Rechten ſahen. Sie wollten fliehen, aber es war zu ſpät. Zuckenden Blitzſtrahlen gleich flog der Hammer, aus der Hand des Gottes machtvoll geſchleudert und immer mit der Schnelle des Gedankens in die Hand wieder zurückkehrend, im Saale umher, und ſchon nach wenigen Augenblicken lagen die gewaltigen, Götter- und Menſchenrecht mißachtenden Rieſen mit zerſchmetterten Hirnſchalen am Boden, der von Blutſtrömen ſich röthete. Thor aber kehrte mit ſeinem Hammer zurück in die Götterburg.

Häufig war Thor unter den Sterblichen, er erſchien ihnen aber in anderer Geſtalt, ſo daß ſie ihn nicht erkannten. Einſt kehrte er bei einem Bauer ein und bat ihn um Herberge, die ihm zugeſagt ward. Nun nahm er ſeine beiden Böcke, ſchlachtete ſie und bereitete für ſich und ſeinen Begleiter eine Abendmahlzeit. Dazu lud er auch den Bauer und ſeine Kinder.

Digitized by Google

Er schärfte es ihnen aber ein, die Knochen zu sammeln und sie auf die am Boden ausgebreiteten Bocksfelle zu legen. Nun empfand des Bauern Sohn ein Gelüst nach dem Marke des einen Schenkelbeins, zerbiß den Knochen, schlürfte das Mark heraus und warf das zersplitterte Bein zu den anderen Knochen auf die Felle.

Am nächsten Morgen erhob sich Thor von seinem Lager, weihte Felle und Knochen mit dem Hammer, und siehe, sogleich standen seine Böcke wieder lebendig vor ihm, kräftig und helläugig, wie sie es gewesen waren, nur dem einen lahmte ein Hinterbein ein wenig. Da ward Thor sehr zornig, umspannte den Stiel seines Hammers so heftig, daß die Knöchel weiß wurden, und sagte zu dem Bauer und seiner Frau: „Ihr oder eines Eurer Kinder hat mein Gebot nicht geachtet. Ihr müsset mir daher schwer büßen!“ — Als der Bauer und sein Weib Thor's finsteres Angesicht sahen, erschraken sie sehr und meinten vor seinen drohenden Blicken in den Boden sinken zu müssen. Sie flehten ihn um ihr Leben und boten ihm das Beste, was sie hätten, zur Sühne. Da forderte er ihre beiden Kinder. Obgleich über alle Maßen traurig, mußten sie doch seinem Verlangen willfahren, und Thor nahm die Kinder in den Wagen. Als er nun die Zügel ergriff, sahen sie ihn plötzlich in seiner göttlichen Gestalt. Im Nu fuhr der Wagen durch die Lüfte dahin. Allgemach trösteten sich die Eltern über den Verlust ihrer Kinder in dem Gedanken, diese seien in des Gottes Händen besser geborgen als in den ihren.

Thor ward nächst Wodan am höchsten verehrt. Wie von diesem der lebenerweckende Sonnenstrahl ausgeht, so sandte Thor den befruchtenden Gewitterregen, der die Luft von verderblichen Dünsten reinigt. Opferfeuer flammten ihm zu Ehren im Frühjahr auf Hügeln und Bergen. Thor zu Ehren jagte man Eichhörnchen, die ihrer rothen Farbe wegen dem Gotte heilig waren, und warf sie in die Flammen, indeß die Feuer mit Gesang und Jubel umtanzt wurden. Waren sie niedergebrannt, so nahm man Kohlen davon mit nach Hause, weil man wähnte, sie gewährten Schutz gegen den einschlagenden Blitz; auch trug man sie auf die Felder, um die Fruchtbarkeit derselben zu fördern und sie vor Hagelschlag zu sichern.

„In Licht gekleidet, kraftumgürtet,
Fährt Donar rauschend seine Bahn;
Die Berge, wolkenüberbürdet,
Erzittern bang bei seinem Nahn;
Und seine Lohe fährt zum Grunde
Todbringend nieder — Dampf entqualmt;
Was ist so fest im Erdenrunde,
Das nicht sein Hammerwurf zermalmt?“

Zio oder Tyr, Tius, der Schwertgott. Ein Halbbruder Thor's ist Zio, der blutige, erbarmungslose Gott des Krieges. Wodan lenkt zumeist von seinem Herrscherthron die Geschicke des Krieges, Zio aber taucht sein furchtbares Schlachtschwert, das er in der Linken führt, weil ihm die rechte Hand fehlt, in Menschenblut, er ist daher der unerbittliche Würger im Schlachtgetümmel. Von seinem Vater hat er das Kriegerische, von seiner Mutter, einer goldstrahligen, weißbrauigen Riesentochter, das Schreckhafte.

Zio's Attribut war das Schwert. An seinen Altären verröchelten die gefangenen Feinde ihr Leben. Man pries ihn in schauerlichen Schlachtenliedern, den Feinden, die sie vernahmen, ein tödtlicher Schrecken; ihm zu Ehren fanden die Schwerttänze statt. Von Jedem, der herz- und mitleidslos war und dabei vor keiner Gefahr zurückschente, hieß es: er gleicht dem schrecklichen Gotte!

Von seinem nie zu erschütternden Muthe zeugt die opferbereite That, bei der er seine rechte Hand verlor.

Loki hatte nicht allein Hel, die Beherrscherin des Todtenreiches, sondern auch die Weltschlange und den schrecklichen Abgrundswolf erzeugt. Als nun den Göttern weissagend verkündet worden war, daß ihnen von den Dreien Verderben drohe, schleuderte Wodan die Schlange in den tiefen See, wo sie wuchs, bis sie den Erdkreis zu umgürten und sich in den Schwanz zu beißen vermochte, Hel warf er in das Todtenreich, den Wolf aber ließ er bei den Göttern, die ihn aufzogen. Wol hätten sie ihn tödten können, als er noch jung war, doch sie unterließen es, um nicht mit seinem giftigen Blute ihre heiligen Stätten zu beflecken.

Digitized by Google

Er war aber schon in der ersten Zeit seines Lebens von so unzähmbarer Wildheit, daß nur Zio es wagte, sich ihm zu nahen, um ihm Nahrung vorzuwerfen. Da er nun von Tag zu Tag sichtlich wuchs und ein immer schrecklicheres Ansehen gewann, beschlossen die Götter, eingedenk jener Weissagung, das greuliche Unthier an eine Kette zu legen. Sie nahmen eine gewichtige Kette, brachten sie dem Wolfe und sagten, er solle seine Kraft an derselben versuchen. Dieser hielt die Kette für leicht zerbrechlich und ließ sich mit derselben umschließen. Als er sich streckte, sprang sie mit lautem Geklirr in Stücke. Hierauf fertigten die Götter eine andere, weit stärkere Kette und sagten zum Wolfe: „Vermagst du auch diese zu zersprengen, so wirst du weit und breit berühmt werden!“ Der Wolf sah, daß die Kette um Vieles stärker war, ließ sich aber dennoch fesseln, weil er seiner Kraft vertraute. Aber auch diese neue Fessel ward von dem bloßen Recken des Unthiers gesprengt. Da erschraken die Götter, denn eine stärkere Fessel vermochten sie nicht herzustellen.

Sie sandten nun zu den kunstreichen Zwergen und ließen sie auffordern, ihnen ein Band anzufertigen, das der Wolf nicht zu zerreißen vermöchte. Die Zwerge machten sich sogleich an die Arbeit, bereiteten aus scheinbaren Unmöglichkeiten, aus dem Schalle des Katzentritts, dem Barte der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, den Stimmen der Fische und dem Speichel der Vögel ein Band, das weich war und unscheinbar aussah, aber desto mehr auszuhalten vermochte. Vergebens versuchten die Götter gemeinsam ihre Kraft an demselben — es schien unzerreißbar zu sein.

Nun begaben sie sich zum Wolfe und sagten, er solle sich das Band anlegen lassen, um auch daran seine Kraft zu erproben. Der Wolf entgegnete, ein so dünnes Band zu zerreißen, werde ihm wenig Ehre eintragen, doch möge wol List und Trug dabei im Spiele sein, daher wolle er es sich nicht anlegen lassen. Die Götter sagten: „Du magst dich ohne Furcht binden lassen, denn es wird dir ein Leichtes sein, dich von dem Bande zu befreien. Vermagst du es aber nicht, so lösen wir dich selbst. Denn dann erkennen wir, daß deine Kraft nicht gewaltig genug ist, um dich fürchten zu müssen.“ Der Wolf entgegnete: „Wie, wenn ich es dennoch nicht zu zerreißen oder zu lösen vermöchte? Würdet ihr dann nicht mein spotten und mir eure Hülfe versagen? Dennoch glaubt nicht, daß ich mich fürchte, was ich euch dadurch beweisen will, daß es euch unter einer Bedingung gestattet sein soll, mich zu binden. Ich verlange nur, daß Einer von euch, sobald mir das Band angelegt worden ist, und ich meine Kraft versuche, seine Hand in mein Maul hält. Das soll mir das Unterpfand eurer Redlichkeit sein.“ Auf diese Rede schauten die Götter betroffen einander an, denn keiner von ihnen hatte Lust, seine Hand dem drohenden Rachen des Ungethüms preiszugeben.

Da trat der furchtlose Zio hervor und bot seine Hand dar. Als nun die Götter dem Wolfe das Band angelegt hatten, zeigte sich seine wunderbare Festigkeit, und es begann zu härten, je mehr der Wolf sich mühte, es zu zerreißen. Alle Götter lachten, nur Zio nicht, denn dieser verlor seine rechte Hand, die der Wolf in seinem schäumenden Grimm ihm abbiß und verschlang. Nun nahmen sie das Ende des langen Bandes, befestigten dies mit einer eisernen Kette an ein großes Felsstück, senkten dies tief in den Grund der Erde ein und wälzten auf die Stelle einen noch größeren Felsen als Gegenhalt. Dabei hüteten sie sich, dem unter jähen Sprüngen nach ihnen schnappenden Wolfe nahe zu kommen, und es gelang ihnen zuletzt, dem Ungethüme ein Schwert aufgerichtet in seinen Rachen zu stecken. Der Griff ist gegen den Unterkiefer, die Spitze gegen den Oberkiefer gestemmt. Weithin verninmt man sein Heulen, Geifer fließt aus seinem Rachen, der zum schäumenden Fluß wird, an dessen Ufern weder Gras noch Blumen wachsen. Also liegt er bis zur Götterdämmerung.

Fro oder Freyer, der Gott der Ehe. Fro ist der frohe, frohmachende und beseligende, der wunderschöne heilige Herr, der Gott der Liebe und des Friedens, der Gott der Ehe und der Fruchtbarkeit. Wie Thor's heilige Zeit die des Frühlings, Wodan's

Digitized by Google

die des Herbstes war, so war die des Gottes Fro die Wintersonnenwende. Ein Eber, dessen goldene Borsten die Nacht tagesgleich erhellten, zog seinen Wagen, daher ihm die Schweine geheiligt waren. Geweiht waren ihm außerdem die Pferde, und unter seinen Opferthieren werden vorzüglich die Stiere genannt. Unter den Pflanzen war der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun ihm heilig.

Besonders ward er geehrt von Frauen und Jungfrauen, die sein Bild mit Blumen und Kränzen schmückten. Dies geschah namentlich um die Weihnachtszeit, in der er mit anderen Gottheiten seinen freudebringenden Umzug hielt.

Zio oder Tyr, der Schlachtengott. Nach W. Engelhard.

Eines Tages stieg Fro auf Wodan's goldenen Herrscherſitz, und seine Blicke schweiften von hier aus durch alle Welten. Als er nun von ungefähr nach Norden schaute, bemerkte er ein Gehege und hinter demselben ein Haus, dem soeben eine herrliche Jungfrau entgegen schritt. Wie sie nun, um die Thür des Hauses zu öffnen, ihre weißen Arme erhob, ging ein Schein von denselben aus, der Luft und Wasser erhellte, so daß Himmel und Erde davon wiederstrahlten.

Da rächte sich an ihm die Vermessenheit, daß er den Königsstuhl bestiegen hatte, auf dem nur Wodan sitzen soll, denn er ward voll inniger Sehnsucht nach der schönen Jungfrau ergriffen und ging voll Harms hinweg in seine Wohnung.

Als nun seine Diener sahen, daß ihr bisher stets so liebreicher, freundlicher Herr von einer schweren Traurigkeit bedrückt war, wurden sie sehr bestürzt und sie fragten ihn nach der Ursache derselben.

Da sagte er ihnen: „Ich habe eine wunderschöne Jungfrau, die Riesin des Nordlichts, gesehen, und nun ist mein Herz von Sehnsucht nach ihr erfüllt. Die Götter aber

Digitized by Google

wollen es nicht gestatten, daß ich sie mir zur Gattin erwähle, da sie aus dem Geschlechte der ihnen verhaßten Riesen stammt. Auch weiß ich nicht einmal, ob ich der Jungfrau Liebe würde gewinnen können. Das ist die Ursache meiner Traurigkeit, und darum erfreut mich nichts mehr, ja ich wünsche auch nicht mehr zu leben."

Unter seinen Dienern war aber einer, Skirnir (Glänzer) mit Namen, der des Gottes Jugendgespiele gewesen war. Der trat zu ihm mit tröstendem Zuspruche: „Gieb mir", sprach er, „dein rasches Roß, um auf ihm glücklich durch die lodernde Feuerhecke zu kommen, die des Riesen Wohnung umgiebt, dazu dein gutes Schwert, das sich von selbst gegen die Riesen schwingt, so will ich mich sogleich aufmachen, in das ferne Riesenland reiten und bei der Jungfrau für dich werben."

Fro willigte ein, und Skirnir jagte auf dem schnellfüßigen Rosse durch den Luftkreis dahin. Bald hatte er die Wohnung der strahlenden Jungfrau erreicht. Hier aber drohte ihm nicht allein von der Feuerlohe, die das Haus umgab, Verderben, sondern auch von einer Schar wüthender Hunde, die den Eingang des Hauses bewachten. Indeß hatte die Jungfrau die donnernden Hufschläge des Himmelsrosses vernommen, trat in die Thür und erblickte den Reiter. Da sandte sie eine Dienerin zu ihm, die ihn in den Saal führte und ihn auf Geheiß ihrer Herrin mit Speisen und süßem Meth bewirthete.

Obgleich nichts Gutes ahnend, trat darauf die Jungfrau zu ihm und fragte nach seinem Begehr. Da bot er ihr elf goldene Aepfel, wenn sie bekenne, daß ihr Niemand lieber sei als Fro, der beseligende und frohmachende Herr, und sie sich bereit erkläre, dieses Gottes Gemahlin zu werden.

Deß weigerte sich die strahlende Jungfrau und sprach, sie begehre keines Mannes Liebe, auch nicht die eines Gottes. Da bot ihr Skirnir Wodan's Goldring, der die Eigenschaft besaß, daß in jeder neunten Nacht acht eben so schwere Goldringe von ihm troffen. Die Jungfrau sagte, sie begehre auch des Ringes nicht, habe sie doch in ihres Vaters Hause des Goldes die Fülle. Nun bedrohte sie Skirnir, ihr das Haupt mit dem Schwerte abzuschlagen, wenn sie die Werbung nicht annehme. Die Jungfrau sagte, Liebe lasse sich nicht erzwingen, auch vertraue sie dem Schutze ihres Vaters.

„So will ich", sprach Skirnir, „dich mit Zauberbann belegen, um dich für deine Unerbittlichkeit zu strafen!" Und er hub an und sprach: „Dahin sollst du kommen, wo keines Sterblichen Augen dich je wieder schauen werden; ein öder Felsen soll deine Stätte sein, die Blicke schaudernd gerichtet auf das bange Reich der Todesgöttin Hellia; Speise soll dich anwidern; qualvoll sollen dich martern Einsamkeit und Abscheu, Zwang und Zweifel, Trübsal und Thränen; unstillbare Sehnsucht soll auch dich, du Unerbittliche, verfolgen und dir keinen Frieden lassen vom Morgen bis zum Abend! Wie eine Distel unfruchtbar auf dürrem Boden dahin schmachtet, wie der Dorn von des Feuers Glut ergriffen wird, also soll es auch dir ergehen! Voll Zorn gegen dich ist Wodan, voll Zorn Thor, Fro fluchet dir, daß um deines Herzens Härte der Frieden ihm nicht wiederkehrt! Höret es, Götter und Riesen, wie ich die Jungfrau aus des Mannes Gemeinschaft, von Menschenfreuden banne! Jetzt schneide ich darauf die drei Zauberrunen, die ich bestehen lassen und auch wieder ausschneiden kann. Noch ist es Zeit; wähle!" — Da war die Jungfrau überwältigt und versprach Fro's Gemahlin zu werden und nach neun Tagen Einfahrt in seine göttliche Burg zu halten.

Skirnir eilte zurück zu Fro und brachte ihm die Kunde. Da ward der Gott wieder frohen Sinnes und empfing die Braut mit großen Ehrenbezeigungen. Alle Götter und Göttinnen gönnten ihm das sehnlichst gewünschte Glück und nahmen Theil an seiner Vermählungsfeier. —

Balder oder Paltar, der lichte, gute Gott. Einer der Söhne des Himmels und der Erde ist Balder, der weise, beredte und milde Gott, der Gerechteste aller Himmlischen, dem die Menschen Gesetz und Recht danken. Dabei ist er zugleich der schöne weiße,

Digitized by Google

wie Himmel, Licht und Tag leuchtende Herr, so daß ein lichter Schein von ihm ausgeht. Sein schimmernder Palast, in welchem nichts Unlauteres eine Stätte fand, hieß Silberblick. Auch kam er auf seinem Rosse in die Schlacht, aber nur, um Die zu schützen, die Recht und Gerechtigkeit auf Erden pflegten. Einst, als während einer Schlacht die Kämpfer, denen er Beistand leistete, von der Sonne Glut viel zu leiden hatten und sich vergebens nach einem Labetrunk umschauten, stieß Balder seinen Speer in die Erde, und hervor sprang ein kühler Quell. Auf einem andern Orte geschah es, daß auf seines Rosses Hufschlag ein Quell aus dem Boden brach, Labe bietend den Helden, deren Kräfte durch schweren Kampf erschöpft waren. Solche Quellen waren unversieglich und wurden heilig verehrt. Auch waren dem Gotte Auen und Haine geweiht.

Fro oder Freyer. Nach Ludwig Pietsch.

Friedselig, geliebt von allen Göttern, nur von dem Tücke sinnenden Loki nicht, lebte Balder in seiner himmlischen Wohnung. Da geschah es, daß er in einer stillen Nacht träumte, seinem Leben drohe Gefahr, und der Traum war so lebhaft, daß er bekümmert erwachte, und die Ahnung eines unheilvollen Geschicks ihn von nun an nicht mehr verließ.

Nicht blos seine Gattin, seine liebende Mutter Nirdu und Wodan, sein göttlicher Vater, sondern auch die übrigen Götter und Göttinnen wurden von Bekümmerniß ergriffen, als sie vernahmen, was geschehen war, denn Alle liebten den sanften Gott, von dem weder Göttern noch Menschen jemals ein Leid widerfahren war. Vergebens durchsann Wodan Tage und Nächte, vergebens berieth er sich mit den übrigen Gottheiten und befragte auch die weisen Raben, die so Vieles wissen — Niemand vermochte des Traumes Deutung zu ergründen. Um von dem Haupte seines Lieblings drohendes Unheil fern zu halten, scheute sich Wodan nicht, auch das Gefahrvollste zu wagen. Er schwang sich auf sein schneeweißes Roß, denn er gedachte die Schicksalsgöttinnen, die die Zukunft wissen und der Träume Deutung verstehen, zu befragen, was seinen Liebling bedrohe. Mit Gedankenschnelle durchflog das Roß mit ihm den Raum zwischen Himmel und Erde, und bald war er auf dem Wege, der zum Todtenreiche führte. Noch nie

Digitized by Google

hatte ein Lebender die schauerliche Nacht der Thäler und finsteren Abgründe, durch die der Pfad sich wand, ungefährdet zurückgelegt. Wodan achtete nicht der Schrecken des Pfades, nicht des wüthenden Hundes Drohen, sondern dahin brauste er, nur von dem Gedanken bewegt, das Schicksal seines geliebten Sohnes zu erkunden. Endlich erreichte er den Ort, an dem die Schicksalsgöttinnen wohnten.

Nieder stieg er von dem Götterrosse und trat zu dem Runenstein, unter dem seit tausend Jahren eine der zukunftkundigen Nornen schlief. Oede war das Grab, ächzend durcheilte der Wind die dornigen Hecken. Wodan zog sein Schwert, schrieb mit ihm dreimal den Runenspruch in den Sand und erhob dreimal den Runenruf, der die Todten aus den Gräbern bannt.

Da raunte es in dumpfen hohlen Tönen aus der Tiefe hervor:

„Welches Zaubers strenge Macht
Bannt mich aus des Kerkers Nacht?
Stört mich in der tiefen Rast?
Wer bist du, wer bist du, frecher Gast?
Tausend Jahr mein Gebein schon ruht
Im Winterschnee und Sommerglut,
In näßendem Thau und stöberndem Regen.
Laß schlafen mich, mich schlafen legen!
Ruchlos stürst du der Todten Rast:
Wer bist du, wer bist du, fremder Gast?"

Wodan sprach:

„Ein Wanderer bin ich, du kennst ihn nicht,
Eines Kriegers Sohn, du nennst ihn nicht;
Was droben vorgeht, meld' ich dir,
Was drunten begegnet, melde mir:
Für wen ist der schimmernde Tisch bereitet?
Für wen das güldene Bett gebreitet?"

Und wieder klang es dumpf und hohl empor:

„Siehst du nicht im Becher blank
Schäumen des Methes süßen Trank,
Darüber hängt der goldene Schild?
Für Balder ist der Becher gefüllt,
Balder's Haupt ist dem Tod gegeben;
Auch enden muß der Götter Leben.
Ungern red' ich, fremder Gast;
Störe nicht ferner der Müden Rast!
Fort von hier an deinen Ort;
Und kein Frevler komm' hinfort!"

Wie nun Wodan hineinschaute in Hel's Nebelheim, da sah er, daß dem geliebten Sohne der Empfang in dem freudenlosen Reiche des Todes bereitet war. Thränen brachen aus seinen göttlichen Augen hervor, und trostlos kehrte er zurück in seine himmlische Burg, um Göttern und Göttinnen der zukunftkundigen Norne Spruch zu sagen.

Als er den sich an ihn drängenden Göttern Kunde von der grauenvollen Weissagung gegeben hatte, erhob sich lautes Wehklagen um ihn her.

Doch bald kam Nirdu, Balder's liebende Mutter, auf einen Plan, der den bittern Kummer aus den Herzen der Unsterblichen, sobald sie ihn vernommen hatten, verscheuchte. Sie, die Beherrscherin der Erde, nahm Eide von allen Wesen, Balder nicht zu verletzen und dadurch den Frieden zu erhalten. Und es schwuren Feuer und Wasser, Eisen und die anderen Metalle, Steine und Erde, Busch und Baum, schwindende Sucht und allerlei Krankheit, Thiere und Vögel, Gift und Würmer.

Nun betrachteten die Götter, die wieder frohen Sinnes geworden waren, ihren Liebling als unverletzbar und begannen mit ihm in ihres Herzens Freude allerlei Kurzweil zu treiben. Diese warfen mit Speeren nach ihm, Jene mit schweren Steinen, Einige trafen gar mit ihren blitzenden Schwertern sein lockiges Haupt. Lächelnd, einem Frühlingsmorgen vergleichbar, stand der strahlende Gott in ihrer Mitte, kein Speer durchbohrte ihn, kein Schwert schlug ihm eine Wunde oder verursachte ihm Schmerz.

Der Götter frohe Rufe drangen indeß bis zu dem bösen Loki, der Göttern und Menschen jegliches Glück mißgönnt und, wo sich ihm Gelegenheit bietet, die Götterblumen der Freude in den himmlischen Hallen sowol als auf Erden zu vernichten strebt. Tücke sinnend eilte er empor, trat in der Gestalt eines alten Mütterchens, die sich auf einen Stab stützt, vor Nirdu, und fragte sie, was es zu bedeuten habe, daß die Götter so fröhlich seien?

Digitized by Google

Freudigen Angesichts erwiederte Nirdu: „Weißt du es denn nicht? Alle Wesen haben mir Eide geschworen, Balder nicht zu verletzen. So ist der Nornen Spruch vernichtet, und der liebreiche Gott wird nun nicht niedersteigen ins grause Todtenreich."

Loki fragte: „Haben alle Wesen den Friedenseid geschworen?" Nirdu entgegnete: „Nur ein zarter Mistelbaum nicht, der östlich von Walhalla wächst. Was sollte ich auch von ihm einen Eid fordern!"

Loki begab sich hinweg, brach die Mistelstaude und trat darauf in den Kreis der Götter, die sich noch an den gefahrlosen Waffenspiele ergötzten. Da fragte er den blinden Gott Hadu oder Höder, weshalb er ganz allein müßig stehe und sich nicht auch am Speerwurf oder am Bogenschießen betheilige und erfreue.

Balder's Tod. Zeichnung von Ludwig Burger.

Höder erwiederte: „Vermöchte ich zu sehen, wo Balder steht, und hätte ich ein Geschoß zur Hand, so wollte auch ich wol meine Kraft noch zeigen!"

Nun gab ihm Loki die Richtung an, indem er sprach: „Erzeige auch du dem Gotte Ehre und schieße dies Reis nach ihm!"

Es geschah, und entseelt sank Balder nieder. — „Balder ist der Sonnenglanz in seiner allerfreundlichen Klarheit als Symbol geistiger Reinheit und Jugendschöne; er stirbt den frühen Tod in der Neige der Sommersonnenwende durch die lichtlose blinde Winternacht Hadur's."

Die Himmlischen umstanden die schöne Leiche, und sie erhoben solch ein Jammern und Weinen, daß Keiner von ihnen die Größe seines Schmerzes mit Worten auszudrücken vermochte. Die trauernde Erdenmutter gewann zuerst wieder die Kraft zu reden. Sie verhieß Dem ihre Huld, der zur Todesgöttin Hel reite und sie bitte, für ein Lösegeld den geliebten Sohn noch einmal aus dem Reiche des Todes frei zu geben. Herimuot (Hermodr) erbot sich dazu, und Wodan gab ihm zur gefährlichen Fahrt sein Roß.

Digitized by Google

Unterdessen trugen die Götter Balder's Leichnam nach dem Ufer des Meeres, um ihn den Flammen zu weihen. Dort war ein Schiff, das Balder im Leben sein genannt hatte, und auf diesem sollte der Leichnam verbrannt werden. Die Götter mühten sich nun, das Schiff, das auf Walzen am Ufer stand, ins Wasser zu stoßen, aber sie vermochten es nicht. Da sandten sie ins Riesenland und ließen die Riesin Feuerrauch zur Hülfe entbieten. Sie kam fliegenden Haares auf einem Wolfe daher, den sie mit einer Schlange gezäumt hatte, und stieß das Schiff mit solcher Kraft ins Wasser, daß aus den Walzen Feuer stob. Darüber ergrimmt, erhob schon Thor den Hammer, um der Unholdin das Haupt zu zerschmettern. Doch der Götter Zuspruch und der Anblick des geliebten Todten besänftigten seinen Zorn. Aber es war ein neues Unglück geschehen. Balder's blühender Gattin, Nanna, war vor Kummer um den geliebten Gatten das Herz gebrochen, und sie lag nun neben dem Entseelten am Boden. Durch den Tod vereint, wurden nun Beide auf den Scheiterhaufen gelegt, den man im Schiffe aufgethürmt hatte. Als darauf das Holz angezündet worden war, trat Thor herzu, um die aufsteigende Lohe durch das Hammerzeichen zu weihen. Schmerz um den Tod des liebreichen Balder und Grimm gegen den Stifter des Unheils durchwühlten ihn zugleich. Da geschah es unglücklicher Weise, daß ein Zwerg ihm unter die Füße kam. In seinem bittern Unmuthe schlenderte er ihn mit dem Fuße mitten in die Glut hinein, so daß er mit verbrannte.

Alle Götter und Göttinnen waren bei der Leichenfeier zugegen, auch viele Riesen und Riesinnen, die von dem sanften Gotte vernommen hatten und nun seinen Tod mitbeklagten. Wodan warf als Opfer seinen Wunderring in das Feuer, auch die übrigen Gottheiten brachten köstliche Opfer.

Hermodr war indeß auf dem gefahrvollen Wege, der zur Unterwelt führte, neun Tage und neun Nächte lang geritten und erreichte endlich die goldbelegte Brücke, die in Hel's grauenvolles Reich führt und von einer Jungfrau, Zänkerin mit Namen, bewacht ward. Hastig fragte sie ihn, wer er sei, und fügte hinzu: „Gestern ritten fünf Scharen todter Männer über die Brücke, doch dröhnte sie unter dem Hufschlag ihrer Rosse nicht so gewaltig, wie jetzt bei dir. Aber ich erkenne auch, daß du die Todtenfarbe nicht an dir trägst. Weshalb reitest du nun die Bahn der Todten?"

„Ich suche Balder, den liebreichen Gott!" entgegnete Jener. „Saheſt du ihn über die Brücke reiten?" — Die Jungfrau erwiederte: „Wol sah ich den Schönen starren Auges vorüber schweben. Reitest du gen Norden, so findest du ihn!"

Hermodr sprengte weiter und erreichte Hel's Burg, die von einem riesigen Gitterthore umschlossen war. Er sprang vom Rosse, gürtete den Sattel fester, schwang sich wieder auf und sprengte in einem Bogen herzu, indem er dem Rosse die Sporen gab. Und siehe, es setzte mit seinem Reiter hinweg über das hohe eiserne Gitter, ohne auch nur mit einem Hufe die rostigen Spitzen desselben zu streifen. Nun ritt Hermodr zur Burg, stieg vom Rosse und trat in die Halle des Todes. Da sah er unter den freudenlosen Todten, erhöht auf einem Sessel, den bleichen Balder. Die ganze Nacht über brachte er an dem Orte des Schreckens zu, denn erst am andern Morgen durfte er vor der Todesgöttin seine Stimme erheben.

Als sie seine Botschaft vernahm, sprach sie: „So will ich doch sehen, ob Balder so werth der Liebe ist, als dein Mund es spricht. Wenn alle Dinge der Welt, lebendige sowol als todte, ihn beweinen, so möge er zurückkehren in das mit verhaßte Reich des Todes; ist aber auch nur ein Wesen vorhanden, das ihn nicht beweint, so bleibt er meinem Herrscherstabe unterthan."

Hermodr verließ jetzt die Halle, und die traurigen Schatten Balder und Nanna geleiteten ihn bis zum bogigen Thore. Hier redete ihn Balder mit hohler Stimme an und gab ihm für seinen göttlichen Vater den Wunderring zurück, den dieser ihm geopfert hatte. Auch Nanna öffnete den bleichen Mund und bat Hermodr, der liebenden Mutter Nirdu

Digitized by Google

ein kostbares Gewand und andere Gaben und der geschmeidefrohen Göttin Fulla einen Goldring zu überbringen. Darauf schwebten Balder und Nanna zurück in die grauenvolle Halle. Hermodr aber, durchrieselt von Schauern und voll Sehnsuch nach dem tröstenden Lichte des Himmels, schwang sich auf das bangstöhnende Götterroß und jagte schneller noch zurück, als er gekommen war.

Als er den Himmel erreicht hatte und vom schnaubenden Weißhengste sprang, umringten ihn Götter und Göttinnen, und er verkündete ihnen den Ausspruch der Todesgöttin; auch gab er die Geschenke an Wodan, Nirdu und Fulla, die dieselben unter Thränen aus seinen Händen nahmen. Danach sandten sie sogleich Boten aus nach allen Winden und ließen allen Wesen Kunde sagen von dem herrlichen Gotte und sie auffordern, zu weinen, damit er wieder zurückkehre in das Reich des Lichtes. Da weinten alle Wesen, alle Menschen und Thiere, die in Höhen und Tiefen, auf der Erde und in der Luft leben; es weinten Steine, Erde, Bäume und alle Erze, wie man auch jetzt noch die feuchten Thränen sieht, wenn diese Dinge aus der kalten Luft in die warme kommen. Deß freuten sich die Boten und fuhren fröhlichen Sinnes heim.

Mistelzweig.

Als sie von ungefähr an einer Höhle vorüberkamen, sahen sie ein Riesenweib in derselben sitzen, das aus thränenlosen Augen kalt um sich blickte, und das, aufgefordert, doch auch zu Balder's Heil die Quellen des Mitleids zu öffnen, höhnend antwortete:

„Thränenlos bleiben meine Augen
Ueber Balder's Tod;
Niemals im Leben, noch nach dem Tode
Nützte er mir!
Behalte Hellia, was sie hat!"

Loki war es, der also sprach, denn er hatte die Gestalt des Riesenweibes angenommen. „So giebt es", sagt Max Rieger, „unter den Menschen eine Gemüthsart, die sich im Ich wie in einer kalten, finstern Höhle verschließt, die nach der Sonne des Ideals, wenn diese aus der Welt verschwindet, keine Sehnsucht fühlt, noch beitragen kann, sie durch Sehnsucht zurückzurufen — diese Gemüthsart ist eigentlich Loki, der Feind des Seins." — So mußte denn der lichte, gute Gott bei der dunkeln freudenhassenden Hel bleiben, und den Göttern, die es vernahmen, daß von Loki alles Unheil für Balder ausgegangen war, blieb der Gram um den Verlorenen. Es entstand aber auch der feste Wille in ihnen, den Verderber und Feind alles Glückes der gerechten Strafe zu überantworten.

Loki oder Loke, der böse Gott. Der Tag der Vergeltung nahte für Loki, den verleumderischen, treulosen, verrätherischen, hinterlistigen, geschwätzigen Gott, der sich beständig mit finsteren, unheilvollen Plänen trug. Nachdem er Balder's Tod herbeigeführt und auch seine Rückkehr verhindert hatte, verbarg er sich eine Zeit lang. Da geschah es, daß die Götter zu einem großen Mahle beisammen waren, wobei es hochherrlich herging. Statt des Lichtes leuchtete Gold, süßer Meth trug sich in goldenen Krügen selbst auf. Plötzlich erschien Loki im frohen Kreise. Wußte er doch, daß die Stätte des Hauses den Göttern so heilig war, daß sie auf derselben auch nicht einmal Hand an einen Frevler legten.

Digitized by Google

Darauf bauend, begann er nun sogleich die schnödesten Schmähungen gegen die Götter auszustoßen, ja er rühmte sich der gegen Balder begangenen Unthaten. Erst als Donar herzukam, floh er, da er fürchtete, es würde sich dieser durch seinen leicht auflodernden Zorn hinreißen lassen, der heiligen Sitte nicht zu achten. Er hatte sich in einem Berge ein Haus mit vier Thüren gebaut, um nach allen Richtungen ausspähen und auch, wenn es einmal nöthig sein sollte, entfliehen zu können. Aber er fühlte sich bald auch hier nicht mehr sicher und kam auf den Gedanken, sich in einen Fisch zu verwandeln. Da gestaltete sich in ihm das Bild eines Netzes, und um nun genau zu untersuchen, ob ein solches Werkzeug, das es bis dahin noch nicht gab, wol zu seinem Fange benutzt werden könne, nahm er Flachs, drehte Schnüre und begann ein Netz zu stricken. Während er dies that, hatte ihn Wodan von seinem Herrschersitze aus bemerkt, rief Donar herbei, und Beide nahten sich ihm leise, um ihn zu ergreifen. Loki bemerkte sie, warf das Netz ins Feuer und sprang in der Gestalt eines Lachses in das nahe Wasser. Aber sein eigenes Gewebe sollte Verderben über ihn bringen! Das Netz war nicht ganz verbrannt, auch bemerkten die Götter noch in der Asche die Umrisse desselben. Sie verfertigten nun ein Netz, warfen es in das Wasser und zogen es dem Ufer zu. Da Loki aber zwischen zwei Steine geschlüpft war, glitt das Netz über ihn hinweg. Die Götter banden Steine an das Netz und thaten den zweiten Zug. Loki schwamm vor dem Netze her und sprang endlich hinüber. Jetzt thaten die Götter den dritten Zug, und als Loki wieder den Sprung machte, ergriff ihn Donar in der Mitte des Leibes. Der Fisch war aber so glatt, daß er durch die Hand glitt, und es Donar erst gelang, ihn am Schwanze festzuhalten.

Jetzt aber empfing er die Strafe für alle seine Frevelthaten. Wodan und Donar legten ihn, der sich wieder in seine eigene Gestalt verwandelt hatte, über drei scharfkantige Felsen, so daß er mit dem Haupte auf einer, mit dem Rücken auf der zweiten und mit den Füßen auf der dritten Kante lag — fürwahr ein schmerzenbringendes Lager! Dann fingen sie zwei Söhne des Tückevollen, deren einer die Gestalt eines Wolfes hatte. Dieser zerriß seinen Bruder vor des Vaters Augen, worauf die Götter auch ihn tödteten. Mit den Gedärmen Beider banden sie nun Loki auf den scharfen Felssteinen fest. Auch riefen sie einen greulichen Wurm herbei, der hochaufgerichtet bei ihm Wache hielt und aus dessen Rachen fortwährend giftiger Geifer hernieder träufelte.

Als die Götter sich darauf wieder hinweg begeben hatten, erschien Loki's Gattin Sigyn auf der Stätte des Schreckens, doch vermochte sie nicht, die Fesseln zu lösen. Sie nahm nun ein Becken und stellte sich neben Loki, um das niedertröpfelnde Gift aufzufangen und dadurch die Qualen des Gatten zu mildern. Ist das Becken voll, so tritt sie zur Seite, um es auszugießen. Während dies geschieht, fallen dem Gefesselten Gifttropfen in sein Gesicht, und er windet sich dann stöhnend vor ungeheurer Pein. Dies ist die Ursache der Erdbeben. — So wird Loki gefesselt liegen bis zum Weltenuntergange.

Bild der Schöpfung. Hätte nicht der Abschnitt über Götter und Götterleben mit Betrachtung dieses Gegenstandes beginnen müssen? Es geschah nicht, weil wir es bei Vorführung der Schöpfung mit einem Riesenbilde zu thun haben, zu dem hinzuleiten die Vorführung der einzelnen Gottheiten mit ihrem den Weltkreis in verschiedenen Richtungen und Weisen durchdringenden Wirken zweckmäßig erschien. Nun aber, nachdem wir einige Wanderungen durch die Götterwelt gemacht haben, mag sich das unermeßliche All des germanischen Götterhimmels unseren Blicken aufthun.

„Einst war das Alter,
Da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, noch See,
Nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich,
Noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund
Und Gras nirgends."

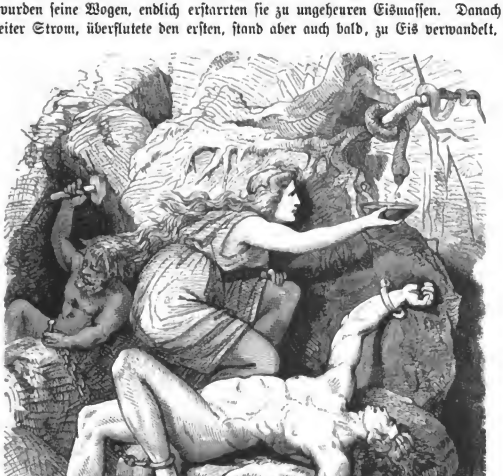
Aber in dem schauerlichen, finstern, unermeßlichen Abgrunde begann es sich allgemach zu regen; es entstand ein Wallen und ein Brausen, ein Kampf feindseliger Elemente,

Digitized by Google

bis im Norden und im Süden zwei Welten ſich bildeten, Nebelheim die eine, voll Nebel und tödtender Kälte, Muspelheim die andere, aus der wie aus einem unermeßlichen Höllenrachen Feuerſtröme aufſtiegen und Funken weit umherſprühten.

Das Erſcheinen des Frühlings in jedem Jahre giebt uns ein ſchwaches Bild von dem Jahrtauſende andauernden Rieſenkampfe dieſer beiden ſich befeindenden Welten.

Zwiſchen dieſen Welten war eine Kluft. Nun bildete ſich in Muspelheim ein Fluß, der ſeine Richtung nach dem kalten Reiche zu nahm. Je mehr er ſich ihm nahte, deſto kälter wurden ſeine Wogen, endlich erſtarrten ſie zu ungeheuren Eismaſſen. Danach kam ein zweiter Strom, überflutete den erſten, ſtand aber auch bald, zu Eis verwandelt, ſtill.



Loki's Feſſelung. Nach W. Engelhard.

So entſtanden viele gewaltige Eislager, und die Kluft ward endlich ausgefüllt. Nach Norden zu war nichts als Eis, Schnee, Nebel, verheerendes kaltes Unwetter und Finſterniß, auf der ſüdlichen Seite dagegen ſchufen die aus der Feuerwelt hervorſprühenden Funken Licht und Wärme. Die unermeßliche Eismaſſe gewann Leben und Geſtaltung, und es ward daraus ein Rieſe, Ymir genannt, der feindſelig gegen Alles geſinnt war, was durch des Feuers und Lichtes Einwirkung entſtand.

Einmal, als Ymir ſchlief, erzeugte er aus ſich ſelber einen Sohn. Aus dem weiter ſchmelzenden Eiſe entſtand eine Kuh. Vier Milchſtröme floſſen aus ihrem Euter, von denen der Rieſe Ymir ſich nährte. Die Kuh beleckte die ſalzigen Eisblöcke; da kam am Abende des erſten Tages das Haupthaar, am folgenden Tage das Haupt und am dritten Tage der übrige Körper eines Mannes hervor, der ſich durch Wohlgeſtalt, Größe und Stärke auszeichnete.

Digitized by Google

Wie von Ymir die Reifriesen abstammten, die Allem feindselig waren, was durch die Einwirkung des Feuers, der Wärme und des Lichtes entstand, so erwuchs aus diesem Manne ein dem Ymir feindseliges Geschlecht, das ihm Untergang bereitete, der Erde aber ihr Bestehen sicherte. Er ist der Erzeuger des Gottes Wodan. Wodan und seinen beiden Brüdern Wili und We gelang es, den Riesen Ymir nach hartem Streite zu besiegen. Da floß so viel Blut aus seinen Wunden, daß alle Urriesen darin ertranken; nur einem gelang es, sich mit seinem Weibe in einer Wiege zu retten. Von ihm stammt das jüngere Riesengeschlecht, welches unaufhörlich danach trachtet, seiner Ahnen Tod an den Göttern zu rächen.

Darauf nahmen Wodan und seine Brüder die Leiche Ymir's und warfen sie in die Kluft der Klüfte, in welcher die Wogen des aus Süden kommenden Flusses zu Eis erstarrt waren. Aus dem Riesenleibe machten sie die Erde, aus dem Blute das Meer und alle anderen Gewässer, aus den Knochen die Felsenberge, aus den Zähnen, Kinnbacken und Knochensplittern das Gestein, das umhergestreut liegt auf und unter dem Erdboden, und aus dem Haar die Bäume. Die ungeheure Hirnschale erhoben sie und nannten sie Wölbung des Himmels. Vier starke Zwerge, Nord, Süd, Ost, West, stellten sie hin als Träger des Gewölbes. Da dasselbe aber finster war, nahmen sie Feuerfunken, die aus Muspelheim immer noch emporflogen und stellten sie an den Himmel, worauf die Finsterniß schwand. Auch gaben sie den leuchtenden Funken ihre Bahnen, so daß nach ihrem Lauf später die Menschen die Zeit nach Tagen, Monden und Jahren zu bestimmen vermochten. Nun warfen sie des Riesen Horn empor, das seitdem in Wolkengebilden den Raum zwischen Himmel und Erde durchwogt. Aus den Augenbrauen bauten sie endlich einen Wall rund um die Erde, um gegen das Anstürmen der Riesen einen Schutz zu haben.

Noch aber fehlte der Mensch. Da schufen die Götter aus zwei Bäumen, einer Esche und einer Ulme, zwei Menschen, Mann und Weib, und verliehen ihnen Geist, Seele und Blut. Danach erschufen sie auch noch viele Zwerge, gaben ihnen Wohnungen in Ymir's Fleisch, der Erde, und es war damit die Schöpfung der Erde vollendet.

Der unermeßlich große Weltbaum, Yggdrasil, verband mit Stamm und Wurzeln Walhalla, den Aufenthalt der Götter, den Wohnsitz der Menschen und das düstere Reich der Todesgöttin.

„Eine Esche weiß ich,
Heißt Yggdrasil.
Den hohen Baum netzt
Weißer Nebel;
Davon kommt der Thau,
Der in die Thäler fällt.
Immer grün steht er
Ueber Urda's Brunnen."

Täglich versammelten sich die Götter unter dem heiligen Baume, um daselbst Gericht zu halten.

Die Nornen. Die drei Schicksalsgöttinnen, welche am Stamme der Esche saßen, hießen Urd oder Vergangenheit, Werdanda (Waranda) oder Gegenwart und Skuld oder Zukunft, und ihr Amt war es, Gesetze zu geben, zu weissagen und für die Sterblichen die Stunde des Lebens und des Todes zu bestimmen. Auf dem Wipfel des bis in die Wohnungen der Götter emporragenden Weltbaumes saß Wodan's weitschauender Adler, der zwischen seinen Augen noch einen Geier mit scharfspähendem Blicke hatte. Ein Drache mit seiner Brut lag unter den Wurzeln, an denen die Ungeheime beständig nagten. An dem Stamme auf und ab rannte ein Eichhorn und brachte, um Streit anzustiften, bald dem Adler, bald dem Drachen Kunde von Dem, was einer von dem andern gesprochen hatte. Vier Riesenhirsche fraßen von den Aesten Knospen und Blätter ab. So würde es geschehen sein, daß der Weltbaum verdorrt wäre, wenn nicht die Nornen ihn täglich mit heiligem Wasser begossen hätten, das sie aus dem Brunnen Urd schöpften, an dem sie wohnten. Von der Weltesche kam auch der Thau, der des Nachts Thäler und Fluren erquickt.

Die Weltesche Yggdrasil ist das Bild des lebendigen Weltalls, das Himmel und Erde, Zeit und Stoff, Leben und Tod, Erhaltung und Vernichtung in sich birgt, und das von

Digitized by Google

einem das All beherrschenden Geiste getragen wird. Unsere Altvordern konnten diesem Gedanken kaum einen bedeutsameren Ausdruck geben als durch das Bild des mit knorrigen Wurzeln im Dunkel der Erde haftenden, himmelanstrebenden Baumes, von Lebenssaft erfüllt und in strotzendem Laubgrün prangend. Wie an dem Baum und der Natur überhaupt aber Sommer und Winter eine große Veränderung hervorrufen, so wogt auch an der Weltesche der Kampf um Sein oder Nichtsein unablässig auf und nieder.

Die Nornen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Drache und seine Brut nagen an den Wurzeln, der Brunnen der Nornen droht zu versiegen, selbst Wodan fürchtet, die Esche könnte sterben. Da sendet er seine Raben nach Kunde aus. Er aber sieht die jugendliche Idun von der Esche sinken, hinab ins Thal zur Nacht und zur Hel. Idun ist die Verpersönlichung des grünen Blätterschmuckes, der im Herbste abfällt. Die Götter bedecken sie mit Winterschnee; da lösen sich ihre Thränen, und sie sinkt in Schlaf. Erwachend kehrt sie als Schwalbe zum Baum zurück und mit ihr das Lenzgrün.

Digitized by Google

Wahrlich, es ist so, wie Carlyle sagt: „Wir finden in der germanischen Schöpfungslehre eine unbestimmte, umrißlose Gewaltigkeit, ungethümliche, noch völlig ungezähmte Kraft", daneben aber „eine ehrliche Einfalt und Derbheit, so sehr verschieden von der Anmuth des altgriechischen Heidenthums"; das letztere athmet mehr Schönheit und Sinnlichkeit, die erstere mehr Sinnigkeit und Kraft.

Weltuntergang und Vorahnung. Selbst Götterkraft, alle Herrlichkeit, alle Weisheit der Götter vermag nicht, die Welt zu erhalten. Der tückische Loki lag gefesselt auf den drei scharfzackigen Felsen, die erdumgürtende Schlange war in die Tiefe geschleudert worden, der Abgrundswolf war überwunden. Dennoch aber wird — so glaubten unsere heidnischen Voreltern — der Tag nahen, an dem das Reich des Bösen siegen, Himmel und Erde, Götter und Sterbliche der Vernichtung verfallen werden. Dies aber wird also geschehen: In der Menschen Hand liegt es, den Weltuntergang zu verhindern, denn eher dürfen die feindseligen Mächte nicht über Götter und Menschen zu triumphiren hoffen, ehe nicht das große Todtenschiff vollendet ist, das aus den Nägelspitzen der Leichen angefertigt werden soll. Aber ihrer Viele achten des Göttergebotes nicht und begraben die Todten, ohne ihnen die Nägel zu verschneiden. Und nicht allein dieser heilige Gebrauch wird vergessen, auch alle anderen Gebote der Götter werden mehr und mehr mißachtet. Ehrfurcht vor den Göttern wird verlacht, dem frechen Lästerungen und der Bosheit wird Beifall zugerufen.

„Brüder befehden sich, fällen einander,
Geschwister sieht man die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch:
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windszeit, Wolfszeit, ehe die Welt stürzt.
Der Eine schont des Andern nicht mehr."

Endlich ist das Todtenschiff fertig, das Gericht beginnt. Nun kommt ein schrecklicher Winter, der ohne Unterbrechung drei Jahre währt. Es friert bis in die Tiefen der Erde hinein, schneidende Winde wehen, erbleichend steht die Sonne am aschgrauen Himmel, ihre Strahlen vermögen nicht mehr die Erde zu erwärmen. Unaufhörlich stöbert der Schnee von allen Seiten, Wirbelwinde thürmen ihn zu Bergen, Wälder brechen unter seiner Last. Loki knirscht in seinen Fesseln, krampfhaft bewegt er seinen gequälten Leib — da erschüttert ein furchtbares Erdbeben den ganzen Erdkreis. Alle Fesseln lösen sich, Loki wird frei, der Abgrundswolf zersprengt die Bande, die ihn Jahrtausende gefangen hielten, und zerbeißt das ihm von den Göttern in dem Rachen aufgestellte Schwert, daß die Stücke die Luft durchsausen und schwarzes Blut hinterher spritzt. Er jagt empor aus dem schauerlichen Abgrunde, reißt drohend den Rachen auf, so daß sein Unterkiefer die Erde und sein Oberkiefer den Himmel berührt, Feuerströme brechen aus seinen Nüstern hervor. Nun kräht der goldkämmige Hahn in Walhalla und ruft Götter und Helden zum Kampfe. Indeß wälzt sich die Meeresschlange daher; schäumend und brüllend zerreißen die Wellenberge das Ufer und überfluten das Land. Der Boden zittert, Felsenberge stürzen zusammen, der Weltbaum Yggdrasil bebt und kracht, Schrecken herrscht selbst unter Denen, die zum Tode wandeln. Das aus den Nägeln der Verstorbenen erbaute Leichenschiff, das größeste aller Schiffe, stößt vom Ufer ab, um Loki, den Abgrundswolf und die Riesen zum Kampfe gegen die Götter herbeizuführen. Auf Rossen sprengen Feuerriesen daher, deren Schwerter wie Feuerglanz strahlen. Als sie über die Regenbogenbrücke reiten, entsteht ein solches Drängen, daß diese unter der Rosse Stampfen einbricht. Der Himmel zerberstet, Geheul dringt aus der Menschen Wohnungen und Stöhnen der Zwerge, die bebend vor ihren Höhlungen kauern.

Kaum gewahren die Götter den durch die Welten tobenden Aufruhr, da hüllen sie sich in ihre strahlenden Rüstungen, um unverzagt den Kampf für die Erhaltung des Weltalls aufzunehmen. Indeß vereinigen sich die Feinde der Götter und Menschen auf der Ebene Kriegsritt, die hundert Meilen lang und eben so breit ist, um hier den Göttern die

Digitized by Google

Entſcheidungsſchlacht zu bieten. — Jetzt nahet durch den Luftkreis die herrliche Schar der Götter und der Helden, voran Wodan, das Haupt mit dem Goldhelm bedeckt, in ſtrahlender Rüſtung, den leuchtenden Speer in der Hand ſchwingend.

Die Scharen ſtehen ſich gegenüber, der grauenvolle Kampf beginnt. Speere ſauſen, Schwerter klirren, Schlachtrufe der Götter und Helden und andererſeits der Rieſen ertönen, Wuthgebrüll der Weltſchlange und des Abgrundswolfes erſchüttert den Luftkreis. Jetzt lenkt Wodan ſein weißes, ſich ſchäumend bäumendes Roß gegen den Abgrundswolf, der heulend gegen ihn aufſpringt. Aber nur wenige Augenblicke währt der Kampf; der blutige Rachen des Ungethüms wird des hehren Gottes Grab. Einer der kühnſten Söhne Wodan's nimmt den Kampf gegen den Abgrundswolf auf; Schmerz und Zorn verzehnfachen ſeine Kraft, und es gelingt ihm, dem entſetzlichen Feinde ſeinen Speer durch den Rachen bis ins Herz hineinzubohren und ſo des Vaters Tod zu rächen.

Heimdal's Horn ruft die Streiter zum Kampf. Nach W. Engelhard's Fries.

Indeß hat Donar mit ſeinem Hammer der giftgeſchwollenen Weltſchlange den behörnten Schädel zerſchmettert. Doch der ſiegreiche Kampf gegen das dem Tode verfallene Ungeheuer wird ſein Verderben. Vergiftet von dem Geifer der Schlange vermag er nur noch neun Schritte zu gehen, dann ſinkt er todt zu Boden und der Hammer entfällt ſeiner Hand. Zio zerſpaltet mit ſeinem Schwerte dem Höllenhunde den eiſernen Schädel, empfängt aber auch von ihm die Todeswunde. Es fallen Götter, Helden, Rieſen und Ungethüme, ſich wechſelſeitig mordend. Fro ſinkt von den Streichen des ſchwarzen Rieſen. Dann wirft dieſer Feuergarben durch die ganze Welt, daß dieſe verbrennt. In Feuer ſteht der Himmel, die verkohlten Sterne fallen, der eine Wolf verſchlingt die Sonne, der andere den Mond, Dampf wirbelt um den Weltbaum, Feuer lodert in den Zweigen und leckt bis zum Himmel empor. Ein Aſcheuregen ſinkt hinab, es verlöſcht die Glut, der Wolf Finſterniß hat das Licht beſiegt. Die Erde mit den Geſchlechtern der Menſchen verſinkt in das flutende Meer. Alles iſt dem Verderben geweiht. Das iſt der Tag des Gerichts.

Digitized by Google

Aber die Welt ersteht in neuer, verherrlichter Gestalt. Wie das Gold in dem Feuer befreit von den Schlacken wird, so werden die Guten und die Tapfern, von allem Fehl gereinigt und geläutert, zu neuem Dasein erwachen, die Bösen aber in einem Schauerreiche in ewigen Qualen leben. Herrlich und anmuthig taucht dann die Erde aus den Wassern auf, lachende Blumen und goldene Aehrenfelder schauen zu einer neuen Sonne empor und baden sich in ihrem Lichte; Reben, mit süßen, goldglänzenden und gerötheten Trauben behangen, ranken sich an kräftigen Bäumen auf, die duftende Blüten und nährende Früchte zu gleicher Zeit tragen. Reinere Lüfte wehen durch Wälder, Thäler und Fluren, zweimal im Jahre brüten die Vögel, süßer, kühlender Wein füllt die Brunnen. Dann herrscht nur Liebe und Freundschaft im erneuerten Geschlechte. Die in verderbter Zeit verloren gegangenen Runentafeln, auf denen des höchsten Gottes Gebote eingegraben sind, werden wiedergefunden, und nur der Wettstreit herrscht, in der Liebe einander es zuvor zu thun.

„Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von oben, der Alles steuert;
Den Streit entscheidet, schlichtet Zwiste
Und ordnet ewige Satzung."

Schlußurtheil über die Germanen. Seitdem die neuere Wissenschaft sich mit unseren Voreltern zu beschäftigen begonnen, galten diese lange Zeit als unschuldige Naturkinder. Diese Vorstellung entbehrt aller Begründung. Wie wir gesehen haben, war Wodan, ihr oberster Gott, Lenker des Krieges. Krieg erschien ihnen demnach als die des Menschen würdigste, edelste Beschäftigung. Die Wehrhaftigkeitserklärung des Jünglings war ein feierlicher Akt. Wer nicht im Streite an Wunden starb, ging ungeehrt ein in das Reich des Todes, der Schlachtentod hingegen führte zu den Freuden Walhalla's. Und welcher Art waren diese Freuden? Kampf und wieder Kampf, nur unterbrochen durch die Freuden des Mahles!

Diesem Glauben entsprechend war die Gestaltung ihres staatlichen Lebens. Zur Ausübung jener oben bezeichneten edelsten Beschäftigung meinten nur die sogenannten Freien oder Edlen (Adelinge) berufen zu sein. Jagd, Krieg, Trunk, Spiel und Müßiggang — darin bestand das Leben der Freien. Sie zehrten nur. Wer aber nährte? Dieses fiel zwei Ständen, den Hörigen und den Sklaven, anheim. Der Sklave führte den Namen Schalk. Eine Kluft trennte die Edlen von den Hörigen und Sklaven. Nur ein Freier durfte Priester sein, nur gegen den Freien ward Gastfreundschaft geübt, nur zwischen Freien fanden Familienverbindungen statt. Hörige und Sklaven hießen das Volk. Der Stand der Freien, der nichts produzirte, gleichwol aber ein Wohlleben zu führen sich berufen fühlte, wollte erhalten sein. Dazu war das Volk da, die große Mehrzahl der Bewohner. Der Freie war in der That ganz frei, er duldete in den frühesten Zeiten kein Steuerrecht, ja auch nicht einmal das geringste Strafrecht über sich. Desto mehr sogenannte Rechte lagen auf den Schultern des Volkes. Hier Unrecht, dort Vorrecht.

Der Hörige bekam so viel Land, als nöthig war, um den Freien, der es gab, von dem Ertrage gut zu nähren; der Hörige, der die Arbeit hatte, durfte einen geringen Theil seines Erwerbes als das Seine betrachten. Das war sein Recht. Der Leibeigene stand in den Augen des Freien auf der Stufe des Thieres. In alten Rechtsbüchern wird er oft eine „Sache", einige Male geradezu „Vieh" genannt.

Es gab nicht blos Pferde-, Rinder- und Schafmärkte, sondern auch Sklavenmärkte. Kriegsgefangene, mochten sie nun Deutsche oder Ausländer sein, waren ein Haupthandelsartikel. In der Vorzeit Mecklenburgs wurden dort einmal über 7000 Sklaven an einem Tage verkauft. Das war ausnahmsweise das einzige „bürgerliche" Gewerbe, das die Freien trieben. Dem religiösen Glauben entsprechend war die Behandlung der Sklaven.

In einem alten „heiligen" Gesange werden den Sklaven u. A. folgende Benennungen gegeben: der Russigte, der Ochsenknecht, der Ungeschlissene, der Dicke, der Zänker, der Tückische, der Tölpel, der Fette, der Träge, der Gekrümmte. Benennungen für Sklavinnen sind:

Digitized by Google

die Faule, die Geschwollene, die Krummnasige, die Dummdreiste, die Vogelscheuche, die Hopfenstange, die Lumpige, die Krummbeinige. Die Menschenwürde im Sklaven konnten die Freien nicht anerkennen, denn nach ihrem Glauben waren allein ihnen hier die Herrschaft und dort die Freuden Walhalla's bestimmt. Daher kann auch von dem Vorhandensein irgend eines Erziehungsmittels nicht die Rede sein, das den Zweck gehabt hätte, im Sklaven bessern Sinn und edlere Gefühle zu erwecken. Gewaltthat war das einzige Mittel, das bei Sklaven angewandt wurde.

Die Aussage eines Sklaven gegen einen Freien galt nicht; die Aussage eines Freien gegen einen Sklaven hatte, wenn er nicht der Anklage zustimmte, zur Folge, daß sein Herr ihn auf die Folter spannen und ihm Stockschläge ertheilen ließ. Die Folter! Patriotische Männer haben sich bemüht, den Vorwurf dieser höllischen Einrichtung von unserm Volke abzulehnen. Leider! — unsere Väter in granester Vorzeit übten schon die Bestialität der Folter.

Blutrache und Sühne. Zeichnung von H. Leutemann.

Gestand der Unglückliche, so wählte der Herr meist folgende Strafen: Abschneiden der Ohren oder der Lippen, Ausreißen eines Auges, Abhacken einer Hand oder eines Fußes und Tödtung. Hatte aber das martervolle Ausrecken des Körpers und das Schlagen kein Geständniß hervorgepreßt, und wünschte der anklagende Freie den zweiten Grad, so gab der Herr an, wie viel ihm der Schalk als „Vieh“ werth sei, und verlangte, da der Angeschuldigte bei der zweiten Probe doch muthmaßlich seinen Geist aufgeben würde, ein Pfand, um es, je nachdem, zu behalten oder zurückzustellen.

Die Tödtung erfolgte meist durch Galgen oder Rad. Wer gedenkt dabei nicht an Herder's Ausspruch: „Auf den Bergen und Hügeln der Griechen standen Kunstdenkmäler zur Bildung des Geschmacks und feineren Gefühls, auf unseren Anhöhen standen Galgen und Räder!“ — Die Schalke wurden als nothwendige Uebel angesehen; hätte man ihrer nicht zur Arbeit bedurft, man würde sich derselben gern entledigt haben! — Der heutige Zuchthäusler hat keineswegs eine so niedere Stellung, als die Sklaven sie in unseren

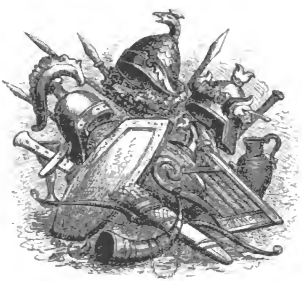
Digitized by Google

Gauen hatten; dem Zuchthäusler stand etwa nur der Hörige gleich, dem es gestattet ward, den Ueberschuß, den er durch eine fast übermenschliche Arbeit gewann, zu sparen. So gewannen Hörige bisweilen die Mittel, sich loszukaufen. Sie wurden aber dann nicht „Freie", sondern nur „Freigelassene", die nur einen geringen Antheil an den Rechten der Freien hatten. Daß eine Behandlung, wie sie geschildert wurde, auf die Sinnesart der Hörigen und Sklaven nicht vortheilhaft wirken konnte, ist leicht ersichtlich. Niedere Gesinnung, Tücke, Verschmitztheit mußten Haupteigenschaften dieser Klassen bleiben. Wie konnte es anders sein? In dem Verhältniß der obersten Gottheit zu dem bösen Loki sahen die Freien ihre Stellung dem Volke gegenüber. Da mochte denn wol auch mancher arme Sklave keinen andern Gott anbeten, als Loki und keine andere Freude haben, als die, seinen Peinigern heimlich Uebel zu bereiten. So wucherten hier Uebermuth, dort niedere Denkungsart.

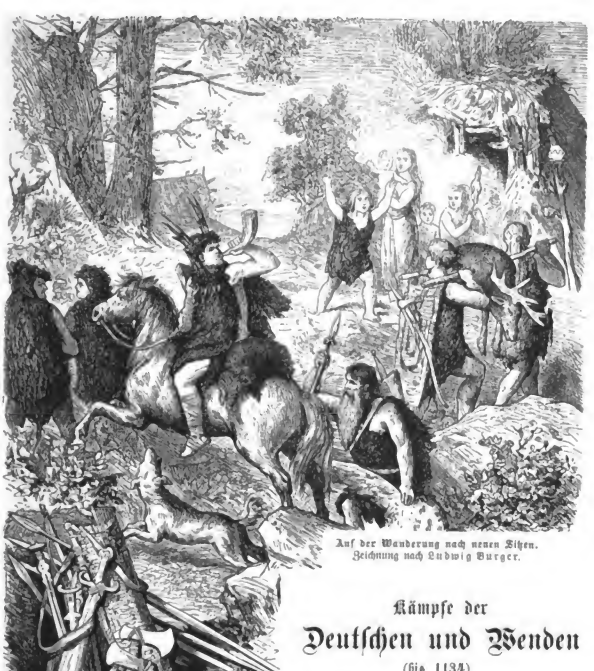
Da der Freie kein Strafrecht über sich duldete, so verstand es sich von selbst, daß ein Jeder auf dem Wege der Gewalt sich sein Recht zu verschaffen suchte. In dieser Beziehung bildete zunächst die Familie den Kreis, der sich gemeinsam verpflichtet fühlte, jede Unbill, die einem einzelnen Gliede des Hauses widerfahren war, zu rächen. War die Familie zu schwach, so wurde die Mitwirkung der Verwandtschaft, der Sippe oder Sippschaft in Anspruch genommen. Blut forderte Blut, falls der Mörder nicht zahlungsfähig war. War er dies, so konnte er durch Geld Versöhnung erlangen. Das umstehende Bild zeigt uns eine Verhandlung, die wegen eines Mordes stattfand. Vielfach geschah es, daß schwächliche Kinder und kraftlose Greise getödtet wurden; doch lag dieser Handlungsweise eine Art Mitleidsempfindung zu Grunde, auch muß hinzugefügt werden, daß sich vielfach Alte den Schwerttod erbaten, weil sie des Glaubens waren, er nur sichere ihnen den Eingang in Walhalla.

Dies sind die dunkeln Seiten der Urzustände, die nicht verschwiegen werden durften, nicht allein, um der Wahrheit die Ehre zu geben, sondern auch, weil sonst, wie sich noch öfter zeigen wird, der Verlauf der Geschichte nicht verstanden werden kann.

Das Wunderbarste in dem Glauben der alten Germanen war, daß sie selbst nicht an den Bestand ihrer Götter glaubten. Sie ahnten, daß das Reich der Gewalt auch einst durch Gewalt enden und ein von einem hehren Geiste durchdrungenes Reich seine Stelle einnehmen werde.



Digitized by Google



Auf der Wanderung nach neuen Sitzen.
Zeichnung nach Ludwig Burger.

Kämpfe der Deutschen und Wenden

(bis 1134).

Einleitung

Mit allen Naturvölkern hatten die Deutschen das gemein, daß sie aus einer sehr großen Zahl von Stämmen bestanden. Die einzelnen Stämme führten ihre Namen nach ihren Häuptlingen oder nach den Landstrichen, in denen sie wohnten. Vergeblich ist die Bemühung gelehrter Männer gewesen, die Wohnplätze der einzelnen Stämme auf Karten genau zu bezeichnen; für die ersten Jahrhunderte nach Christus wenigstens haben sich bisher die fleißigsten Forschungen als ungenügend erwiesen. Dies vornehmlich aus dem Grunde, weil die einzelnen Stämme um jene Zeit schon in einer fortwährenden Bewegung waren, die später, bei der sogenannten Völkerwanderung, über die allerdings genauere geschichtliche Nachrichten vorliegen, ihren Höhepunkt erreichte.

Es erscheint hier nothwendig, die Ursachen der Bewegung darzulegen.

Digitized by Google

Dieselben sind mehrfacher Art. Vor allen Dingen war die Haupteigenschaft der Deutschen: der kriegerische Sinn, ein Antrieb zu vielfachen Veränderungen. Die einzelnen Stämme lagen in beständiger Fehde mit einander. Des besiegten Stammes Boden wurde, falls er dem Sieger gefiel und er sich auf ihm zu halten vermochte, von ihm ganz oder zum Theil in Besitz genommen. Der Verdrängte mußte sich neue Weideplätze und für den Anbau sich eignende Gebiete suchen, d. h. in der Regel sie erkämpfen, dem vordringenden Sieger rückten anderer Stämme Genossenschaften nach.

Die Semnonen. Bei einzelnen Völkerstämmen, namentlich bei den Semnonen, wie bei den Sueven überhaupt, war es Sitte, daß ein Theil des Volkes jährlich auf Krieg und Abenteuer auszog, während der zurückbleibende für sich und die Abwesenden den Acker bestellte. Zwischen Kriegsführung und Ackerbau ward nun von Jahr zu Jahr gewechselt. Dazu kam, daß die kriegslustige Jugend vielfach auf eigene Hand auf Abenteuer auszog. Galt doch Raub und Mord außerhalb der Grenzen des Landes nicht als ein Unrecht. Fanden die umherschweifenden Scharen fette Gegenden und brachten sie die Kunde davon in die Heimat, so rückte der ganze Stamm zu gelegener Zeit vor. Ihre dürftigen Häuser zu verlassen, war für die Auswanderer kein großes Opfer, Häuser solcher Art ließen sich ja überall leicht herstellen. Auch die jungen Haushaltungen mußten, wenn die Bevölkerung so dicht geworden war, daß der Boden den ganzen Stamm nicht mehr zu nähren vermochte, hinaus in die unbekannte Ferne, um sich Wohnplätze zu erkämpfen. Aber auch Mißwachs und Hungersnoth trieben zu Zeiten einzelne Stämme zum Aufbruch.

Nordöstlich von den Germanen wohnten die Finnen, östlich die Sarmaten. Jene waren von Jagd und Fischerei lebende Wilde, diese zum großen Theile noch mit Viehherden umherschweifende Nomaden. Dagegen stand die Mehrheit der Germanen bereits auf der Kulturstufe des Ackerbaues und der damit verbundenen Viehzucht, woraus erhellt, daß ihr Weiterrücken in der Regel nur sehr langsam vor sich ging. Bedarf doch der Boden der Pflege und des Abwartens, wenn man seinen Segen empfangen will! Je mehr Schweiß und Mühe die Urbarmachung des Bodens gekostet hat, und je ergiebiger er geworden ist, desto größeren Werth hat er damit für die Eigenthümer gewonnen. In Denen, die den Ackerbau pflegen, entwickelt sich auch naturgemäß die Heimatsliebe. Merkwürdigerweise liegt, wie so mancher andere Gegensatz, in dem sinnigen Gemüthe des Deutschen neben der entschiedenen Heimatsliebe die Wanderlust. Die unbekannte Ferne reizt ihn; er malt sich eine wunderbare Welt aus und hegt nun unstillbares Verlangen, sie kennen zu lernen.

Italien! Dies eine Wort schloß ein Zauberreich für die Söhne Germaniens in sich ein. In den grauesten Vorzeiten schon zogen auf einzelnen Handelsstraßen römische Kaufleute durch Deutschland nach der Ostsee, um den damals in den südlichen Ländern so hoch gehaltenen Bernstein zu holen. Durch sie kam die erste Kunde von Italien in unsere Heimat. Auch begannen ja früh schon die Kriege Roms gegen die Deutschen, und mochte man auch immerhin die gepanzerten römischen Krieger hassen, so erkannte man doch aus ihrer Kriegsführung, ihren Waffen, ihrer Kleidung und vielen anderen Dingen, die sie bei sich führten, ferner aus ihren Bauwerken, den von ihnen an der Donau und am Rhein angelegten großartigen Kunststraßen und den Wasserleitungen, ihrer Lebensart u. s. w., daß sie aus einem an Erzeugnissen der Natur und an Schätzen mancherlei Art reichen Lande stammen mußten.

Zu sagen, unsere Väter hätten ihr Land gerade seines rauhen Klimas wegen geliebt, ist eine unhaltbare Behauptung. Die Zeit der Winter- und Sommersonnenwende, der Anfang des Frühlings, gab ihnen Anlaß zu einem erhebenden Feste. Sie badeten meist kalt, weil warme Bäder ohne Mühe nicht zu haben waren; wie sehr sie aber warme Bäder zu schätzen wußten, ist bekannt. Am Tage vor der Vernichtungsschlacht bei Aquä Sextiä überraschten die Krieger des Marius einen Theil der Germanen, wie sie sich in den dort aus dem Boden sprudelnden Quellen badeten und dabei im Gefühle des Wohlseins laut jubelten.

Digitized by Google

Fest zur Sommersonnenwende.

Digitized by Google

Gab es keine Kriegsarbeit, so konnte man die Edlen tage-, ja wochenlang vor ihren lodernden Kaminen, hingestreckt auf Bären- oder Wolfsfellen und ihre nackten Leiber der Glut aussetzend, finden. Das Wunderland Italien erfüllte die Phantasie der deutschen Kriegsmänner mit lockenden Bildern, und eine treffende Abspiegelung des über jenes Land Vernommenen giebt uns G. Freytag, wenn er einen Germanen zu seinen Gefährten also sprechen läßt: „Wundervoll soll der Römer Land sein, alle Häuser von buntem Stein, das ganze Jahr mildes Sonnenlicht und im Winter grüne Erde, der süße Wein gemeiner als Dünnbier, von Silber die Sessel und Bänke, die Mädchen tanzen im Goldschmuck und seidenem Gewand, und der Krieger ist Herr der ganzen Pracht!“ Andere Völkerschaften, die aus „der großen Wiege der Menschheit“, aus Asien, nachrückten, wurden zum Theil von ähnlichen Beweggründen, wie sie oben geschildert wurden, zur Wanderschaft gen Westen getrieben; Europa glich mehr und mehr einem vom Sturme bewegten Meere. Endlich brauste eine neue, ungeheure Völkerwelle in Europa herein: das wilde Volk der Hunnen. Die Sturmflut der großen Völkerwanderung erreichte damit endlich ihren Höhepunkt und verschlang die Trümmer des tausendjährigen Römerreiches. Schon vorher hatten die Semnonen unsere Mark verlassen.

Eine fremde, nicht deutsche Völkerschaft rückte nach — die Slaven.

Da unsere Mark Jahrhunderte lang von Slaven bewohnt ward, da ihre Geschichte mit der der Deutschen, die später zurückkehrten, eng verflochten ist, und da endlich Ueberbleibsel dieses Volkes noch heut in unserm Staate wohnen, so ist es nothwendig, dieselben nach ihrem Charakter, ihrer Religion und ihrer Lebensweise vorzuführen.

Die Wenden.

Das wendische Volk. Wie schon gesagt ward, rückten Slaven in die von den Semnonen verlassene Mark Brandenburg von Osten her ein. Aber nicht allein dies Gebiet ward von dieser Völkerschaft besetzt, es breitete sich dieselbe vielmehr nach Westen bis zur Saale und Elbe, nach Norden bis zur Ostsee und nach Süden bis zum Adriatischen Meere aus, woraus auf die ungeheure Volkszahl dieser neuen Ansiedler ein Schluß gemacht werden kann.

Anderer Art aber war ihr Auftreten in Europa als das der Kelten und der diesen nachfolgenden Germanen. Ihnen fehlten eben so sehr die bewegliche Neuerungskust der Kelten als der kühne, vordringende Sinn der Germanen. Sie schafften sich nicht durch Verdrängung oder Vernichtung anderer Völkerschaften Raum, sondern rückten — friedlichen Sinnes — in leer gewordene Plätze und Länder ein. Ihr Vorrücken aus Asien, wo uns unbekannte Ursachen sie aufgestört hatten, war ein allmähliches.

Die Slaven bestanden aus zwei Hauptstämmen, dem südöstlichen und dem nordwestlichen. Mit dem letzteren haben wir es zu thun. Dieser hatte wiederum zwei Hauptäste, die Chrobaten oder Czechen, welche Böhmen, Mähren, Oberschlesien und die Lausitz (wo sie Sorben genannt wurden), und die Ljächen oder Lechen, welche Masovien, Polen und den ganzen breiten Südrand der Ostsee von den Weichselmündungen bis zur Elbe und darüber hinaus bevölkerten. — Erst in der Mitte des vierten Jahrhunderts tritt der Gesammtname Slaven auf. Die Schriftsteller des Alterthums nannten sie Sarmaten oder Skythen. Einige Gelehrte leiten ihren Namen von Slava, das so viel heißt wie Preis, Ehre, Ruhm, andere von Sloweni ab. Letzteres Wort bedeutet Ansiedler.

Diejenigen Slaven, welche sich längs der Ostküste, in Preußen, Pommern, Brandenburg und Mecklenburg, niederließen, wurden Wenden genannt. Der Name scheint aus Woda (Wasser) gebildet zu sein. Polak oder Poljän soll Feldbewohner, Pommer ein am Meere Wohnender bedeuten.

Unsere Marken wurden von den Völkerschaften des Wilzenbundes, die für die tapfersten des Wendenvolkes galten, bewohnt. Das Wort Wilzen soll von Wilk (Wolf) abgeleitet sein.

Digitized by Google

Wir werden die Slaven des Nordens weiterhin mit dem gebräuchlichen Namen Wenden benennen. Die Wenden unterschieden sich schon äußerlich sichtlich von den Germanen. Diese zeichneten sich durch einen hohen, schlanken Wuchs, durch ihr gelbes, wallendes Haar und blitzende blaue Augen aus; die Wenden dagegen hatten einen gedrungenen kräftigen Körperbau, einen eckigen Kopf, eine weniger offene Stirn, einen weniger freien Blick, eine dunkle Hautfarbe, kleine grüne, braune oder doch dunkle Augen mit dünnen Brauen, einen schwachen Bart und schlichtes, dunkles Haupthaar. Ihr Körper war abgehärtet gegen Sonnenbrand und Kälte, Hunger und Durst, daher sie sich an jede Lebensart bald zu gewöhnen vermochten. „Es ist ein hartes, an Mühen und Entbehrungen gewöhntes Geschlecht, diese Wenden", sagt Widukind, „sie begnügen sich mit nur geringer Kost, und was den Unsrigen eine schwere, kaum zu ertragende Last zu sein pflegt, erscheint ihnen fast als Etwas, an dem sie Vergnügen empfinden." Waren sie doch sogar im Stande, stundenlang in und zum Theil unter dem Wasser zuzubringen, indem sie aus Rohrstengeln, deren Enden über dem Wasser hervorragten, Luft einathmeten. Ein bis auf die Knöchel herabreichender weiter Rock, wie er lange nachher noch in Polen getragen wurde, und wie er heute noch von ihren Nachkommen in der Umgegend von Zittau, Bautzen und Görlitz an Festtagen getragen wird, war das Hauptkleidungsstück der Männer. Wahrscheinlich indeß kleideten sich nur die Vornehmen so, wogegen der einfache Mann einen kurzen Rock trug, der ihn bei der Arbeit nicht behinderte. Zur Kleidung gehörten außerdem ein kleiner Hut und Schuhe oder Stiefel. Die Unterkleider waren leinene, die Oberkleider wollene. Noch jetzt leben, ihre Volksthümlichkeit in Tracht und Sitte, in Sprache und Liedern treu bewahrend, in der Ober- und der Niederlausitz, von Kottbus bis zu dem sächsischen Bautzen herab, in geschlossener Masse etwa 150,000 Wenden.

Es gab unter den Wenden Freie und Leibeigene. Letztere hatten eben so wenig Recht und Geltung wie die Schalke bei den Deutschen. Das Zeichen der Freien war der Speer, den sie beim Ausgehen stets in der Hand trugen. In den frühesten Zeiten fand unter den Freien keine an die Erblichkeit geknüpfte Rangordnung statt; Weisheit, Würde, Tapferkeit allein gaben dem Einzelnen Ansehen. Alle Angelegenheiten der Gemeinde wurden in Volksversammlungen berathen; ein gewählter Pan oder Zupan (Herr) überwachte die Ausführung der Beschlüsse.

Die Wenden, die ursprünglich nur das Verlangen hatten, in leergelassenen Landestheilen die Werke des Friedens zu verrichten, wurden gleichwol in Kriege, und zwar zunächst in Vertheidigungskriege, verwickelt. In denselben ragten bald Heerführer hervor, und es bildete sich nach und nach eine fürstliche Macht. Das Volk wählte den Kriegsfürsten, der den Namen Wojewoda führte. (Woy, Boy bedeutet Krieg, Wodz Führer.) Seine Unterfeldherren waren die Bojaren, die vornehmsten Krieger, dem Range nach den späteren Rittern unter den Deutschen gleichzustellen, die Knäse. Späteren Ursprungs ist die Benennung Kral, das ist König.

Der Deutschen Gewohnheit war es, sich abgesondert anzusiedeln, sie wohnten gern inmitten ihrer Feldmarken, wenn auch nicht so vollständig abgesondert, wie man früher glaubte. Nur waren die Häuser durch Räume, welche sie umgaben — wie es heute noch in unseren Dörfern der Fall ist — geschieden. Die Wenden trieb der gesellige Sinn näher zusammen. So entstanden bald Dörfer und sogenannte Städte in Ringform, in denen sich Haus an Haus drängte und ein Weg und Thor in den Häuserkranz führte. Häufig ward zum Schutz einer Ortschaft eine feste Burg (Grot) angelegt. Der Wende liebte Musik, Gesang und Tanz. Das Hörnchen, die Sackpfeife, die Flöte, die dreisaitige Geige und die aus den Schienbeinen der Thiere angefertigte Schalmei ertönten bei jedem Gelage; mit der Leier wagte sich der Wende, der Macht der Töne vertrauend, in fremde Länder. Die Wonne der Wehmuth ist das Charakteristische in den Liedern und Melodien der Slaven. Wie bei anderen Völkern, sagt der Czeche Ludewit Stur, das innere Leben

Digitized by Google

sich in Bauwerken, Statuen, Gemälden, so habe es sich bei den Slaven in Tönen, Stimmen und Liedern kundbar gemacht, ja, es sei in ihnen gleichsam zerflossen. — Bei den Festmahlen herrschten Verschwendung und Unmäßigkeit. Mangel war selten im Lande. Der verhältnißmäßig dünnen Bevölkerung boten die an Wild reichen Wälder, die von Fischen wimmelnden Gewässer, die großen Herden und der fleißig bearbeitete Boden reiche Nahrung. Dies und die natürliche Gutmüthigkeit des Volkes waren Ursachen einer Gastfreundschaft, wie sie bei anderen Völkern wol selten geübt ward. Dem Fremden stand das gastliche Haus allezeit offen, sein Verweilen gab Anlaß zu Festlichkeiten. In gar manchem Hause befand sich ein eigenes Gemach für den Gast, mochte er nun befreundet oder fremd sein. Dort stand ein mit einem reinlichen Tischtuche bedeckter und mit Speisen und Getränken wohlbesetzter Tisch allezeit für den Einkehrenden bereit. Bier und Meth wurde fleißig getrunken, im Rausche fand man Seligkeit. Das Gastrecht ward so hoch gehalten, daß Denjenigen, der es nicht übte, die allgemeine Verachtung, bisweilen schwere Rache traf. Je verschwenderischer in den Erzeigungen der Gastlichkeit man war, für desto vornehmer hielt man sich. Um sich darin Genüge zu thun und Ruhm zu gewinnen, ließ sich Mancher sogar zum Stehlen verleiten, was sonst nicht vorkam, daher auch Schlösser und Riegel unbekannt waren. Aber selbst der Diebstahl fand, wenn er sich auf die Ausübung des Gastrechts bezog, Entschuldigung. „Was du des Nachts gestohlen hast", sagt ein wendisches Sprüchwort, „sollst du am andern Morgen an Gäste austheilen!" —

Die Todten wurden verbrannt und ihre Asche in Urnen dem Schoße der Erde übergeben. Bei Beginn des Frühlings fand in jeder Gemeine den Todten zu Ehren eine Feier statt. Nach dem Glauben der Wenden (wie auch anderer Völker, z. B. der alten Hebräer) war die Seele im Blute des Menschen. Die Wucht der Streitaxt, die dem Menschen die Todeswunde schlug, schleuderte die Seele mehrere Lachter weit aus der Brust des Sterbenden. Strömte das Blut am Boden hin, so flog sie aus dem Munde und flatterte zum Schrecken aller Vögel, nur nicht der Eule, so lange von Baum zu Baum, bis die Leiche verbrannt oder begraben war. Noch heute öffnet der Wende im Spreewalde bei dem Todesröcheln eines Verwandten das Fenster, um die Seele des Scheidenden bei ihrem Fluge zum Himmel nicht aufzuhalten.

Auch weiße Wölkchen galten als hinschwebende Seelen. In dem slavischen Theile Preußens wurde die Milchstraße der Pfad der Seelen zur Unsterblichkeit genannt. Eine Norne, Weyerga, knüpft bei der Geburt eines Menschen seinen Lebensfaden, den sie spinnt, an einen Stern. Reißt der Lebensfaden, dann verdunkelt sich der Stern, oder er fällt nieder.

Erwachte die Natur im Frühling, dann gedachte man mehr als sonst mit Sehnsucht Derer, für die es kein irdisches Erwachen mehr gab. Dann zog man hinaus nach den heiligen Plätzen, auf denen in Schmerzenstagen die Leichenfackel ihren traurigen Dienst verrichtet hatte, rühmte in feierlichen Weisen die Thaten der Dahingeschiedenen, und es stärkte sich das sehnsuchtsvolle Herz in dem Glauben, daß es ein besseres Jenseits gebe und die Geschiedenen einst wieder vereinigt werden würden. Diese Feier endete damit, daß zur Mitternachtszeit ein festlich gedeckter und mit Speisen besetzter Tisch inmitten des Todtenackers aufgestellt ward, wonach der Priester in feierlichem Anrufe die geliebten Heimgegangenen zum Mahle einlud, zugleich aber Verwünschungen gegen die Geister der Unterdrücker der Armen und der Verräther aussprach, um sie hinwegzuscheuchen.

Der Mann nahm so viel Frauen, als er zu ernähren vermochte, einer jedoch nur war das Ansehen der Hausfrau beschieden, insofern sie der Dienerschaft gebot. Schon daraus erhellt, daß die Slaven in Bezug auf Würdigung der Frau den Germanen weit nachstanden. Das Folgende wird dies noch mehr bestätigen. Dem Manne gegenüber hatte die Hausfrau, wie die anderen Frauen, die Stellung einer Sklavin. Wie ein Thier schlief sie des Nachts am Fuße seines Lagers auf einer Decke. Starb der Hausherr, so mußte sie den

Digitized by Google

Scheiterhaufen deſſelben beſteigen oder ſich auf andere Art den Tod geben. Nicht die Empfindung inniger Seelengemeinſchaft forderte ein ſolches Opfer; es ſollte vielmehr das Weib als Dienende in das Jenſeits folgen. War ihre Liebe zum Leben ſo groß, daß die Wittwe ſich dieſem Gebrauche nicht unterzog, ſo traf ſie dauernde Schmach. Die Söhne wurden von den Eltern mit großer Liebe behandelt, nicht ſo die Töchter. Ward die Zahl derſelben zu groß, ſo ſetzten die Mütter die Neugeborenen im Walde aus. Oft mochte dies geſchehen, um den Töchtern ihr hartes Los zu erſparen. Wie bei den Deutſchen, geſchah es nicht ſelten, daß greiſe Alte ſich von den Söhnen den Tod geben ließen.

Wenden.

Die Wenden trieben neben der Jagd und dem Fiſchfange die Bienen- und Viehzucht, die Weberei und den Ackerbau. Frühzeitig ſchon waren bei ihnen Pflug und Egge, Senſe, Sichel und Hacke im Gebrauch. Das Feld wurde mit Roggen, Weizen, Gerſte, Hanf, Flachs und Mohn bebaut. Auch einige Arten von Obſtbäumen wurden gepflanzt, beſonders hatte man in manchen Gegenden den Walnußbaum gern, der damals ſchon aus Aſien — ob durch Vermittlung der Slaven oder unſerer Voreltern, iſt ungewiß — eingewandert war. Die Weinrebe fehlte noch in unſerm Lande. Im Kriege war die Hauptwaffe der Speer, auch benutzte man, jedoch nur in geringem Maße, Schwerter, Streitäxte, Wurfkeulen und Schleudern; Bogen und Pfeile waren bei den Wenden unſerer Mark nicht gebräuchlich. Als Werkzeuge für das Haus hatte man Meſſer, Aexte und Sägen, wie auch irdene Geräthe mancherlei Art. Gebrannte Ziegel waren unbekannt. Die Häuſer, aus Holz gebaut, wurden mit Schnitzwerk verſehen, grelle Farben verwandte man zur Ausſchmückung der Holzarbeit. Leichte Kähne und geräumige Schiffe befuhren die klaren Seen und die dunkeln

Digitized by Google

Wasser der Havel und der Spree. — Austausch und Handel wurden in bedeutender Ausdehnung getrieben. Ein neuerer slavischer Geschichtschreiber (Josef Szaffaryk oder Schaffarik) behauptet sogar, die Wenden allein hätten Europa lange Zeit hindurch mit den Natur- und Kunsterzeugnissen Griechenlands, Asiens u. s. w. versorgt. Nach ihm standen in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts einige wendische Stämme in solchem Ansehen, daß die Griechen dieselben unter die gesitteten Völker zählten.

Die Viehweiden nährten Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Gänse. Es gab zwei Arten von Pferden, die eine groß und stark, die andere klein und unansehnlich. Bei der Besitznahme des Landes hatten die Wenden sogar eine Art wilder Pferde gefunden. Daneben wurde kleineres Geflügel, namentlich Hühner, gehegt. Der Bienenpflege lagen die Wenden mit großer Sorgfalt ob.

Als frei galt dem Wenden nur der Genosse seines Volkes, ausgenommen, es war dieser durch richterliches Erkenntniß aus der Gemeine gestoßen und als Sklave verkauft worden. Wie bei den alten Deutschen war auch in dieser Völkerschaft die Meinung herrschend, daß Raub, an Feinden verübt, kein Unrecht sei. Vielfache Angriffe, namentlich der Deutschen, hatten in den Wenden nach und nach einen unversöhnlichen Haß gegen die Landesfeinde erregt. Insofern aber unterschieden sie sich von den Deutschen, daß sie nicht, wie diese, offen gegen den Feind waren; sie schritten ohne vorhergegangene Kriegserklärung zum Kampf, waren aber dabei bedacht, offene Feldschlachten zu meiden. Als Sieger waren sie grausam, Niederlagen entmuthigten sie aufs Aeußerste. Man sagte ihnen nach, sie seien treulos und unbeständig, sie forderten von Anderen Beständigkeit und Treue, ohne sie selbst zu wahren, schlössen Frieden und gäben Handschlag darauf, indeß sie dabei schon im Geheimen den Vorsatz hegten, den geschlossenen Bund zu brechen. Gefangene Feinde traf, wie damals bei jeder Völkerschaft, der Tod oder das harte Los der Sklaverei. Rache an dem Beleidiger zu üben, galt ihnen, wie den Deutschen, als Pflicht.

Wendische Gottheiten. Was über die Entstehung der Gottheiten unserer Voreltern gesagt worden ist, gilt auch hier. Die menschliche Seele ist in ihrem Grundwesen überall dieselbe, nur die besonderen Fähigkeiten sind verschieden. Das, was die Dichter und Seher schauten, gestaltete sich auch bei den Wenden zum Volksglauben. Die Tiefe der Empfindung, die Mächtigkeit der Phantasie, wie Beides bei unseren Voreltern zu finden ist, hatten sie nicht. Immerhin aber wird ein Blick in ihre Glaubenswelt lohnend sein.

Wie bei den Deutschen wurden auch bei den Wenden die Götter in heiligen Hainen verehrt; ebenso waren ihnen gewisse Bäume, namentlich Eichen, auf denen Misteln wuchsen, geweiht. Wer einen solchen Baum beschädigte, ward getödtet. Aeltere Schriftsteller, von denen wir Nachrichten über die Slaven haben, nennen fünfzehn Gottheiten. Von diesen bedeutet Siwa Leben, Gerowit oder Herowit den Frühlingssieger, Perowit den Waldsieger, Porenuz wahrscheinlich den Waldbeschränker oder Waldnutzer, Rugiavit den Sieger im Hirschgeschrei. Dagegen bezeichnet Zernebog einen schwarzen und bösen Gott, Pizamar den Frieden der bösen Götter, Svatovit den heiligen und lichten Sieger, Prowe das Recht. Der Name Triglaff bedeutet der Dreiköpfige; die übrigen vier Gottheiten sind unerklärt geblieben. Nach neueren Forschungen waren noch sieben Gottheiten vorhanden: Die Todesfrau Smertniza, der Wassermann Wodny Muz, die Wasserfrau Wodneho muza Zona, der Feuermann und Leeton, der Mahr oder Alb der germanischen Völker. Die Tempel in den heiligen Hainen waren von Holz, mit Schnitzwerk versehen, und hatten meist einen Unterbau von Thierhörnern. Es mochten dies die Hörner der Opferthiere sein. Die Dächer und Wände waren mit lebhaften Farben getüncht, die Außenseiten mit Bildern bemalt. Die jetzt noch in Rußland auf dem Lande üblichen Häuser geben die beste Vorstellung von der äußern Form der wendischen Tempel.

In den Tempeln wurden heilige Zeichen verehrt, an die sich religiöse Vorstellungen knüpften.

Digitized by Google

Menſchenopfer vor Radigaſt. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Diese Zeichen bestanden zum Theil in Waffen und Kriegsgeräthen: einer verrosteten, in einer Säule steckenden Lanze, einer Fahne mit dem Bildniß einer Gottheit, die in Kriegszeiten dem Heere vorangetragen wurde, einem aus Goldblech geschlagenen Schilde, einem Helm, einem Panzer ꝛc. Götterbilder von verschiedener Größe gab es in großer Zahl. Meist waren sie aus Holz gearbeitet, einzelne trugen zum Schmuck Silber und Gold, wenige waren ganz aus edlem Metall, Gold oder Silber, gegossen.

Der Hauptdienst des heiligen und lichten Gottes Svatovit bestand zu Arkona auf Rügen, wo seine Bildsäule in übermenschlicher Größe in einem Tempel stand. Er hatte vier Häupter, schauend nach Nord, Süd, Ost und West, und ward als der Ewige, Unwandelbare, als der Vater der Götter und aller Wesen verehrt. In der Linken hielt er den Bogen des strafenden Rächers, in der Rechten, als Zeichen seiner Schöpfermacht, ein Füllhorn. Bart und Haupthaar waren nach Landessitte geschoren; die Kleidung, ein Rock, reichte tief hinab. Er schien auf der Erde zu stehen, da sein Fußgestell in dem Fußboden künstlich eingefügt war. Hinter ihm waren an einer Säule Sattel, Zaum, Schwert und Fahne des Gottes befestigt. Im Heiligthume ward für ihn ein weißes Roß gehalten. Von den Priestern empfing es Nahrung, nur sie durften es besteigen. Fand man es des Morgens mit Schaum bedeckt, dann hieß es, Svatovit habe es in der Nacht gegen die Feinde getummelt. Vor dem Kriege weissagten die Priester aus dem Wiehern des Rosses Sieg oder Niederlage.

Diesem Gotte zu Ehren feierte man alljährlich das Erntefest. Dabei ward nach dem üblichen Gebrauche zuerst der Tempel gereinigt, worauf man die Opferthiere schlachtete. Nun trat der oberste Priester zur Bildsäule, nahm das Horn aus der Hand des Gottes und sahe zu, um wie viel der vor einem Jahre in dasselbe eingegossene Meth sich vermindert habe. Je nachdem eine größere oder geringere Verminderung stattgefunden hatte, je nachdem lautete die Weissagung des Priesters für das folgende Jahr. Dann besprengte er, Segen für das Volk erflehend, mit dem Uebriggebliebenen den Boden vor der Bildsäule, leerte schnell das mit frischem Meth gefüllte Horn, füllte es abermals und gab es dem Gotte wieder in seine Hand, wonach der Tag festlich beschlossen ward.

Als dreihäuptiger Gott ward Svatovit Triglaff genannt. Durch seine drei Häupter sollte ausgedrückt werden, daß er auf Erden, in der Unterwelt und im Himmel regiere. In Stettin war ihm eine Bildsäule errichtet. An seinen drei Häuptern glänzten Gold und Silber, Mund und Augen jedes Hauptes waren von goldenen Binden verhüllt. Halb Mann, halb Weib, trägt er unter dem weiblichen Busen das Zeichen des Mondes. Vielleicht sollte damit ausgedrückt sein, daß er zugleich der Gott der Nacht sei.

Bei den an den Küsten Preußens wohnenden Slaven hieß der oberste Gott Perunas. Seine Bildsäule zeigt ihn mit feuerfarbigem Angesicht und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte. Des Sonnengottes Mutter ist das Meer, das ihn allabendlich empfängt und ihn in seinen Wogen badet, wonach er am Morgen gestärkt wieder emporsteigt.

Von einem Gotte Radigast meldet Adam von Bremen, daß seine Bildsäule reich mit Gold verziert und vor einem Purpurthrone aufgestellt gewesen sei. Noch im fünfzehnten Jahrhundert hing an einem Kirchenfenster zu Gadebusch eine eiserne Krone, von der behauptet wurde, daß sie von einer Bildsäule Radigast's herstamme. In älteren Werken finden sich mancherlei Nachrichten über diese Gottheit, die aber nicht mit einander übereinstimmen. Die glaubhafteste Ueberlieferung scheint folgende zu sein: Er wurde in der Gestalt eines fast nackten Mannes dargestellt. Auf seinem Haupte befand sich ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, vor der Brust ein Stierkopf. In der Rechten einen Speer haltend, stand er auf einem Fußgestelle, das aus den Hörnern geopferter Stiere erbaut war. Ob, wie einige Geschichtsforscher behaupten, der Vogel auf dem Haupte einen Adler darstellen sollte, und ob von diesem der Adler in dem brandenburgischen Wappen abzuleiten ist, muß dahingestellt bleiben. Dagegen ist ein Zusammenhang des Stierhauptes mit den Wappen Mecklenburgs mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen. Ein Tempel dieser Gottheit, die auch außerhalb

Digitized by Google

unserer Marken verehrt ward, befand sich in der heiligen Stadt Rhetra, die auf einem Eilande der Binnenseen zwischen der Peene und der Oder gestanden haben mag. Jetzt ist sie von der Erde verschwunden. Umschlossen war der Tempel von einem heiligen Hain, dessen hohe Bäume sich in den dunklen Fluten spiegelten. Eine hölzerne Brücke mit neun dicht auf einander folgenden Thoren führte zur Stadt; doch nur Demjenigen der Außenwohnenden ward der Eintritt gestattet, der im Tempel ein Opfer darbringen wollte, oder der der Weisung des Gottes durch Priestermund bedurfte. Erscholl Kriegsruf durchs Land, dann entnahmen die Priester das Banner dem Heiligthume und begaben sich mit ihm in feierlichem Zuge zum Heeresfürsten, ihm die Gebote des Kriegsgottes verkündend, während die den Tempel hütenden Großen des Landes reiche Gaben opferten. Der Gott des Krieges hatte nur Wohlgefallen an blutigen Opfern. Nicht nur Schafe und Stiere, sondern auch Menschen, namentlich Gefangene und unter diesen in späterer Zeit der Christen viele, verröchelten ihr Leben auf dem Opfersteine, der zu seinen Füßen stand. In Friedenszeiten fanden in der Nähe des Heiligthums Volksversammlungen statt, es wurde Rathes gepflogen, und man faßte über allgemeine Angelegenheiten Beschlüsse. — Die meisten Götterbilder waren aus Holz verfertigt, daher sie späterhin bei uns, wie fast in allen Slavenländern, das gleiche Schicksal hatten, durch die Verkündiger des Christenthums ins Wasser geworfen oder den Flammen übergeben zu werden.

Svantovit, Göze der Slaven.

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß die Götterbilder der Wenden im Vergleich mit denen der Römer und Griechen nicht eben kunstgemäß gearbeitet gewesen seien, und man hat, darauf fußend, den Schluß gezogen, daß der Geschmack des Volkes im Vergleich zu dem der genannten Völker noch ein äußerst roher gewesen sei Dies in gewissem Sinne zuzugeben, scheint es doch nicht unnöthig, darauf hinzuweisen, daß man sich vor einer leicht zu weitgehenden Annahme zu hüten hat, nämlich vor der, als ob jene Bilder, was ihre künstlerische Ausführung betrifft, den Vorstellungen entsprochen hätten, die in den dahingeschwundenen Geschlechtern von den Göttern gelebt haben. Die unvollkommenen Gestalten beweisen nur, daß die Kunst des Bildens noch auf einer sehr niederen Stufe stand.

Art der Bekehrung. Wer zu einer klaren Vorstellung von dem Leben und Treiben unserer heidnischen Altvordern gelangt ist, der wird den Eindruck zu würdigen verstehen, den auf jene das Auftreten christlicher Priester in ihrem äußerlichen Pomp hervorbringen mußte. Alle Pracht des ehemaligen Götterdienstes im Römerreiche war nach Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion in den christlichen Kultus übergegangen, ja, die Absicht, in den Seelen der Schauenden eine Ahnung der inneren Herrlichkeit des Christenthums zu erwecken, hatte bewirkt, daß den überlieferten Formen und Mitteln neue hinzugefügt worden waren. Die wie aus der Höhe des Himmels erschallenden Gesänge, die flackernden Kerzen, die wallenden Weihrauchsdüfte, der Klang des silbernen Meßglöckleins und inmitten dieser Wunder die Gestalt des Priesters im Schmucke heiliger Gewänder — Alles dies war von machtvoller Wirkung. Es handelte sich mit dem Auftreten derartiger Kultusformen im Grunde um eine Veräußerlichung christlichen Lebens, und wir werden zu beachten haben, ob jene in Deutschland so einschlagend wirkten, wie es von ihren Förderern gehofft ward.

Wer in Betracht zieht, daß, wie oben nachgewiesen, vor Allem die Deutschen berufen waren, das im Christenthume der Menschheit dargereichte Göttliche zu wahren, möchte sich

Digitized by Google

wol versucht fühlen, es als selbstverständlich anzusehen, daß die Deutschen das Christenthum mit offenen Armen entgegengenommen hätten. Es war dies jedoch nicht der Fall. Die alten Deutschen setzten vielmehr dem Christenthume einen größeren Widerstand entgegen, als es Rom gethan hatte. Welche Ursachen dem zu Grunde lagen, wollen wir in Kürze berichten.

Seit der unsterblichen Arminsthat im Teutoburger Walde wuchs in den Deutschen die Zuversicht, sich gegen Rom behaupten, ja das Weltreich stürzen zu können, fortgesetzt. War doch der vernichtende Schlag gegen Varus nicht einmal von der Gesammtheit der Nation, sondern nur von einzelnen Stämmen geführt worden!

Die Vorstellung der dem Deutschthum innewohnenden Urkraft trug wahrscheinlich dazu bei, daß sich bis zum dritten Jahrhundert aus der Unzahl von Stämmen große Völkerbünde bildeten. Im Norden, vom Rhein bis zur Elbe und weit bis nach Schleswig hinein, war der **Sachsenbund** mächtig. Westlich von ihm hatten sich verwandte Stämme zum **Frankenbunde** zusammengethan, welcher, gedrängt von den Sachsen, seine Waffen westwärts richtete und das römische Nordgallien eroberte und behauptete. Den Südwesten Deutschlands, die oberrheinischen Gegenden bis zur Lahn, besaß der **Alemannenbund**, der seine Grenzen allmählich bis zum Bodensee erweiterte. Im Norden lehnten sich an ihn die Sitze der **Burgunder**, im Osten die der Schwaben oder **Sueven**. Den eigentlichen Osten Germaniens, von der Ostsee Ufern bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres, hatten die **Gothen**, ein weitverzweigter Bund verwandter Stämme, inne. Oestlich von den Gothen, gegen die Wolga zu, wohnten die **Alanen**.

Hätten nun diese großen und schon einzeln für sich mächtigen Völkerbünde sich einmal zu einem Gesammtbunde vereint, um gemeinschaftlich gegen den Erbfeind vorzugehen, so wäre dessen Fall viel eher erfolgt. Aber die schlaue römische Staatskunst wußte die Uneinigkeit der deutschen Völkerschaften unter einander zu erhalten, so daß Rom nie zu gleicher Zeit die Gesammtheit der Nation gegen sich hatte, ja es geschah, daß sich Deutsche mit den Römern verbanden, um deutsche Bruderstämme zu bekriegen! — Je machtvoller sich die deutsche Kraft entwickelte, desto großartigere Anstrengungen gingen von Rom aus, den wachsenden Riesen zu bändigen und ihm Sklavenketten anzulegen. Dem deutschen Volke aber war zu seinem und dem Heile der Welt nichts zu theuer, seine Selbständigkeit zu bewahren; mit Freuden opferte es dafür sein Herzblut. So hatten die durch die Jahrhunderte sich hinziehenden Kriege nach und nach eine immer größlichere Gestalt angenommen, und es war damit unter den Germanen das Ansehen Zio's, des schrecklichen Schlachtengottes, fortwährend gewachsen.

Als nun gar Rom das Christenthum zur Staatsreligion erhob, als die Deutschen das Zeichen des Kreuzes aus den Reihen der Feinde emporragen sahen, als sie vernahmen, die Römer flehten zum Gotte der Christen um Sieg über sie, und sie brächten ihm Dank für jeden Sieg, da war es nur zu natürlich, daß sich der Haß gegen die Römer auf die Lehre des Heilandes übertrug; die Christuslehre trat den Germanen in getrübter Gestalt entgegen.

Aber auch das unentstellte Bild des Erlösers mit seinen duldenden und entsagenden Zügen widerstrebte ganz und gar dem Mannesideale des deutschen Kriegers. Man vergegenwärtige sich den Charakter eines deutschen Freien und dagegen die an ihn ergehenden Forderungen der Demuth, der Entsagung, der Versöhnlichkeit, der Vergebung, und man wird die Schwierigkeiten zu ermessen vermögen, die sich dem Eindringen des Christenthums in Germanien entgegenstellten. Und doch fehlten in dem Glauben der Deutschen die Anknüpfungspunkte nicht.

War nicht der schöne, milde, nur Liebe erweisende **Balder** der Liebling der Götter und Menschen, um den sogar **Wodan**, der Allvater, die Fahrt nach dem schauerlichen Reiche der Hel unternommen hatte? War nicht ferner in der Gottesanschauung der Germanen das Bild der Welterneuerung, das Reich des Friedens und der Liebe einer sanften Mahnung gleich aufgestiegen? Und ergiebt sich nicht unzweifelhaft aus dem Gemälde von dem Weltuntergange, daß im tiefsten Herzen der Nation die Ahnung erwacht war, daß ein Reich, auf Gewaltthat gegründet, auch durch Gewalt endigen müsse?

Digitized by Google

Aber Ahnungen und Anſchauungen dieſer Art waren in den Kämpfen gegen den römiſchen Staat, namentlich unter dem herrſchenden Stande der Freien, wieder mehr und mehr zurückgetreten. Dennoch ging das Chriſtenthum ſeinen Weg, und auch hier waren, wie zu allen Zeiten, die „Mühſeligen und Beladenen“ die vorzüglichſten Förderer und Verbreiter deſſelben, wenn auch ihr Wirken eben ſo geräuſchlos war wie das allmähliche Wachſen der den Menſchen Nahrung gebenden Aehre des Ackerfeldes. Deutſche Gefangene, nach Rom übergeführt, lernten dort das Chriſtenthum kennen, römiſche chriſtliche Gefangene trugen es in die deutſchen Wälder. Der höchſten irdiſchen Güter verluſtig, fanden die Genannten im Chriſtenthume den einzigen Halt und Troſt. Im Großen aber wurde die Lehre des Heilandes auf der einen Seite von den Gothen angenommen, auf der andern durch die Gallier und Franken bis zu den Sachſen fortgeleitet, von denen es ſpäter die Skandinavier empfingen.

Chriſtmette im ehemaligen heidniſchen Lande.

Ulfilas' Bibelüberſetzung. Schon aus dem Angeführten wird erhellen, daß Dasjenige, was im Allgemeinen zu jener Zeit Chriſtenthum genannt ward, unendlich weit von dem Weſen des Chriſtenthums entfernt war. Schein und Wahrheit, heidniſche Gewaltthat, umhüllt mit dem Mantel des Chriſtenthums, und wahrhaftiger Chriſtenſinn gingen neben einander. Außer vielen wahrhaft frommen Prieſtern erwarb ſich der gothiſche Biſchof Ulfilas oder Ulfila (d. i. Wölflein), geſtorben 388, dadurch ein großes Verdienſt, daß er die Bibel in die Sprache ſeines Volkes überſetzte. Die gothiſche Sprache mit ihren volltönenden, klangreichen Worten, ihrem Reichthum an Formen und der Geſchmeidigkeit ihres Satzbaues gab, wie Kenner behaupten, an Fülle der römiſchen nichts, der griechiſchen wenig nach. Einzelne Theile ſeiner handſchriftlichen Ueberſetzung ſind noch vorhanden in Wolfenbüttel, Turin, Mailand und Upſala. Am letztgenannten Orte befindet ſich ein Haupttheil des Werkes, beſtehend aus dem größten Theil der vier Evangelien,

Digitized by Google

wegen der silbernen Lettern das „silberne Buch“ genannt. Die Angabe, daß Ulfilas die Bücher der Könige nicht übersetzt habe, um nicht durch die Kriegsschilderungen in denselben seine Gothen zu reizen, ist namentlich durch Ernst Bernhardt widerlegt worden. Da diese Bibelübersetzung als das erste Werk der deutschen Literatur zu betrachten ist, möge hier als eine Probe der damaligen Sprachweise der Anfang des Vaterunsers folgen. Leicht wird ein Jeder die Verwandtschaft mit dem heutigen Deutsch erkennen:

Atta unsar, thu in himinam, weihna namo thein, quimai thiudnassus theins,
wairthai wilja theins, swe in himina ja ana airthai.

Bonifacius. Allein erst lange nach Ulfilas erfolgte die Bekehrung deutscher Stämme im Westen. Bonifacius, der Apostel der Deutschen, erschlagen am 5. Juni 755 bei Dockum um in Friesland, trug die Lehren des Christenthums weit nach Deutschland hinein, etwa ein Jahrhundert später brach es sich auch Bahn bei den slavischen Stämmen. Aus der Zeit des Bonifacius besitzen wir auch ein zweites für die deutsche Sprachwissenschaft wichtiges Dokument, welches der Bibelübersetzung des Ulfilas an Bedeutung nicht viel nachsteht.

Es ist die auf dem 742 zu Lestines im Hennegau abgehaltenen Konzil festgestellte Abschwörungsformel, welche nach der im Vatikan befindlichen Handschrift also lautet:

Frage: „Forsachistu diobola?“ (Widersagst du dem Teufel? — so viel wie der Heidengott Donar, Thor.)
Antwort: „Ec forsacho diobola!“
Frage: „End allum diobol geldä?“ (Und aller Teufelsgesellschaft?)
Antwort: „End ec forsacho allum diobol geldä.“
Frage: „End allum dioboleswercum?“
Antwort: „End ec forsacho allum dioboleswercum and wordum, thunaer end woden ende saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sind.“ (Allen Teufelswerken und Worten, dem Donar und dem Wodan und dem Schwertgenoß [der Kriegsgott Zio] und allen Unholden, die ihre Genossen sind.)
Frage: „Gelobistu in got alamechtigan fadaer?“
Antwort: „Ec gelobo in got alamechtigan fadaer.“
Frage: „Gelobistu in crist, gotes suno?“
Antwort: „Ec gelobo in crist, gotes suno!“
Frage: „Gelobistu in halogau gast?“
Antwort: „Ec gelobo in halogan gast!“

Langsam nur schritt im Anfang das Bekehrungswerk vorwärts, und es gab deren Viele, die lediglich aus Eigennutz sich der Taufe unterwarfen. Wie bei allen Bekehrungen, waren es nicht immer die Besten, die zuerst zum neuen Glauben sich bekannten, und die Mittel nicht immer solche, die dem Wesen der heiligen Lehre entsprachen. — So stand am Weihnachtstage 496 der Bischof Remigius harrend an der Pforte der Kathedrale zu Rheims. Die benachbarten Häuser waren mit bunten Decken geschmückt, die Mauern mit weißen Vorhängen umhüllt, das Taufwasser war bereit, der Balsam in das Marmorbecken ausgegossen, Alles leuchtete im Glanze wohlriechender Kerzen. Man rechnete eben auf den Eindruck, den Prunk und Pomp auf ein Naturvolk immer hervorbringen. — Eine Menge Neugieriger drängte herzu, und man machte ihnen wie an anderen Orten das Joch des neuen Glaubens möglichst leicht. Wer sich ein Taufkleid schenken ließ, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß auswendig lernte, galt schon für einen Christen. Es gab deren Viele, die sich so oft taufen ließen, so oft sie eines neuen Kleides bedurften. Dazu kam, daß christliche Priester in unverständigem Eifer meinten die Gottheiten der Deutschen dadurch am besten beseitigen zu können, daß sie dieselben ihres Schmuckes beraubten, sie in teuflische Gestalten verkehrten und hierdurch vielfach den Volksgeist mit den Vorstellungen der greulichsten Fratzen verfinsterten. Das Christenthum wurde äußerlich, es wurde ein schimmernder Mantel, mit dem man das alte Heidenthum überdeckte.

Digitized by Google

Kulturzustände vom fünften bis zum neunten Jahrhundert.

Daß die Deutschen in den fünfhundert Jahre andauernden Kämpfen gegen die damals gebildetste und mit der Kriegskunst vertrauteste Nation der Welt selbst an Kriegstüchtigkeit zugenommen haben mußten, und daß in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung ihre äußere Erscheinung eine andere geworden war, als die der Urzeit, ist selbstverständlich. Auch vom Feinde hatte man gelernt, und zwar nicht allein Dasjenige, was oben bezeichnet wurde, sondern auch einen geregelten Handelsverkehr, Städte-, Brücken- und Straßenbau und vieles Andere, was als Mittel der Volksentwicklung von Werth ist.

Ganz anders aber, als sie in der Regel in manchen Dichtwerken dargestellt werden, waren die Menschen jener Zeit. Wer sich einen annähernden Begriff von der Kraftfülle und zum Theil auch ehernen Herzenshärtigkeit der Männer und Frauen des Zeitraums, in den wir nun eingetreten sind, machen will, der lese die Nibelungen und Gudrun, die beiden gewaltigsten Gemälde jener Zeit. Möge hier ein Wort Heinrich Heine's eine Stelle finden, womit er eine Uebersetzung der Nibelungen bei den Franzosen einführte.

„Die Sprache", sagt er, „worin die Nibelungen gedichtet sind, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hier und da aus den Spalten quellen rothe Blumen wie Blutstropfen hervor, oder es zieht sich der lange Epheu herunter wie Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt ihr kleinen, artigen Leutchen euch keinen Begriff machen. Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne wären bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Stelldichein gegeben auf einer ungeheuren Ebene, und da kämen nun ruhig einhergeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz u. s. w., um der schönen Liebfrauenkirche ihre Liebe zu erklären. Es ist wahr, daß ihr Gang ein Bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen und man über ihr Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie die Liebfrauenkirche verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Doch nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen der Nibelungen keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart, wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild."

Dieses Wort ist sehr treffend; mit Recht kann behauptet werden, daß der Geist, der dieses Lied erzeugte, ein solcher ist, wie er in zermalmender Wucht in der Völkerwanderung einherschritt, und an dem das römische Weltreich zu Grunde ging. Wie fern der Wirklichkeit sind oftmals Darstellungen der Helden aus der Zeit, mit der wir es hier zu thun haben. Auch ihr Christenthum war eigentlich nur ein übertünchtes Heidenthum.

Digitized by Google

Hören wir einmal einen Beichtzettel an, wie er im neunten Jahrhundert in unserm Lande von Priestern gebraucht wurde:

„Mein Bruder", spricht der Priester zu Dem, der die Beichte ablegen will, „mein Bruder, schäme dich nicht, deine Sünden zu bekennen, denn auch ich bin ein Sünder und habe vielleicht mehr Böses gethan, als du! — Bekennen wir deswegen frei Dasjenige, was wir begangen haben. Aber, mein Geliebter, vielleicht kannst du dich nicht zugleich aller deiner Thaten erinnern, darum will ich dich deshalb befragen. Hast du einen Menschen getödtet, zufällig oder mit Willen, oder um deine Verwandten zu rächen, oder um deinem Herrn Folge zu leisten? — Hast du Jemand verwundet, ihm Hände oder Füße abgehauen, oder einem Menschen die Augen ausgerissen? — Hast du einen Meineid geschworen, oder Andere zum Meineide verführt? — Hast du gestohlen, mit Kirchenraub, Meineid oder thätiger Gewalt? — Hast du ein Grab entheiligt oder geplündert? — Hast du einen Menschen bei seinem Herrn verleumdet? — Hast du die Magier, die Wahrsager und Zauberer um Rath gefragt? — Hast du einem Manne sein Weib oder seine Braut verführt? — Hast du einen freien Mann entführt, um ihn zum Sklaven zu machen? — Hast du das Haus oder die Scheune eines Andern angezündet? — Hast du den Bäumen und Quellen Gelübde gebracht? — Hast du dich bis zum Erbrechen betrunken? — Hast du dein Kind erstickt? — Hast du die heidnische Sitte an den Calenden des Jahres befolgt? — Hast du teuflische Gesänge bei Verstorbenen gesungen?" —

Dieser Beichtzettel gestattet doch in der That einen tiefen Blick in das Leben und die Sitten der Deutschen. Der Mannesmuth, für ein höheres Gut sein Leben freudig zu opfern, war geblieben. „Das ist der Tod kühner Männer, in den Hals gehauen zu werden!" — „Nur zwei Seiten hat die Gefahr: ich werde leben, oder ich werde sterben!" — „Viel Feind, viel Ehr!" Das waren überall gehörte Sprüchwörter der Deutschen. Ist das nicht noch ganz und gar der Sinn der alten heiligen Gesänge, in denen es an einer Stelle heißt:

„Kühnheit stehet besser
Als Klagen ihm an,
Der fertig ist zur letzten Fahrt.
Bis auf einen Tag
Ist mein Alter bestimmt
Und meines Lebens Länge.

Frisch und freudig
Sei der Freien Sohn
Und kühn im Kampf.
Muthig muß
Der Mann sein und heiter
Bis zum Todestag!"

Treue gegen Freund und Feind ist einer der hellsten Edelsteine in dem funkelnden Geschmeide der Charaktereigenheiten unserer Vorfahren.

„Von kühner Recken Streiten,
Mögt ihr jetzt Wunder hören sagen!"

Als der grimme Hagen vernimmt, seine Herrin sei beleidigt, da steht es fest in ihm in untilgbarer Schrift: Alle ihre Feinde müssen sterben! — Und er führt seinen Entschluß ohne Zagen aus. Gunther und seine Brüder können ihr Leben retten, wenn sie von Hagen lassen. „Nein, denn wir haben einander Treue gelobt, und von der Treue lassen wir nicht!" — Der alte Rüdiger geht in den Tod, weil Kriemhild ihn an sein Gelöbniß erinnert, daß er ihre Feinde als die seinen betrachten wolle. Der starke Ecke hat erfahren, daß man sagt, Dietrich sei der ruhmreichste Held. Er findet ihn im Walde und bietet ihm den Kampf auf Leben und Tod an. Sie kämpfen. Es wird dunkel und noch ist der Kampf der ermatteten Helden nicht entschieden. Dietrich sagt: „Laß uns ruhen bis morgen früh, dann kämpfen wir weiter!" — Ecke ist damit zufrieden, und Dietrich schläft die halbe Nacht, während Ecke, auf einem Steine sitzend, neben ihm wacht, „auf daß kein Gefährde ihn trifft." Dann weckt er den Todfeind und legt sich, der Wacht Dietrich's vertrauend, nieder. Als die Sonne aufgeht, beginnt der Kampf aufs Neue. Endlich fällt Ecke. Dietrich nimmt als Beute Ecke's Waffen, doch begräbt er den tapfern Helden und häuft ihm einen Steinhügel auf.

Digitized by Google

Man führe sich vor die Seele, was gefeierte Helden anderer Nationen unter gleichen Umständen gethan haben würden, zum Beispiel der grausame Achilleus, wenn er seinen Todfeind Hektor hätte bewachen sollen! Freilich, sein Todfeind würde sich solcher Wacht gar nicht anvertraut haben! — Als Asdis ihre Söhne, Grettir, den Starken, und Illugi, den erst Fünfzehnjährigen, zum Kampfe entsendet, spricht sie: „Ihr geht nun dahin, meine Söhne, in den gemeinsamen Tod. Es kann Keiner Dem entgehen, was ihm geschaffen ist; ich sehe euch zum letzten Male, ihr werdet, wie mir die Träume sagten, durch Waffen fallen!“ — Sie weinte bitterlich; aber Grettir sprach: „Weine nicht, Mutter! Man wird sagen, du hast Söhne gehabt und nicht Töchter, wenn wir den Waffentod sterben!“ — Eines der staunenswerthesten Zeichen der Furchtlosigkeit gab Sörli, der Starke. Er ist von Högni im Kampfe auf Leben und Tod überwunden worden, und sein Gegner kniet auf ihm. Högni hat beim Ringen sein Schwert weggeworfen und spricht: „Mein Schwert ist mir nicht zur Hand, wie ein Bergkobold dir die Kehle durchbeißen, mag ich nicht; bleib' also liegen, bis ich meine Waffen geholt habe. Ich will sehen, ob das Gerücht wahr ist, das dich den muthigsten aller Männer nennt!“ — Högni geht nach seiner Waffe, und Sörli bleibt unbeweglich liegen. Da schenkt ihm Högni nicht blos das Leben, sondern bietet ihm auch seine Freundschaft an.

Man sage nicht: Du führst uns hier zum Theil Züge vor, die nicht geschichtlich beglaubigt sind! — Was in Lied und Sage fortlebt, im Munde des Volkes, giebt über Charaktereigenschaften oftmals helleres Licht, als viele sogenannte historische Aktenstücke. —

Es bleibt uns nur noch eine Hindeutung auf die Kleidung übrig. Die verbreitetste Kleidung der Deutschen bis etwa zu Anfange des fünften Jahrhunderts hin bestand sowol bei Männern als bei Frauen aus zwei Stücken, einem, welches über den Kopf angezogen, und einem, welches um die Schultern gehängt wurde; jenes, bei Frauen das Kleid und bei Männern der Rock genannt, schloß sich dem Oberkörper eng an, während dieses, der Mantel, frei und lose herumschlug und bei Männern auf der rechten Schulter, bei Frauen dagegen auf der Brust mit einer Nadel befestigt war. Dies war die Kleidung der Vornehmen, der sich noch Pelzwerk und Schmuck zugesellten.

Aus der Zeit der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts giebt uns die Mittheilung eines burgundischen Bischofs — Sidonius Apollinaris — ein lebhaftes Bild von dem Aufzuge eines königlichen Jünglings, welcher als Verlobter nach „heidnischer Weise“ mit großem Gefolge in das Haus seines künftigen Schwiegervaters zieht. Ihm voraus werden seine Rosse geführt, mit prächtigem Kopfschmuck, mit funkelnden Edelsteinen geziert; dann folgt eine Schar seiner Begleiter in kriegerischem Pomp, eine andere schließt den Zug, während er selbst, blondhaarig und mit frischen Wangen, in der Mitte geht, funkelnd von rothem Golde und leuchtend in milchweißer Seide und in feurigem Gelb. Seine Begleiter tragen Lederschuhe, welche bis an die Knöchel reichen und deren Außenseite noch das volle rauhe Haar trägt. Schenkel, Kniee und Waden sind ohne Bedeckung. Den Körper umschließt ein enger, buntfarbiger Rock, der kaum zu den bloßen Knieen herabreicht, und dessen Aermel nur den Anfang der Arme verhüllen. Ihre Mäntel sind grün, mit Purpurrändern umsäumt. Um die Schultern liegt das mit silbernen Buckeln beschlagene Wehrgehenk, an dem das Schwert befestigt ist. Bewaffnet sind sie mit Lanzen, die Rechte führt die Axt, die Linke wird bedeckt vom buntfarbigen Schild. — Die ganze Tracht ist deutscher Art, nur der weißseidene Mantel kann den römischen Einfluß nicht verleugnen.

Derselbe Bischof sagt von den Westgothen, daß sie in schmuzigen leinenen Kleidern, über welche Pelze bis zur Wade herabfallen, einhergehen, mit nackten Beinen und Schuhen von Pferdeleder. Der leinene Rock, den Tacitus noch als Kleidung der Vornehmen bezeichnete, war somit um diese Zeit bereits Volkstracht geworden.

Die Kleidung der Langobarden hatte sich während des Aufenthaltes derselben in Italien bereits sehr verändert. Paulus Diaconus sagt über dieselbe: „Sie war weit und meist leinen, zum Schmuck mit breiten Streifen von anderer Farbe besetzt. Die Schuhe waren

Digitized by Google

oben fast bis zur großen Zehe offen und mit herübergezogenen ledernen Nesteln zusammengehalten. Nachher aber fingen die Langobarden an, Hosen zu tragen, über die sie beim Reiten wollene Gamaschen zogen."

Ueber die fränkische Tracht im achten Jahrhundert sei noch eine Stelle aus der Chronik eines Mönches jener Zeit beigefügt. „Die Tracht der Franken", sagt der Mönch, „bestand in Schuhen, die außen mit Gold verziert und mit drei Ellen langen Riemen versehen waren, mit scharlachenen Binden um die Beine und darunter leinenen Hosen, obwol von derselben Farbe, doch in kunstreicher Weise bunt gemacht. Ueber diese und die Binden verbreiten sich kreuzweise, innen und außen, vorn und hinten, jene langen Schuhriemen. Dann ein Rock von Glanzleinwand und darüber das Wehrgehenk mit dem Schwert. Das letzte Stück des Anzugs war ein grauer oder blauer Mantel, viereckig, doppelt und so geformt, daß, wenn er an die Schultern gelegt wurde, er vorn und hinten die Füße berührte, an den Seiten aber kaum die Kniee bedeckte. Dann trugen sie in der Rechten einen Stab von einem geraden Baumstamm, mit gleichmäßigen Knoten, schön, stark und schrecklich, mit einem Handgriff von Gold und Silber, mit schöner, erhabener Arbeit versehen."

Kaiser Karl der Große und seine Paladine. Zeichnung von A. de Neuville.

Kaiser Karl der Große gegen die Wenden.

Welche gewaltigen Thaten hatte das Volk der Deutschen schon vollbracht! Das Weltreich Rom war durch der Deutschen Tapferkeit zu Grunde gegangen; die wilde Kraft der Hunnen hatte sich an deutscher Kraft gebrochen; die drohende Macht der Mauren war gestürzt worden. Gegen Rom hatte das Germanenthum, gegen die Hunnen und Mauren das Germanenthum und das Christenthum auf dem Spiele gestanden.

Bald nach der Niederlage Attila's auf den Catalaunischen Gefilden trat unter den salischen Franken, deren Wohnsitze sich in dem heutigen Belgien befanden, die aber auch bereits Herrschaft über den nördlichen Theil von Gallien gewonnen hatten, ein Fürst auf, dem es gelang, nicht nur die übrigen fränkischen Stämme, sondern auch die Alemannen im Elsaß, einen Theil der Burgunden und die bis dahin noch frei gebliebenen Gallier unter seine Herrschaft zu bringen, endlich auch noch die im Süden Galliens seßhaften Westgothen zu verdrängen. Es war dies der aus dem Geschlecht der Merowinger stammende Chlodwig (Ludwig), ein Mann, eben so tapfer als herrschsüchtig, treulos und blutgierig. In der Schlacht gegen die Alemannen, die nicht, wie mehrfach von Geschichtschreibern behauptet worden ist,

Digitized by Google

bei Tuliacum (Toul), sondern bei Tulbiacum (Zülpich) stattfand, rief Chlodwig, als die Entscheidung schwankte, zum Gott der Christen empor und gelobte, falls ihm der Sieg zufalle, Christ zu werden. Nachdem er die Schlacht gewonnen hatte, ließ er sich mit 3000 seiner Franken zu Rheims taufen. Daß er nur äußerlich das Christenthum angenommen hatte, zeigen seine ferneren Blutthaten. Dieser Chlodwig, dem der Papst, um in ihm einen bereitwilligen Helfer zur Erlangung weltlicher Vortheile zu gewinnen, und um ihn aufzumuntern, den Kampf gegen die Westgothen, weil diese sich Rom nicht untergeordnet hatten, fortzusetzen, den Titel „Allerchristlichster König" verlieh, ist der Begründer des Frankenreiches.

Die Geschichte seiner Nachfolger ist ebenfalls mit Blut geschrieben. In Greuelthaten verzehrte sich die Kraft des Stammes; die letzten Fürsten dieses verlotterten Geschlechts überließen, während sie üppigen Lebensgenüssen fröhnten, die Regierung dem obersten Beamten des Reiches, der den Titel Majordomus (Hausmayer) führte. Zur erblichen Würde dieses Amtes gelangte ein kräftiges Geschlecht, das nach seinem Stammherrn Pipin von Heristal die Pipiniden, nach dessen Sohn Karl die Karolinger genannt wurde, welcher letztere Name dann der gebräuchlichere geworden ist. Dieser Karl, der den Beinamen Martell (der Hammer) führte, war es, der die Mauren zwischen Tours und Poitiers auf das Haupt schlug und damit die gothischen Germanen von der Gefahr errettete, unter mohammedanische Herrschaft zu gerathen. Karl's Sohn Pipin der Kurze fand den Papst Zacharias willig, ihm darin beizustimmen, daß er den letzten Merowinger Childerich in ein Kloster steckte und an seiner Stelle den fränkischen Thron bestieg.

Damit war das Geschlecht der Karolinger zur Herrschaft über das bereits mächtige Frankenreich gelangt. Nach Pipin folgte Karl der Große, der seinen Vorgänger an Tüchtigkeit noch weit überragte. Diesem herrlichen Fürsten gelang es nach den Stürmen der Völkerwanderung, alle germanischen Völkerschaften zu einem großen Reiche zu vereinen. Von hoher, königlicher Gestalt und von solcher Körperkraft, daß er einen Gewappneten über sein Haupt emporzuschwingen vermochte, Kriegsmann ohne Gleichen, der seine Befehle mit seinem Degenknopfe unterstegelte und sie dann auch zur Geltung zu bringen wußte, war er doch auch den Werken des Friedens zugethan. Er förderte Landbau, Handel und Gewerbe, gründete Schulen und gab Gesetze, aus denen zu erkennen ist, daß ihm ein für jene Zeit seltenes Verständniß des Christenthums innewohnte.

Bei feierlichen Gelegenheiten erschien er in allem Glanze der Majestät, Krone, Kaisermantel und Schwert starrten von Edelsteinen; für gewöhnlich aber trug er Kleider von Linnen, die von seiner Hausfrau und seinen Töchtern gefertigt waren, und über die er zur Winterszeit ein schlichtes Wamms von Otterfell warf.

Mit Karl begann die große deutsche Kaiserzeit, „die Zeit, in der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Ländern gebot, wo der deutsche Name den vollsten Klang hatte." Ein Glaube und ein Reich — das war sein Wahlspruch, dem er treu blieb bis zu seinem Lebensende. Als ihm der Papst in der Peterskirche zu Rom im Jahre 800 die Kaiserkrone auf sein geweihtes Haupt setzte und sich dann vor ihm auf die Kniee niederließ, ward dadurch vor aller Welt bekundet, daß die abendländische Christenheit ihn als ihren höchsten Herrn anerkenne, und daß der Deutsche Kaiser in Dingen der Welt höher stehe als der Papst. — Von seinem Schwerte nun erhellt ein Blitz das Dunkel der wendischen Geschichte jener Zeit.

Veranlassung dazu gaben Karl's Sachsenkriege. In Bezug auf den Tadel, den Karl's Verhalten gegen die Sachsen heut noch vielfach hervorruft, sei es zunächst gestattet, Einiges in Erinnerung zu bringen, das geeignet erscheint, absprechende Urtheile zu berichtigen.

Daß die Zerklüftung des im Norden von den Normannen, im ganzen Osten von der slavischen und der avarischen Völkerflut, im Süden von den Mauren bedrohten deutschen Volkes ein Unheil für dasselbe blieb, denn Karl, indem er die Einheit herstellte,

Digitized by Google

ein Ende machte, ist auch von Tadlern zugestanden worden. Getadelt wird aber, daß er den Sachsen gewaltsam das Christenthum aufgenöthigt habe. Aber gerade in Bezug auf die „Sachsenbekehrungen“ wird vielfach Wesentliches übersehen.

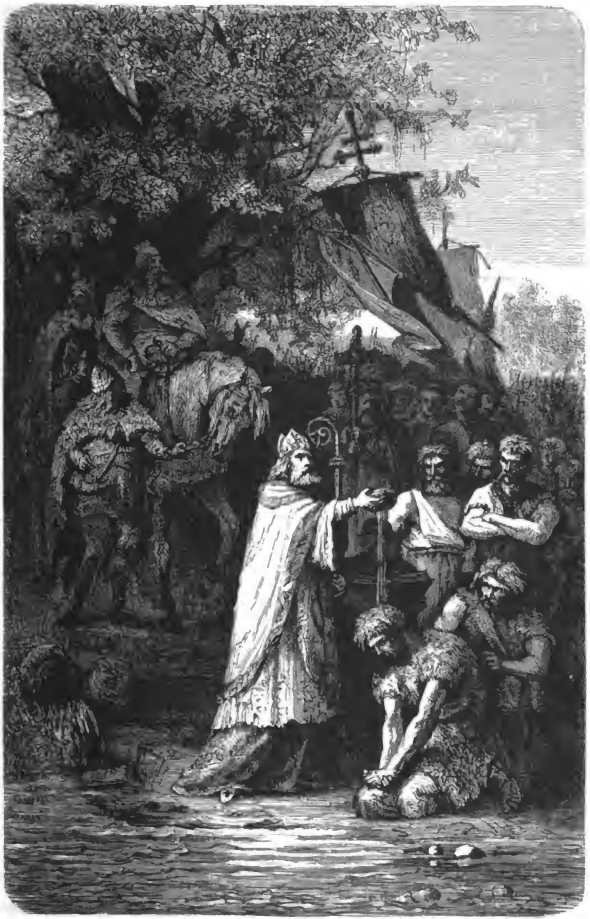
Als Karl zur Regierung kam, war er weit davon entfernt, den Sachsen das Christenthum aufzwingen zu wollen. Der Umstand, daß sie, die dem Frankenreiche tributpflichtig waren, sich ihrer Tributpflichtigkeit los und ledig erklärten, war für Karl der Anlaß zu seinem ersten Kriegszuge gegen sie. Er überwand sie, sie gelobten ihm, Frieden zu halten, gaben ihm auch Geiseln. Er zog darauf nach Italien und bekriegte den Langobardenkönig Desiderius. Kaum wußten ihn die Sachsen fern, so brachen sie, ihres Gelöbnisses uneingedenk, in das fränkische Gebiet ein. Karl kehrte zurück und bezwang sie aufs Neue, und aufs Neue baten sie um Frieden. Als Karl bald danach genöthigt war, einen neuen Kriegszug gegen die Langobarden auszuführen, wiederholten die Sachsen ihr altes Spiel, indem sie wiederum in fränkische Gebiete einfielen. Karl kam, siegte und verzieh wiederum. Eine Zahl vornehmer Sachsen ließ sich taufen; es wurden auch wieder Geiseln an Karl gegeben.

Auch jetzt noch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn, gewaltsame Bekehrungen vornehmen zu lassen. Er wußte es so gut wie Diejenigen, die ihn später getadelt haben, daß christlicher Sinn und Glaube sich nicht durch Zwang einimpfen lassen. Karl berief die sächsischen Edlen zur Versammlung auf dem Maifelde mit ein, auf der die allgemeinen Landesangelegenheiten berathen wurden. Alle Häupter kamen, nur der bedeutendste Mann der Sachsen, Wittekind, nicht. Er war geflohen und schürte an dem Hofe seines Schwagers, des Königs Siegfried in Dänemark, den Haß gegen die Franken. Die Häupter schwuren dem Kaiser Gehorsam, mit dem Beifügen, daß sie Land und Freiheit verlieren wollten, wenn sie sich von Wittekind noch einmal zum Aufstande bewegen ließen; es nahmen auch viele Vornehme mit den Ihrigen freiwillig das Christenthum an. „Da sah man“, erzählt Ocanam, „eine zahllose Menge von Männern, Frauen und Kindern zu den Flüssen niedersteigen, und die goldgelockten Neubekehrten, angethan mit weißen Gewändern, unter dem priesterlichen Gesange der Hymnen als Christen aus dem Fluß zurückkehren.“

Niemand war erfreuter als der Kaiser Karl, der sich der Hoffnung hingab, die friedliche Missionsthätigkeit der Priester werde über Kurz oder Lang auch in Sachsen, wie es bei den übrigen germanischen Stämmen gelungen war, das Heidenthum gänzlich überwinden. Nun unternahm er seinen Zug nach Spanien, einmal, um einem maurischen Fürsten, der von einem andern Fürsten seines Volkes bedrängt ward, den erbetenen Beistand zu leisten, fürs Andere, um auch im Süden des Frankenreiches eine Grenzmark aufzurichten. Das fast Unglaubliche geschah: die Sachsen, denen die falsche Kunde zuging, daß Karl eine schwere Niederlage in Spanien erlitten habe, erhoben sich aufs Neue, sie begnügten sich aber auch diesmal nicht damit, die fränkischen Besatzungen und die christlichen Priester zu verjagen und in Sachsen die christlichen Gotteshäuser zu zerstören, sondern sie verheerten bis Koblenz alle fränkischen Gebiete mit Feuer und Schwert. Zersprengung des Frankenreiches! — das war die Losung Wittekind's, der den Sachsen ein Bündniß mit den Normannen und Slaven in Aussicht stellte, und außerdem als günstigen Umstand es begrüßte, daß Thassilo von Bayern auf Abfall von Karl sann, und daß in der Langobardei Zündstoff zu neuer Empörung sich angesammelt hatte. Die Eile, in der Karl sich auf diese Kunde nach der Heimat wandte, bewirkte das Unglück, daß die Nachhut seines Heeres und mit derselben Roland und andere herrliche Helden in den Thälern von Roncesvalles ihren Tod von der Hand räuberischer Basken fanden. Karl führte einen Verheerungskrieg bis zur Elbe aus, und es wiederholte sich das mehrfach Geschehene: Wittekind floh, die Sachsen leisteten den Treuschwur und stellten Geiseln.

Nun endlich sagte sich Karl: die Wurzel des Widerstandes der Sachsen ruhe in ihrem heidnischen Religionswesen, und es erfordere die Noth, diese Wurzel des Uebels, dem nun schon so viel Gut und Blut unnütz geopfert worden, mit Gewalt auszurotten.

Digitized by Google



Taufe und Unterwerfung der Sachſen.

Digitized by Google

Den Sachsen ist als den Unterdrückten eine größere Theilnahme gewidmet worden, als sie es verdient haben. Man hat irrthümlicherweise ihren Haß gegen die Franken dem Bekehrungseifer der Letzteren zugeschrieben. Dieser Haß war aber schon zur Zeit des frommen Bonifacius in ihnen vorhanden, des trefflichen Mannes, der doch wahrlich in echt apostolischer Weise seine Missionsthätigkeit betrieb. Längst hatten sie allen freundlichen Verkehr mit ihren Stammesgenossen aufgegeben, und nicht die lichten Götter der früheren Zeit fanden bei ihnen die höchste Verehrung, sondern der finstere, nach Blut dürstende Ziu (Tyr), dem der zehnte Mann der gefangenen Feinde geopfert ward. Sie waren in die Gewalt einer fanatischen Priesterschaft gefallen, die bereit war, die Völker des eigenen Stammes, weil diese Christen waren, an fremde Völker zu verrathen. Karl hatte bisher weder ihren Glauben, noch ihre heimischen Gesetze angetastet. Jetzt ward von ihm auf Betheiligung am heidnischen Gottesdienst der Tod gesetzt. Mit Gewalt, das wußte er recht gut, lassen sich Gesinnungen und Anschauungen nicht ändern; aber es mußte unter den obwaltenden Umständen doch schon als ein Vortheil für den endlichen Sieg der guten Sache angesehen werden, daß durch das Zurücktreten des heidnischen und die Uebung des christlichen Kultus die jungen Geschlechter beeinflußt wurden. Es galt, ein Volk, das seine Gelöbnisse so oft schon gebrochen hatte, durch strenge Mittel im Zaum zu halten. Sie würden sich auch bewährt haben, wenn Wittekind nicht sein Werk der Aufreizung fremder Völkerschaften fortgesetzt hätte. Auf seine Veranlassung führten die sorbischen Slaven einen Einfall in das fränkische Gebiet aus, und nun, von Wittekind aufgerufen, erhoben sich die Sachsen wiederum. Unter Wittekind's und seines Bruders Albion's Anführung wurde eine starke Abtheilung des fränkischen Heeres überfallen und fast vollständig vernichtet. „Gefallen waren", meldet die Chronik, „mit den Oberanführern vier Fürsten und zwanzig vornehme Herren mit dem besten fränkischen Adel, ohne was von dem gemeinen Volk geblieben ist."

Das war ein Unglückstag, ähnlich dem Tage in den Thälern von Roncesvalles! Karl, von Schmerz und Ingrimm erfaßt, beschloß, nunmehr unerbittlich gegen Meuterer, gegen Meineidige aufzutreten. Sein Verzeihen war immer und immer wieder mit Wortbruch und mit Blutthaten beantwortet worden. Trat für die letzte Blutthat Sühne nicht ein, so diente sie, das war zweifellos, als Ansporn zu neuen Unthaten. Unzeitige Gnadenerweisungen gegen die Einen heißt vielfach Unrecht gegen Andere üben, über deren Häupter durch Schonung der Frevler Gefahren heraufbeschworen werden. „Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord!" —

Nachdem Karl den Aufstand niedergeschlagen hatte, verlangte er von den Sachsenhäuptern, die, wie es stets geschehen, unter neuen Gelöbnissen, indem sie alle Schuld auf Wittekind wälzten, Auslieferung der Schuldigen und Theilnahme an einem Kriegsgericht, das über Schuld und Strafe befinden und dessen Spruch unerbittlich vollzogen werden sollte. Dieses Kriegsgericht, das bei Verden abgehalten wurde, verurtheilte 4500 Sachsen zum Tode, und dem Spruche gemäß erfolgte sogleich die Ausführung.

Die Tadler Karl's, die es nicht der Mühe werth erachten, den Verlauf der Sachsenkämpfe genauer zu erforschen, mögen ferner Folgendes beherzigen. Nach einiger Zeit sandte Wittekind Botschaft an Karl und ließ ihm sagen, er und sein Bruder Albion seien bereit, ihm Treue zu geloben und sich taufen zu lassen. Sie wurden von Karl in so huldreicher Weise empfangen, daß ihre Herzen sich ihm gänzlich zuwandten. Daß ein Karl und ein Wittekind einander endlich die Hände reichten, ist mehr als alles Andere geeignet, Ersteren in seinem Verhalten gegen die Sachsen zu rechtfertigen. Wittekind empfand es im Angesichte des großen Kaisers, dessen majestätisches und dabei huldreiches Wesen für ihn von überwältigender Wirkung war, und dessen Worte sein Gemüth mit einem neuen Geiste entflammten, daß er an Karl's Stelle gehandelt haben würde, wie es von diesem geschehen. Wahrlich, Diejenigen, die im Angesichte des friedlichen Zusammentreffens Karl's mit dem Sachsenführer des Ersteren Verhalten gegen die Sachsen bekriteln,

Digitized by Google

erscheinen dem Riesen Karl gegenüber Zwergen gleich, die blöden Auges kaum bis zu seinem Schwertgurt aufzuschauen vermögen, daher ihnen von dem Geiste, der auf seiner Heldenstirn thront, ein Eindruck nicht zutheil wird. Bengte ein Held wie Wittekind sich vor einem Karl, nun, so hätten die Zwerge, die sich in den Sturm und Drang jener Zeit nicht hineinzudenken vermögen, wol Grund, sich auch zu beugen, so sollten sie wenigstens bedenken, daß, wenn sie dennoch den Kaiser Karl auf Kosten Wittekind's herabsetzen, sie Letzterem damit Schmach und nicht Ehre erweisen. Wittekind und Albion gelobten in ihrem und im Namen des Sachsenvolkes dem Könige Treue und Gehorsam, und sie empfingen mit einer großen Zahl von Sachsen die Taufe. Auch Wittekind's Gemahlin, Geva, die ihn begleitet hatte, nahm die Taufe.

Die Versöhnung Karl's mit Wittekind war vorbedeutend für die Versöhnung der Sachsen mit der Gesammtheit der übrigen germanischen Stämme, die Karl bereits geeint hatte. Wohl dem Gesammtreiche, daß ein Karl vorhanden war, der den am Rande des Abfalls stehenden Theil dem Ganzen gleichsam rettete! Wohl aber auch dem Sachsenstamme, daß ein mächtiger Wille, der auftrat wie eine unbesiegbare Naturgewalt, ihn zwang, im Vaterhause zu bleiben, wo er, angeregt durch die Strömungen des Gesammtlebens, zu heilsamer Entwicklung gelangte, zum Segen für sich selbst, zum Segen für das Ganze! Die gänzliche Lösung Sachsens von Germanien wäre für letzteres ein unersetzlicher Verlust gewesen. Und welcher Zukunft wäre das Sachsenvolk entgegengegangen, wenn es sich, was dann doch hätte geschehen müssen, mit einer fremden Volksgemeinschaft vereint hätte? Antwort giebt das Geschick der Langobarden und der Ostgothen in Italien, der Westgothen in Spanien und der Vandalen in Afrika. Sie sind in fremde Nationalitäten aufgegangen!

Auch nach der erfolgten Versöhnung Karl's mit Wittekind kam es noch zu vereinzelten Aufständen in Sachsen, an denen jedoch Wittekind nicht Theil nahm, und erst nach dreiunddreißig Jahren war der volle Friede zwischen den Franken und Sachsen hergestellt. Karl hatte bereits beschlossen, mit den slavischen Völkerschaften der Elbe, von denen den Sachsen vielfach Beistand geleistet worden war, Abrechnung zu halten, nicht, um sich zu rächen, sondern um ihnen die Lust zu ferneren Einfällen dadurch zu benehmen, daß er ihnen die Wucht seines Armes fühlbar machte, und es erfolgte diese Abrechnung noch vor Abschluß des eben bezeichneten Zeitraumes.

Es war zu Ostern des Jahres 789, als er von Aachen aufbrach und das Heer, das Gebiet der Sachsen durchschneidend, dem Osten zuführte. Sächsische Kriegsvölker, erprobt in dem Kampfe gegen ihn, verstärkten sein Heer, das zwei mit Wehrthürmen an beiden Seiten versehene Brücken mit sich führte. Wahrscheinlich in der Gegend von Werben war es, wo er über die Elbe ging. Ob die Wenden ihm eine Schlacht anboten, oder ob sie sich, ohne einen Schwertschlag zu wagen, vor dem gefürchteten Kriegshelden in ihre dichten Wälder und Sumpfgegenden zurückzogen, hat die Geschichtsforschung nicht zu ermitteln vermocht. Es steht nur so viel fest, daß die Wenden sich unterwarfen, daß sie gelobten, den Sachsen im Falle eines neuen Aufstandes nicht Beistand zu leisten, und daß sie sich endlich auch zur Zahlung eines jährlichen Zinses anheischig machten. Eine Aufnöthigung des Christenthums nach damaliger Art, nämlich vorherrschend durch Gewalt, unterblieb. Es mochte dem Kaiser nicht rathsam erscheinen, für jetzt mehr zu verlangen. Lag doch die Befürchtung nahe, daß eine weitergehende Forderung leicht eine Vereinigung sämmtlicher slavischen Stämme von der Ostsee bis zur Donau gegen ihn bewirken könne. Vielleicht auch bestimmten ihn zu dieser Mäßigung in seinen Forderungen neue Einfälle der wilden Normannen (Dänen), die, auch germanischen Blutes, vom Meere aus durch Landungen sich den Bewohnern der Nordküsten Deutschlands wahrhaft furchtbar machten. Um aber seinem errungenen Vortheile Dauer zu verleihen und späterhin darauf fortbauen zu können, gründete er längs des Elbstromes starke Grenzfesten und setzte über dieselben Markgrafen, d. i. Grafen der Grenzen. Solchen Grenzfesten verdanken wahrscheinlich die Städte Magdeburg, Halle und Erfurt ihren Ursprung.

Digitized by Google

Kaiser Heinrich I. gegen die Wenden.

Die Kraft des Stammes, aus dem der mächtige Kaiser Karl entsprossen war, schien erschöpft zu sein, die fürstlichen Nachfolger aus seinem Geschlechte bauten in seinem Geiste nicht fort, ja, sie vermochten nicht einmal das Reich in seiner äußern Ausdehnung zu erhalten. Der Herzöge Macht, von Karl dem Großen zum Wohle des Ganzen gemäßigt, stieg schon unter seinem Sohne, dem schwachen Ludwig, dem die Geistlichkeit den Beinamen des „Frommen" gab, weil er ihren Ansprüchen in weltlichen Dingen nicht kraftvoll entgegen trat. Denn daß er sich der Pflege der von seinem großen Vater gegründeten Schulen nicht unterzog, daß er die heiligen Gesänge unserer Voreltern, die sein Vater hatte sammeln lassen, daß er diese — ein unersetzlicher Verlust! — verbrennen ließ und Aehnliches, wird ihm kein Einsichtiger als Zeichen wirklicher Frömmigkeit anrechnen!

Er theilte das große Reich unter seine drei Söhne; als er aber später einem Stiefsohne einen Landestheil zuzuwenden gedachte, kam es zu blutigen Fehden zwischen dem schwachen Vater und den gottvergessenen Söhnen. Gebrochenen Herzens starb Ludwig endlich, aber die inneren Unruhen währten lange fort, und es wurde erst im Jahre 843 durch den Vertrag zu Verdun der Friede hergestellt. Einer seiner Söhne, Ludwig, erhielt Ostfranken, d. i. Deutschland bis zum Rheine mit Einschluß der Gauen von Mainz, Speier und Worms, wozu noch späterhin, als sein Bruder, Lothar, starb (dessen Erbe nach demselben Lotharingien, Lothringen, genannt wurde), Utrecht, Köln, Aachen, Trier, Straßburg, Metz und Basel kamen. Auch ging mit dieser Erbschaft die Kaiserwürde an ihn über.

Damit traten die Umrisse des Deutschen Reiches, wie es später bestand, schon deutlicher hervor, auch der Name „Deutsche", der so viel bedeutet wie „Volksgenossen", gewinnt eigentlich von da ab erst eine geschichtliche Berechtigung. Bisher hatten sich die Deutschen nach den besonderen Stämmen: Franken, Sachsen u. s. w. genannt, oder sie hatten den Allgemeinnamen Franken geführt.

Aehnlich, wie unter Ludwig dem Frommen, ging es im Verlauf eines ganzen Jahrhunderts in Deutschland zu, weil eben den Nachfolgern des großen Karl der Scharfblick und die Thatkraft, mit einem Worte die Herrschergröße ihres gewaltigen Ahnherrn fehlte. Drohende Einfälle von außen und innere Fehden ließen Ackerbau, Kunst und Wissenschaft nicht aufkommen, die Pflege der deutschen Sprache ward vernachlässigt (die aus dieser traurigen Zeit des Verfalls stammenden Geschichtswerke sind sämmtlich lateinisch verfaßt), und es war in der That für das kaum entstandene Deutsche Reich die Gefahr der Auflösung vorhanden.

Daß unter solchen Umständen die Wenden gar bald die Zahlung des jährlichen Zinses einzustellen wagten, kann nicht verwundern; ja nicht allein dies geschah, sondern sie fielen, ohne daß eine ernstliche Zurückweisung möglich gewesen wäre, zu wiederholten Malen verheerend in das Deutsche Reich ein. Besonders hatten sie es auf ihre deutschen Grenznachbarn, die zum Christenthum übergetretenen und das Werk der Bekehrung mit Eifer betreibenden Sachsen, abgesehen, von denen ihnen freilich auch viel Anlaß zum Haß gegeben ward.

Art der Bekehrung. Man vergegenwärtige sich nur einmal genau die Bekehrungsweise, wie sie in jener Zeit Sitte geworden war, und die mit dem Geiste des göttlichen Stifters nichts mehr gemein hatte.

Die Priester, die von Sachsen her über die Elbe gingen, um im Lande der Wenden dem Christenthume eine Stätte zu bereiten, wirkten weniger um Gottes als um ihrer Oberen, der Bischöfe, willen, deren Sprengel sie zu erweitern strebten. Fanden sie nun nicht offene Herzen für ihre Art Christenthum, so kehrten sie, unheiligen Haß im Herzen nährend, zurück und riefen die Beweiskraft des Schwertes um Beistand an. Häufig geschah es, daß Priester das Gelübde thaten, den Heiden mit Gewalt das Christenthum aufzunöthigen,

Digitized by Google

und es trugen ihnen Gelübde dieser Art bei ihren Oberen reichlichen Ablaß ein. Es war damals so, wie es leider heutigentags noch vielfach der Fall ist, daß nämlich Denen, die bekehrt werden sollen, das innerste Wesen des Christenthums gar nicht enthüllt wird, weil Diejenigen, die Träger desselben zu sein vorgeben, von seinem Geiste selbst nicht so durchdrungen sind, daß ihr Leben eine auch dem einfältigsten Sinne faßliche Erläuterung der erhabenen Christuslehre ist. Was um diese Zeit den Wenden als Christenthum entgegengebracht wurde, war in der That unlauterer noch als ihre heidnische Gottesanschauung. Von dem Segen, der aus der Annahme der christlichen Religion für einen Jeden entsprießt, sahen sie nichts. Dagegen stellten sich ihnen die Uebel klar vor Augen, die eine sogenannte Bekehrung ihres Volkes in unmittelbarem Gefolge hatte.

Mönche kommen, den Zehnten zu fordern.

Einer solchen Bekehrung folgte damals auf dem Fuße: Zahlung der Zehnten an die Priesterschaft, des Zinses an den neuen Oberherrn (Geld, Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse und Hühner) und Untergang der überlieferten volksthümlichen Freiheiten und Gewohnheitsrechte, selbst der theuren Muttersprache, an deren Stelle die deutsche (für den kirchlichen Gebrauch die lateinische) Sprache trat. Wäre dies nicht gewesen, wahrlich es würden der christlichen Priester weniger im Wendenlande erschlagen worden sein, als es geschehen ist! Aber deren Einzug war eben für die Wenden jedesmal von übelster Vorbedeutung. Führten nun wirklich die Priester christliche Kriegsscharen ins Land, so hörte man bald von so grausigen Verheerungen, wie das dunkelste Heidenthum sie nicht schlimmer aufzuweisen hatte. Um den gemeinen Krieger aufzustacheln, bezeichnete ihm der Priester die Heiden als Kinder des Teufels, durch deren Vertilgung er sich Vergebung aller seiner Sünden und ewige Seligkeit erwerben könne. Da fehlte es denn nicht, daß man gegen die „Belialskinder", wie die Wenden damals von Priestern vielfach genannt wurden, alle Gattungen von Gewaltthätigkeiten und Martern in Anwendung brachte — Alles zur Ehre Gottes und des Heilandes, wie man traurigerweise meinte. So entstanden eben Religionskriege, die schrecklichsten der Kriege, die es giebt.

Digitized by Google

Daß die Wenden, seit Jahrhunderten auf diese Art bedroht, aus einem friedlichen Volke sich zu einem kriegerischen entwickelt hatten, darf uns nicht Wunder nehmen. Längst schon waren sie von der bloßen Abwehr zum Angriffe übergegangen, und Deutsche und Wenden suchten einander jetzt an Grausamkeit zu überbieten. Der Gottesgedanke, um den es sich im Grunde handelte, war dem Bewußtsein der lebenden Geschlechter fast gänzlich abhanden gekommen, und die beiden Völkerschaften, beherrscht von den Eindrücken der gegen einander ausgeübten Feindseligkeiten, standen sich wie zwei wilde Thiere gegenüber, die Befriedigung nur in der Stillung des Blutdurstes finden.

Dieser Art waren die Zustände Deutschlands, als dasselbe von einem neuen, aus Osten kommenden Feinde, den Magyaren oder Ungarn (einem finnisch-ugrischen Hirtenstamme, der von den Höhen des Ural allmählich in die Steppen zwischen Don und Wolga herabgestiegen und von da aus Einfälle in das mittlere Europa unternahm), bedroht ward.

König Konrad. Um diese Zeit hatte der Karolinger Ludwig das Kind den deutschen Herrscherthron inne. Nach seinem frühzeitig erfolgten Tode traten zum ersten Male die deutschen Fürsten zusammen, um einen König aus ihrer Mitte zu wählen. Ihre Wahl fiel auf den Herzog Konrad von Franken, der als König Konrad I. den Thron bestieg. So war Deutschland ein Wahlreich geworden.

Der treffliche Konrad mühte sich während der kurzen Zeit seiner Herrschaft (sie währte nur acht Jahre) redlich, wiewol vergeblich ab, des Landes fast geschwundene Wohlfahrt wieder herzustellen. Am bedeutungsvollsten aber war der letzte Akt seines Lebens. Eine schwere Wunde hatte ihn auf das Sterbelager geworfen. Da sprach er zu seinem Bruder Eberhard: „Eines versprich mir, damit ich ruhiger sterben kann: Trachte du nicht nach der Krone, sondern wende Alles an, damit sie dem Sachsenherzoge Heinrich zutheil werde; der allein ist gewaltig genug, Deutschland zu retten, mög' ihm Gott helfen!" — Als ihm Eberhard dies gelobt hatte, starb Konrad beruhigten Herzens, und der Bruder, von gleich edler Gesinnung beseelt, handelte nach dem Willen des Hingeschiedenen, der sein Leben zuletzt noch mit einer edlen That gekrönt hatte, um so edler, als Heinrich, dem er die Nachfolge wünschte, sein eifriger Feind und Widersacher gewesen war.

König Heinrich I. Die Sage berichtet, man habe dem Sachsenherzog Heinrich Scepter und Krone an den Vogelherd gebracht, weshalb er später der „Vogelsteller" oder „Finkler" genannt worden. Dies ist aber eben so wenig erwiesen, wie sein anderer Beiname, der „Städteerbauer", berechtigt erscheint. Er hat eben die Niederlassungen und Ortschaften, welche des Schutzes entbehrten, mit schirmenden Mauern versehen und zur Kräftigung der sogenannten Städte das Seinige beigetragen. In dem in der Kraft seines Lebens stehenden Manne empfing das seit fünfundsechzig Jahren bestehende Deutsche Reich endlich wieder einen Fürsten, der fähig und von dem festen Willen beseelt war, sein Volk in dem Geiste Karl's des Großen weiter zu führen. Es war aber auch — dies hatte ohne Zweifel der sterbende Konrad klar erkannt — die höchste Zeit, daß ein also gearteter Fürst an die Spitze des Reiches trat, denn sonst hätte vielleicht das zahlreiche wilde Volk der Magyaren, unterstützt von den Wenden, des deutschen Volkes Selbständigkeit gebrochen, die sich dasselbe in früheren Jahrhunderten gegen die Römer, die Hunnen und Sarazenen durch Kämpfe ohne Gleichen zu erringen und zu erhalten gewußt hatte. Wahrlich, der König fand eine Riesenaufgabe zu lösen, aber er war auch der Mann dazu, sich ihrer Lösung mit Erfolg zu unterziehen. Freilich, bei der Geistlichkeit stand er nicht besonders gut angeschrieben, weil er, als diese mit dem heiligen Oele gekommen war, um die Salbung an ihm zu vollziehen, ablehnend geäußert hatte, es sei ihm der Ehre genug geschehen, von den Fürsten als Erster erwählt worden zu sein. Desto mehr Anhänglichkeit fand er im Volke. Kaum jedoch begann er sein Werk, die Deutschen zu einem nachdrücklichen Auftreten zu befähigen, da überschwemmten raubende und sengende Magyarenschwärme, denen die Wenden freien Durchzug durch ihre Ländergebiete gestattet hatten, die Fluren des schönen Sachsenlandes. Ein Glück für ihn

Digitized by Google

und das Land war es, daß ein vornehmer magyarischer Fürst durch Zufall in seine Gefangenschaft gerieth. Die Freigebung desselben verschaffte ihm einen neunjährigen Waffenstillstand. Daß er sich, was seinem Heldenherzen schwer genug angekommen sein mag, zur Zahlung eines jährlichen Tributs verpflichten mußte, zeigt deutlicher als alles Andere, wie sehr die deutsche Macht gesunken war. Aber er griff mit gewaltiger Hand das Werk der Kräftigung seines Volkes an. Zu statten kam ihm, daß sein Stammvolk, die Sachsen, durch seine Erhebung des alten Grolles ganz vergaß und sich nunmehr dem Deutschen Reiche wahrhaft einverleibt fühlte. In den unglückseligen Tagen der inneren Fehden hatten die Großen mit ihren Dienstleuten gegen einander gefochten, was dann zur Folge hatte, daß nur ein kleiner Theil des Volkes waffengeübt war. Heinrich's erstes Werk war es nun, den Heerbann (die Volksbewaffnung) wieder einzuführen, wie auch, um das Ehrgefühl zu spornen, Kampfspiele zu Pferde anzuordnen, aus welchen letzteren späterhin die Turniere hervorgingen. Ferner ließ er viele Ortschaften mit Mauern und Wällen umziehen, damit die Umwohnenden in Kriegszeiten sichere Zufluchtsstätten fänden. Solche Orte wurden Burgwarten genannt, und es erblühte später in ihnen das deutsche Bürgerthum. „Meine Zunge", sagt der Chronist Widukind, „kann nicht aussagen, mit welcher Umsicht und Wachsamkeit Heinrich damals Alles gethan hat, was zum Schutze des Vaterlandes diente."

Deutscher Kriegsmann.
(Nach einem Miniaturbilde.)

Ehe nun die verhängnißvolle Zeit nahte, in der Heinrich mit den Magyaren Abrechnung zu halten gedachte, beschloß er, einen Schlag gegen die Wenden auszuführen, einmal, weil sie den Magyaren freien Durchzug gewährt hatten und zu befürchten stand, daß sie sich bei nächster Gelegenheit mit diesen verbinden könnten, fürs Andere, weil er erkannte, daß, wie die Verhältnisse der beiden Völkerschaften — der Deutschen und der Wenden — sich nun einmal gestaltet hatten, die Unterdrückung einer derselben eine Nothwendigkeit geworden war, und er doch natürlich nicht wünschen konnte, daß die Deutschen unterdrückt würden. Zugleich mochte er auch einen Kampf gegen die Wenden für eine treffliche Waffenübung halten, um sich durch dieselbe auf den verhängnißvollen Kampf mit den Magyaren vorzubereiten. Genug, er unternahm einen Zug gegen die Wenden.

Zunächst galt es der Wiederherstellung der von Karl dem Großen errichteten Grenzfesten, die von den Wenden längst zerstört worden waren. Als dies geschehen war, zog Heinrich (es war im Herbst 926) über die Elbe und eröffnete damit den Kampf.

Kämpfe gegen die Wenden. An der Spitze der Wenden stand Fürst Tugumir, dessen Sitz zugleich des Landes Hauptfeste, Brannybor, das heutige Brandenburg, war. (Braunybor heißt zu deutsch Burgwald, von branny, Warte, Wehre, Burg, und bor, Wald.) Siegreich warf Heinrich's Heer, mit dem heiligen Michael im Hauptbanner, die Scharen nieder, die sich ihm entgegenstellten. Tugumir gab sich indeß noch keineswegs für verloren. Er vertraute den starken Mauern Braunybors, das außerdem ringsum von Sümpfen und Gewässern umschlossen war, und in das er sich mit dem Kerne seiner Kriegsmacht geworfen hatte. Die Belagerung begann, aber sie schien wegen der angeführten Hindernisse erfolglos zu sein. Es stand viel auf dem Spiele. Die Zeit des Winters war eingetreten, wodurch eine langwierige Belagerung unmöglich geworden war; ein Zurückgehen Heinrich's aber würde die Wenden zu neuen Angriffen ermuthigt haben. Da trat zum Glück ein frühzeitiger Frost ein, der über die Sümpfe und Seen willkommene Brücken baute. Heinrich umschloß

Digitized by Google

nun die Stadt dicht, in der, da ihr alle Zufuhr abgeschnitten war, schon der Hunger zu wüthen begann. Bald waren die Deutschen im Besitz einiger Vertheidigungswerke, und Tugumir sah sich genöthigt, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, dem Feinde die Thore zu öffnen. Nun gelobten auch, entmuthigt durch den Fall des festen Ortes, die zunächst wohnenden Wendenfürsten, gleich Tugumir, Unterwerfung und bekannten sich dem Sieger für zinspflichtig. Dem Vorgange Karl's des Großen entsprechend, drang auch Heinrich nicht auf die Annahme des Christenthums. Er gründete nun, zum Schutze der deutschen Grenzen, die Ost- und die Nordmark, jene wurde die Markgrafschaft Lausitz, diese wahrscheinlich viel später erst die Altmark genannt.

Aus der Nordmark, die auch den Namen Markgrafschaft Soltwedel (Salzwedel) führte, bildete sich im Laufe der Zeit die Markgrafschaft Brandenburg, aus welcher der preußische Staat erwuchs.

Nun galt es, einen tapfern Mann als Markgrafen zu erwählen, dem die Bewachung der Grenze anvertraut werden könne. Nach Einigen bedeutet Graf der Graue, d. h. der handfesteste, weiseste, stahlgraue Mann, der unter einer großen Zahl von Männern zu finden war. Graf Bernhard, aus edlem sächsischen Blute entsprossen, war ein solcher tapferer, in Kriegen erhärteter und ergrauter Degen, dem Heinrich getrosten Muthes die Obhut der Nordmark anvertrauen konnte.

Die Einsetzung eines so wackern Hüters der Grenze zeigte sich aber auch nur zu bald als eine Nothwendigkeit. Scham und Grimm kam über die Wenden, daß sie, von Kühnheit und Ueberraschung erschreckt, ihren Nacken so schnell unter das Joch der Zinspflichtigkeit gebeugt hatten. Im Heiligthume zu Rhetra traten die Stammeshäupter zusammen und schwuren, angefeuert durch Priestermund, vor der Bildsäule des Kriegsgottes, die verhaßten Fesseln der Fremdherrschaft zu sprengen und für den erlittenen Schimpf blutige Rache zu nehmen.

Während Heinrich die Normannen bekriegte, brach der Aufstand längs des rechten Elbufers aus. Ueberall sammelte sich die Bevölkerung unter den dem Heiligthume entnommenen Fahnen des Schlachtengottes, und verheerend fiel (929) ein zahlreiches, wuthentflammtes Heer in die sächsischen Länder ein. Wallislewi, das heutige Walsleben, das damals ein befestigter und volkreicher Ort war, ward stürmend genommen und alles Lebendige in seinen Mauern dem Tode geweiht. Außerdem verheerten die Wenden die ganze Umgegend durch Feuer und Schwert.

Der Tag von Lukini. Aber schon zog sich eine drohende Gewitterwolke unter des tapfern Bernhard Führung gegen sie zusammen, um den blutigen Frevel blutig zu rächen. Bernhard begann seine Kriegsarbeit mit der Belagerung Lukini's (des späteren Lenzen), einer der Hauptfesten der Wenden. Ehe jedoch noch deutsche Kraft die starken Mauern zu brechen vermochte, rückten zahlreiche Wendenscharen zum Entsatze herbei. Den gewaltigen Schwertschlag der Deutschen fürchtend, nahmen die Feinde zur Kriegslist ihre Zuflucht und hofften, durch einen nächtlichen Ueberfall das deutsche Heer sprengen zu können. Dem unverzagten Markgrafen ward Kunde davon, und er stand nun die Nacht über mit seinen Mannen unter Waffen, um den herbeischleichenden, nach Blut dürstenden Feind gebührend zu empfangen. Es war eine schreckensvolle Nacht für ein verzagtes Gemüth. Die dichteste Finsterniß herrschte, vom Himmel goß der kalte Regen stromweise hernieder. Die Wenden wagten es nicht oder vermochten es nicht, den Ueberfall auszuführen. Endlich graute der Morgen. Da beschloß Bernhard, des Wartens müde, dem Feinde im Angesichte des Tages die Stirn zu zeigen. Priester reichten den Kriegern — dies war schon Sitte geworden — vor der Schlacht das Abendmahl, und mit feierlichem Eidschwure gelobten die Letzteren dem Führer Treue bis in den Tod. Jetzt brach die Sonne hervor und vergoldete die wehenden deutschen Banner, mit denen das Heer todesmuthig den an Zahl ungleich stärkeren Wendenscharen entgegenzog. Bald traf man auf den erbitterten Feind, und eine schreckliche

Digitized by Google

Blutarbeit begann. Die Wenden ſchlugen ſich tapfer, doch wurden ſie endlich überwältigt, und das ganze Heer ward theils vernichtet, theils zerſprengt. Gegen 100,000 Wenden, nach einigen alten Chroniken eine noch größere Zahl derſelben, ſollen in dieſer Schlacht gefallen ſein.

Mit einer ſolchen Waffenprobe konnte Heinrich wol zufrieden ſein! Jetzt war der Muth der Belagerten in der Feſte Lukini gebrochen. Sie ſtreckten die Waffen und baten nur um das Leben. Das ließ man ihnen, und während die Sieger jubelnd in die Stadt zogen, mußten ſie dieſelbe verlaſſen. All ihr Hab und Gut war den Deutſchen eine willkommene Beute; ihre Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft.

Reiter aus dem Hunnenlande. Zeichnung von A. Beck.

Nicht lange danach zog Heinrich gegen den Stamm der Wenden, der auf beiden Seiten der Spree ſeine Wohnſitze hatte. Zwiſchen Dahme und Lieben liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebuſa. Dieſer Ort war damals die Hauptfeſte der Lauſitzer Wenden, hatte ſtarke Mauern, zehn Thore und vermochte mehr als zehntauſend Mann zu faſſen. Jetzt noch legen Ruinen der Mauerwerke von ihrer einſtmaligen Stärke Zeugniß ab. Mit ſtürmender Hand nahm Heinrich die Feſte und zwang damit den Stamm zur Zinspflicht. Ströme Blutes mögen auch hier gefloſſen ſein. Die Eiſenhand der Sachſen legte ſich jetzt noch ſchwerer auf das Wendenvolk, und die Folge hiervon war, daß daſſelbe immer und immer wieder verſuchte, das verhaßte Joch von ſich zu werfen.

Die neun Jahre des Waffenſtillſtandes mit den Magyaren waren indeß vergangen. Neun Jahre lang hatte eines der tapferſten deutſchen Fürſtenherzen die Schmach ertragen müſſen, einem ſo elenden Volke, wie es die Magyaren damals waren, zinspflichtig zu ſein. Doch der Tag kam für Heinrich, ſich und das deutſche Vaterland von dieſer entehrenden

Digitized by Google

Pflicht zu befreien und zugleich alle Unbilden, die Deutschland durch die Mord-, Raub- und Brandzüge der wilden Horden erlitten hatte, zu rächen. Das Nähere über diese letzte große That Heinrich's gehört der deutschen Geschichte an. Hier sei nur so viel erwähnt, daß er bei Merseburg (933) Abrechnung mit den Magyaren hielt, und zwar eine so starke Abrechnung, daß 30,000 ihrer besten Krieger das Schlachtfeld deckten und nur geringe Trümmer des Heeres die Heimat erreichten.

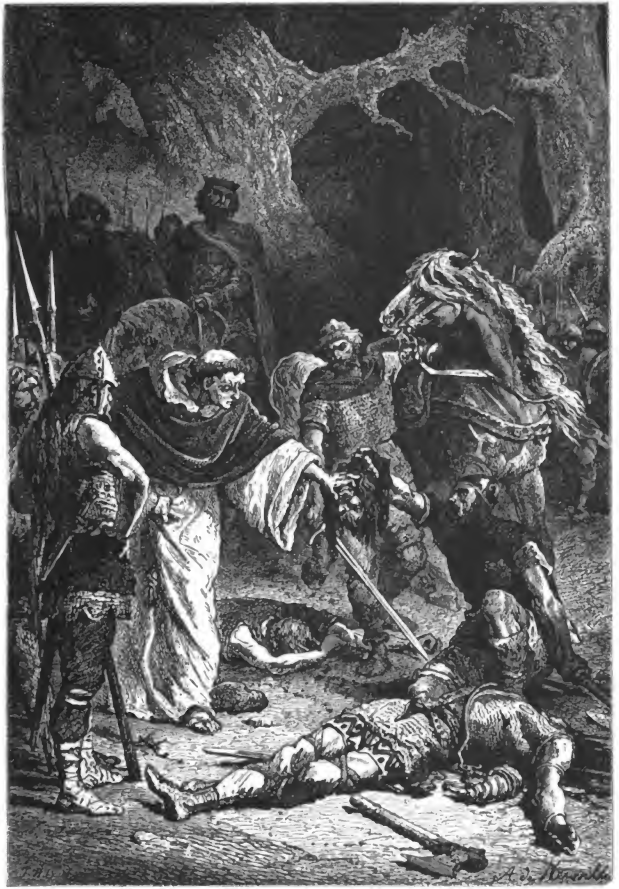
Kaiser Otto I. Markgraf Gero gegen die Wenden.

Es war eine eherne Zeit, und der größte Theil des heutigen Geschlechts hat keine Ahnung davon, daß in den jahrhundertlangen Kämpfen zwischen Deutschen und Wenden fast jede Scholle der heutigen Mark Brandenburg, namentlich der westlichen Hälfte derselben, mit heißem Blute getränkt worden ist. Kaum hatte Heinrich das mühe-, aber auch ruhmvolle Tagewerk seines Lebens geschlossen (936) und sein heldenmüthiger Sohn, Otto I., den Thron bestiegen, so regte sich auch der alte Geist der Auflehnung wieder im Wendenlande. Zugleich erhob der Aufruhr im Innern des Landes sein Haupt. Aber Otto war nach dem Beispiele des Vaters emporgewachsen, er strebte ihm nach, ja er überstrahlte ihn noch an Fürstentugenden, so daß ihm nach vollem Verdienste der Beiname „des Großen" beigelegt wurde. Wiederholte Aufstände der Wenden warf er nieder und setzte endlich, da er mit inneren Feinden des Reiches genug zu thun hatte, über die gegen die Wenden errichtete Markgrafschaft Lausitz einen in Kriegsstürmen ergrauten Waffengefährten, den Grafen Gero, der, wie einst Bernhard, die Wenden in Zaum und Zügel zu halten wußte. In kurzer Zeit gelang es diesem, die Grenzen der Markgrafschaft von der Saale und mittleren Elbe bis zur Oder auszudehnen, und sein eiserner Fußtritt zerstörte die Selbständigkeit einzelner Stämme in ihrem innersten Kerne.

Mord der Wendenfürsten. Markgraf Gero war ein Kriegsmann altgermanischen Schlages, der, dem grimmen Hagen der Nibelungen vergleichbar, vor keinem Mittel zurückbebte, wenn es dem Untergange der Feinde galt. Die Priester rühmten seine Frömmigkeit, weil er freigebig gegen sie war und einen unversöhnlichen Grimm gegen die Wenden im Herzen trug. Freilich nährten diese seinen Haß reichlich durch fortgesetzte Einfälle und durch die heimtückische Art ihrer Kriegführung. Es ward sogar von wendischen Häuptlingen ein Anschlag gemacht, ihn, den Verhaßten, meuchlings aus dem Wege zu räumen. Zu ihrem Verderben vernahm Gero davon, und sogleich beschloß er, ihnen zuvorzukommen. Er ließ, Versöhnlichkeit heuchelnd, an dreißig der vornehmsten wendischen Häuptlinge eine Einladung zu einem festlichen Mahle ergehen, und diese, der heiligen Sitte der Gastfreundschaft vertrauend, fanden sich bei ihm ein. Als sie aber, vom Weine berauscht, sich dessen nicht versahen, wurden sie auf Gero's Anordnung von einer bewaffneten Schar plötzlich überfallen und sämmtlich niedergemacht. Mochten ihm auch seine Beichtväter diese That vergeben, kein edles deutsches Herz wird ihn von der Schmach freisprechen, die er durch dieselbe auf sich lud und mit der er seinen sonst wohlverdienten Heldenlorber besudelte.

Welchen Eindruck die Kunde von dem Morde ihrer Fürsten im Wendenlande hervorbringen mußte, läßt sich ermessen. Ein neuer, ausgedehnter Aufstand war die unmittelbare Folge. Gero, nachdem er einmal die echte Heldenehre vergessen hatte, ging auf dem betretenen Pfade weiter und wußte einen aus fürstlichem Geschlechte entsprossenen Wenden, Tugumir mit Namen, der in seine Gefangenschaft gerathen war, durch Geld und große Versprechungen zu verblenden, daß er ein Verräther an seinem eigenen Stamme ward. Freigelassen von Gero, begab sich Tugumir zu seinen Landsleuten zurück, gab vor, daß es ihm gelungen sei, sich durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen, und wußte seine verrätherische Rolle so gut zu spielen, daß man vollkommenes Zutrauen zu ihm faßte und ihm die Kriegsgewalt überließ.

Digitized by Google



Der Markgraf Gero läßt dem todten Stoinef das Haupt abſchlagen. Zeichnung von A. de Neuville.

Digitized by Google

Nun lebte aus seinem Geschlechte noch ein einziger Sprößling, sein Neffe, auf dessen Leben er es zunächst abgesehen hatte, um dem Stamme eine spätere Vereinigung zu erschweren. Nur zum Schein fechtend, zog er sich vor Gero, welcher, der Verabredung gemäß, gegen ihn anrückte, in die Feste Brannybor zurück, ermordete in der Nacht seinen Neffen und übergab am andern Morgen die Feste dem Landesfeinde (945).

Otto beschloß, den Wenden das Christenthum mit Gewalt aufzunöthigen, weil er zu der Ueberzeugung gekommen war, daß ihr Widerstand seine tiefsten Wurzeln in ihrem heidnischen Glauben habe. Es war freilich so, aber die Art der damaligen Bekehrung hatte eben keine innere Beweiskraft! Brachten es doch nicht einmal die Priester über sich, die Sprache der ihnen verhaßten Wenden zu lernen, ja selbst diejenigen, die derselben mächtig waren, hielten es für schimpflich, sie zu sprechen! Wo die Priester sich festgesetzt hatten, sangen sie ihre Messen in deutscher oder lateinischer Sprache und ließen allenfalls ein wendisches Wörtchen fallen, wenn es galt, ihre Zehnten und andere Gefälle einzutreiben. Wie sollte da die frohe Botschaft, die Religion der Liebe und des Lichtes in die Herzen einziehen!

Gewiß vermochten nicht alle christlichen Glaubensboten die im Namen der Religion in den heidnischen Landen verübten Greuel zu billigen, aber die einzelnen Mahnrufe menschlich fühlender Männer: „Haltet ein, es ist des Blutes genug geflossen!“ fanden weder Eingang in die Herzen der Weltlichen und Ehrgeizigen noch in die der glaubenseifrigen christlichen Priester. Das Schwert in Kreuzform — das war das Symbol des Christenthums jener Zeit, wie denn ein solches Schwert auch die oberen Priester häufig an der Seite trugen, ja es auch gelegentlich auf die „heidnischen Hunde“ zückten, um ihrer „Lehre“ Eingang zu verschaffen. War doch auch die Spitze des Speeres, den der tapfere Otto in den Schlachten wacker zu gebrauchen wußte, angeblich — ein charakteristisches Zeichen der Zeit — aus einem Nagel des Kreuzes Christi geschmiedet! —

Otto stiftete, um der Priesterschaft feste Punkte für ihre Wirksamkeit zu geben, die Bisthümer Oldenburg und Havelberg (946) und gründete drei Jahre später den Bischofsstuhl zu Brannybor (949). — Bald darauf kehrte sich das scharfe Schwert des großen Kaisers gegen ein viel gefährlicheres Heidenvolk, die barbarischen Ungarn oder Magyaren, die verheerend in Bayern eingefallen waren. Im Süden von Bayern auf dem Lechfelde schlug Otto I. die schrecklichen Plünderer in einer blutigen Schlacht aufs Haupt (955), daß ihnen für immer die Lust verging, die deutsche Kraft gegen sich herauszufordern. Unterdessen war im Wendenlande, das der eiserne Gero verlassen hatte, um in dem Kampfe gegen die Magyaren seinen Waffen neue blutige Ehrenzeichen zu verschaffen, wieder ein Aufstand ausgebrochen, von dem die Wenden um so größeren Erfolg hofften, als der Kaiser, wie sie meinten, sich kaum der einstürmenden Magyarenschwärme werde erwehren können.

Jedoch nur zu bald drang die Kunde von der gänzlichen Niederlage der Magyaren zu ihnen; weiterhin vernahmen sie, daß Kaiser Otto und Markgraf Gero mit dem siegreichen deutschen Heere herbeizögen, um ihnen ein gleiches Los zu bereiten. Da entfant ihnen der Muth, und ihre Häuptlinge, Nako und Stoinef, sandten Botschaft an Otto, ihm Unterwerfung gelobend. Doch Otto, der eine Züchtigung der Wenden für nothwendig hielt, auch Ersatz für den in dem Sachsenlande verursachten Schaden zu nehmen begehrte, wies die Friedensboten ungehört in ihre Heimat, ihnen mit seinem Heere gleich einer verderbendrohenden Gewitterwolke folgend.

Otto I. züchtigt die Wenden. Es war um die Herbstzeit, als Otto die Grenze des Wendenlandes überschritt. Der Feind wagte es nicht, dem siegreichen kaiserlichen Kriegshelden und dem gefürchteten Gero in offener Feldschlacht zu begegnen, sondern wich scheu zurück, nur noch die Hoffnung hegend, in den Dickichten und Sumpfgegenden der ihm wohlbekannten Wälder Vortheile über Gero zu erringen. Und wirklich schien sich diese Hoffnung erfüllen zu sollen. Die Deutschen hatten die Ufer des Razaflusses (wahrscheinlich der Rekfluß in der Mittelmark) erreicht. Da erst, nach einer nächtlichen Rast, wurde ihnen der Plan

Digitized by Google

der Feinde und zugleich ihre eigene üble Lage klar. Umgeben von Wasser, Sümpfen und Walddickicht, sahen sie, daß der Feind die wenigen schmalen Pfade, die aus der schauerlichen Wildniß führten, in der Nacht durch starke Verhaue gesperrt hatte. Da es ihnen nun auch an Vorräthen zu fehlen begann, so erschien ein längeres Verweilen auf diesem Platze eben so verderblich wie ein Vorgehen. Unter diesen Umständen mußte darauf Bedacht genommen werden, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, und Gero sandte auf Befehl Otto's Botschaft an den Wendenhäuptling Stoinef, eine Unterredung mit ihm begehrend. Stoinef antwortete zustimmend, und als nun Beide, durch den Fluß getrennt, zusammentraten, bot Gero dem Feinde den Frieden, wofern er das Gelöbniß der Unterwerfung erneuere. Stoinef, der aus der Lage der Deutschen große Vortheile zu erringen hoffte, wies dies Anerbieten verächtlich zurück. „Wenn ihr euch denn Tapferkeit, Kriegskunst und Kühnheit genug zutraut", sagte darauf Gero, „nun, so gestattet uns, zu euch hinüber zu kommen, oder kommt zu uns: auf dem beiden Theilen gleich günstigen Boden mag sich ausweisen, wer der Tapferste ist!" — Diesen Worten entgegnete Stoinef mit Hohnlachen und Schmähreden, und Gero mußte unverrichteter Sache zu Otto zurückkehren.

Die Noth der Deutschen erreichte indeß schnell einen hohen Grad, schon nach wenigen Tagen begannen Hunger und Krankheiten unter ihnen zu wüthen. Jetzt galt es die höchste Kraftanstrengung, wenn nicht das ganze Heer dem schmachvollsten Untergange geweiht werden und damit der durch schwere Opfer für Deutschland errungene Vortheil vielleicht für immer verloren gehen sollte. Gero schlich sich, vom Dunkel der Nacht geschützt, mit einer auserlesenen Schar am Ufer des Flusses eine weite Strecke hinab und ließ dort drei Brücken über den Fluß schlagen, und bald befand sich ein Theil des deutschen Heeres an dem jenseitigen Ufer. Nun stürmten die Wenden mit wilder Hast herzu, aber es war zu spät, das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Deutschen drangen vor, Schrecken und Verwirrung kam über die Wenden, und bald hatten jene einen vollständigen Sieg erkämpft. Gegen eine große Zahl Gefangener wurde ein grausames Gericht ausgeübt, indem man sie vor der Stange, auf der des erschlagenen Stoinef Haupt aufgepflanzt worden war, theils niederhauen ließ, theils sie grausam verstümmelte. Auch der Bruder des erschlagenen Stoinef, Nako, der die zerstreuten Scharen des Wendenheeres wieder sammelte und den Kampf gegen die Deutschen fortsetzte, ward von Gero geschlagen. Hiermit hatte dieser wieder seinen eisernen Fuß auf den Hals des gebeugten Volkes gesetzt.

Endlich, vielleicht nahe am Ziele ehrgeiziger Pläne, für sich und sein Geschlecht in dem eroberten Lande den Grund zu einem neuen Reiche zu legen, ward Gero vom Unglücke schwer heimgesucht. In der letzten Schlacht, die er siegreich gegen den Piastenfürsten Mieczyslaus von Polen schlug, fiel sein einziger, heldenmüthiger Sohn Siegfried an seiner Seite. Gebrochenen Herzens pilgerte Gero nach Rom und legte sein Schwert, das so oft vom Blute der Wenden geröthet worden war, nieder auf den Altar des heiligen Petrus. Nicht lange danach endete der große Wendenvertilger, getröstet durch den Glauben, daß er für die Ausbreitung der Christenlehre wacker gekämpft habe, in dem Kloster Gernrode, das er in einer der lieblichsten Gegenden des Hercynischen Waldes (des heutigen Harzes) selbst erbaut hatte, sein Leben. Die Abteikirche zu Gernrode zeigt heute noch sein Grab.

Die Deutschen gegen die Wenden bis zu Albrecht von Ballenstädt. In dem folgenden Zeitraume von etwa einhundertundfünfzig Jahren wurden die Kriege gegen die Wenden fortgesetzt. Wir wollen aber nicht durch die Blutströme waten, die da flossen, um dem Kreuze und dem Deutschthum im Wendenlande zwischen Elbe und Oder eine bleibende Stätte zu bereiten. Wie viele Hunderttausende von Wenden fielen unter dem mörderischen Eisen der „Bekehrungsheere", ohne auch nur eine Ahnung von der Religion zu haben, die man ihnen aufnöthigen wollte! Ihre Bekehrer, geistliche sowol als weltliche, waren nicht im Stande, ihnen das eigentliche Wesen des Christenthums zu enthüllen. Und „an den Früchten" vermochten die Wenden auch nichts von einer bessern Religion bei

Digitized by Google

Jenen zu erkennen. „Bei den Christen“, sagten die Wenden, „giebt es Diebe und Räuber, man haut ihnen die Füße ab, man beraubt sie der Augen, alle Arten der Verbrechen und Strafen übt der Christ gegen den Christen; eine solche Religion bleibe uns fern!“ —

Die Wenden zwischen der Elbe und der Oder wurden indeß auch von Osten her mit bewaffneten Bekehrungsversuchen heimgesucht, denn das Christenthum war von Griechenland aus in das Herz des großen Slavenreiches, in Polen, eingedrungen, und wenn das polnische Reich nicht von jeher so traurige Staatseinrichtungen gehabt hätte, wer weiß, ob es ihm dann nicht gelungen wäre, alle Slaven unter einer Macht zu vereinen und seine Grenzen bis zur Elbe auszudehnen und gegen Deutschland zu behaupten!

Damals ging jedoch die entscheidende Wirksamkeit gegen die zwischen der Elbe und der Oder wohnenden Wenden fortwährend von Deutschland aus, und deutsche Zähigkeit und Kraft erlangten endlich die langerwünschten Erfolge.

Für Dasjenige, was bis zu dem obengenannten Albrecht von Ballenstädt in dieser Richtung noch geschehen ist, genügt ein kurzer Ueberblick.

Der auf Gero folgende Markgraf der Nordmark unter Kaiser Otto II. war Dietrich. Seine Härte reizte die Wenden zu einem neuen Aufstande, der für sie siegreich ausfiel. Alle christlichen Machthaber, weltliche sowol als geistliche, denen es nicht gelang, sich durch Flucht ihrem Verderben zu entziehen, wurden ermordet, die christlichen Kirchen zerstört oder dem heidnischen Gottesdienste geweiht und, soviel als möglich, jede Spur des neugepflanzten Christenthums bis zur Elbe vernichtet.

Damit war Dasjenige, was Gero gewonnen hatte, auf länger als ein Jahrhundert für die Deutschen verloren, denn die folgenden Markgrafen des bezeichneten Zeitraums vermochten trotz aller Anstrengungen nicht wieder die Grenzen der Mark bis zur Oder auszudehnen, und die Eroberungen, die sie machten, waren entweder nur unbedeutend, oder sie blieben nur vorübergehend in ihren Händen. Fast nur dem Namen nach bestanden die Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg.

Da geschah es, daß ein Slavenfürst in Mecklenburg, Gottschalk mit Namen, der das Christenthum angenommen hatte, das Werk der Bekehrung der nördlichen Slavenstämme in die Hand nahm. Ohne Zweifel hegte er zugleich die Absicht, den gescheiterten Versuch Polens durchzuführen und ein großes slavisches Reich zu gründen. Seine Unternehmungen waren von gutem Erfolge begleitet, und nach kurzer Zeit schon hatte er seine weltliche Macht und zugleich auch das Christenthum über den größten Theil des Wendenlandes ausgebreitet. Aber der alte Götterglaube hatte noch die Macht, eine Verschwörung gegen ihn zu Stande zu bringen. Er wurde in der Kirche zu Lenzen, während er seine Andacht verrichtete, überfallen und ermordet, und noch einmal wurden die christlichen Altäre umgestürzt und die wendischen Götzenbilder an ihre Stelle gesetzt.

Wahrlich, man muß staunen, gedenkt man der Opfer, die von dem Wendenvolke gebracht wurden, um Dasjenige sich und den nachfolgenden Geschlechtern zu erhalten, was ihm als das Höchste galt — Freiheit und Glaube der Väter! Ein jedes Volk, das für diese Güter Leben und Habe opferfreudig in die Schanze schlägt, hat sich damit ein Recht auf die Bewunderung aller Zeiten erworben.

Digitized by Google

Reise eines fränkischen Königs. Zeichnung von A. de Neuville.

Rückblick auf das Kulturleben der Deutschen in dieser Periode.

Doch wir dürfen das große Ganze, von dem der Theil, der unsere Aufmerksamkeit mehr und mehr in Anspruch nimmt, seinen Pulsschlag empfängt, nicht aus dem Auge lassen! Das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung ist vorüber, und es scheint ein Rückblick auf die Entwicklung des Kulturlebens in Deutschland an der Stelle zu sein.

Otto I. hatte sich (962) in Rom von dem Papste zum Kaiser krönen lassen und den Römern das Gelöbniß abgenommen, niemals einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen. Damit war er der Gründer des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" und Deutschland das mächtigste Reich der civilisirten Welt, das Herz Europa's geworden.

Das Reich der Kirche soll nach dem Willen des Heilandes nicht von dieser Welt sein. Deshalb scheint es billig, daß nicht den geistlichen, sondern den weltlichen Mächten die Reiche der Welt gehören. So dachte aber die Priesterschaft jener Zeit nicht, denn sie selbst war weltlichen Sinnes geworden, ja weltlichsten Sinnes in der schlechtesten Bedeutung des Wortes, und die mit einem von Gold und Edelsteinen blitzenden Krummstab prunkenden Oberhirten gelüstete es mehr und mehr, „den Kampf gegen den blitzenden Flammberg des weltlichen Herrscherthums" aufzunehmen. Vor Karl dem Großen freilich kniete der Papst nieder, nachdem er ihn gekrönt hatte, an einen Fürsten wie Otto den Großen wagte sich das Papstthum auch nicht, aber je nach Gelegenheiten und den Persönlichkeiten, die ihm gegenüberstanden, versuchte es seine Kräfte, fortgesetzt das Ziel vor Augen habend: die Welt sich zu Füßen zu legen, ausschließliche Gewalt über die Geister und Leiber der Menschen zu erlangen, mit einem Worte ein Weltreich zu gründen, das freilich dann nur ein „Zerrbild des Reiches Christi auf Erden" geworden ist. So rangen lange mit wechselndem Erfolge zwei Mächte um die Herrschaft der Welt: das deutsche Kaiserthum und das römische Papstthum.

Um beide Mächte bildeten sich gegliederte Kreise von Kampfgenossen: hier weltliche, dort geistliche Streiter; hier das Vasallen- und später das Ritterthum, dort die nach vielen Rangklassen abgestufte Geistlichkeit (der Klerus, die geistliche Hierarchie).

Sehen wir uns die Hülfsmächte der beiden kämpfenden Gewalten an!

Um den Kaiserthron scharte sich ein neuer Adel. Schon Karl der Große suchte den alten Stammadel zu schwächen, und zwar dadurch, daß er die Macht und Pracht des gegliederten, von seinen Vorgängern geschaffenen Hofstaates vergrößerte, was ein eifriges Drängen nach den Hofämtern zur Folge hatte. Er bildete ferner das Lehnwesen aus.

Digitized by Google

Nach seiner Ansicht gehörte dem Landesfürsten das Obereigenthumsrecht über sämmtlichen Grund und Boden des ganzen Staates, und er übte das Recht aus, die Tapferen seines Kriegsgefolges mit kleineren oder größeren Landesgebieten zu belehnen. Der neue Waffenadel (Leudes, Leute; Gasindi, Gesinde; Vassi, Vasallen) und der Hofadel erhielten demnach Grundstücke (feuda), meistens auf Lebenszeit. Dadurch scharte der Fürst den kriegstüchtigen Kern der Nation um sich.

Das Papstthum schuf sich eine ähnliche Gliederung. War bei den weltlichen Mächten der Kaiser die höchste Spitze, so war es bei dem Klerus der Papst. Hatte man dort den Heerbann, d. i. das ganze kriegstüchtige Volk in Waffen, zur Verfügung, so gewann man hier im Mönchsthum ein stehendes geistliches Heer. Der Wille des Kaisers lenkte die ganze weltliche, der Wille des Papstes die ganze geistliche Kampfgenossenschaft.

So waren die beiden riesigen Gewalten beschaffen, deren Kämpfe lange den Erdkreis erschütterten. Das stolze Ziel, nach dem beide mit eifrigster Aufbietung aller Machtmittel und Kräfte rangen, war immerfort ein und dasselbe: die Herrschaft der Welt, die Erbschaft des großen dahingesunkenen Römerreiches.

Ein König in seinem Bett.
Nach dem „Hortus deliciarum" der Herrad von Landsberg.

Im ersten Augenblicke möchte es erscheinen, als könne es keine Frage sein, daß der Sieg dem Schwerte dauernd habe zufallen müssen.

Aber man erwäge: Das Papstthum hatte, so sehr es auch sittlich gesunken war, doch noch, wenn auch umhüllt, den Schatz der Lehre Christi in sich, und „Gold bleibt Gold, auch wenn es im Schlamme liegt." Dann vermochte es durch seine geistlichen Krieger, durch die Beichtväter, mitten im Lager seiner Feinde für sich zu wirken und zu werben und damit auf unsichtbare Art die Gewalten zu entzweien, die sich von Zeit zu Zeit gegen dasselbe vereinten.

Der deutsche Kaiser stand somit oft im Nachtheile gegen den Oberhirten an dem Tiber, der, in stolzer Bescheidenheit sich den „Knecht der Knechte Gottes" nennend, die Gewalt über die Gewissen hatte, soweit die christlichen Kreuze aufgerichtet waren, und der den Schlüssel zu Himmel und Hölle in den Händen hielt.

Freilich kam es eben hauptsächlich auf die Persönlichkeiten an, die an der Spitze der weltlichen und geistlichen Macht standen. Otto der Große setzte Päpste ab; Heinrich IV., der einen Gregor VII. gegen sich hatte, mußte im Büßerhemde zu Canossa sich vor dem Papstthume in einer Weise demüthigen, daß heut noch die Erinnerung daran die Röthe der Scham auf jedes deutschen Mannes Angesicht treibt.

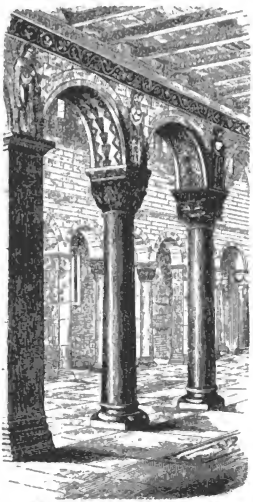
Es gab Zeiten, in denen die Abgabe des Zehnten an die Kirche eifriger gepredigt wurde als das Evangelium. Aber nicht nur Geld floß der Geistlichkeit zu, sondern auch Landbesitz. Es erfolgten viele Schenkungen von weltlichen Herren, freilich oft aus sehr unfrommen Beweggründen, z. B. um für sich, wenn man zum Beten selbst keine Lust hatte, beten zu lassen. Das Beten galt als ein „Geschäft", das die Priester am besten auszuüben verstanden. Das aus einer besseren Zeit stammende Gesetz, daß die Geistlichen keine Waffen tragen sollten, galt schon lange nicht mehr, wenigstens nicht für die oberen Geistlichen,

Digitized by Google

die Bischöfe und Aebte. Man sah solche daher oftmals in den Kriegen geharnischt an der Spitze ihrer Dienstleute daherziehen.

Was soll man aus dem Allen Anderes entnehmen, als die Wahrheit, daß das Christenthum, in dem Maße, in welchem es verweltlicht war, auch weltliche Mittel anzuwenden sich genöthigt sah, um sich zu halten! — Von der weltlichen Gerichtsbarkeit hatte sich die Geistlichkeit längst schon befreit, und es war ihr endlich auch gelungen, es durchzusetzen, daß die Krönung in Rom als nothwendig anerkannt wurde, um zur Kaiserwürde zu gelangen.

Es war Sitte gewesen, daß die germanischen Freien weder ein Steuerrecht noch eine Gerichtsbarkeit über sich anerkannten. In beiden Punkten hatten wichtige Veränderungen stattgefunden. Karl der Große verwandelte das freiwillige Geschenk von Vieh und Feldfrüchten, das die alten Freien ihren erwählten Oberhäuptern darzubringen pflegten, in eine stehende Abgabe. Auch führte er die Sitte ein, daß die Gemeinen, deren Bezirk der Fürst auf seinen Reisen berührte, ihn und seinen Hofstaat erhalten mußten. Später ward eine solche Verpflichtung auch auf kaiserliche Sendboten, endlich auf die Landesheere ausgedehnt. Auch nahm die kaiserliche Macht mehr und mehr das Recht der Gerichtsbarkeit über die Freien in Anspruch, und bald gab es im Lande eine große Zahl von Kerker-, Folter- und Henkersknechten.



Säulenhalle in der Michaeliskirche zu Hildesheim.

Die Städte begannen an Bedeutung zu wachsen, und es entwickelte sich in ihnen allmählich ein Gegendruck den mit kleineren und größeren Landestheilen belehnten Adeligen (Vasallen) gegenüber, die ihre Belehnungen vielfach erblich und sich damit aus königlichen Vasallen zu selbständigen Fürsten (Dynasten) zu machen wußten und in ihren Gebieten die Freiheit der Einzelnen völlig wieder unterdrückten.

Seit Karl dem Großen, der in Bezug auf die Entwicklung des Kulturlebens nach so vielen Richtungen hin einen erfolgreichen Anstoß gegeben hatte, begann auch die Baukunst sich zu heben. Sogar der Hörige wohnte bald nicht mehr mit dem Vieh in einem elenden, von rohen Baumstämmen und unbehauenen Steinen aufgeblockten fenster- und treppenlosen und mit Rohr oder Dünger bedeckten Stalle. Seine Behausung war eingetheilt in Wohnhaus, Scheune und Viehstall. Der adelige Grundbesitzer aber hatte schon neben dem Herrenhause außer den nöthigen Ställen ein Kellerhaus, ein Badhaus, einen Speicher, einen Kornboden. Für die Frauen war auf dem Herrenhofe ein besonderes Haus eingerichtet, Frauenhaus, auch Arbeitshaus und Webstätte genannt. Hier lagen die Frauen nach Beendigung der übrigen Wirthschaftsgeschäfte dem Weben und Spinnen ob. (Letztere Arbeit wurde noch mit der Spindel verrichtet, denn die Erfindung des Spinnrades wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert gemacht.) An diesem Geschäft nahmen sämmtliche Frauen Theil, von der Fürstin herab bis zur leibeigenen Magd. Galt es doch, den Stoff zu der Gewandung der Männer herzustellen. Karl's des Großen Mutter, Bertha, hinterließ für die Armen eine große Truhe voll Leinwand, die sie gewebt und zu der sie das Garn gesponnen hatte. An diese edle Fürstin erinnert das Sprüchwort: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann." Eine Tochter

Digitized by Google

Otto's des Großen, Luitgardis, war eine so fleißige und geschickte Spinnerin, daß man über ihrem Grabe, wie dieses auch bei Karl's des Großen Gemahlin Fastrada geschah, um sie im Tode noch zu ehren, eine goldene Spindel aufhängte.

Karl der Große hatte Baukünstler aus Italien kommen lassen, durch die in Aachen und Ingelheim große steinerne Bauwerke aufgeführt wurden, nach deren Muster in den folgenden Jahrhunderten in Deutschland an vielen Orten gebaut ward. Unter Otto dem Großen und seinen Nachfolgern begann namentlich der Kirchenbau zu blühen, auch ward in Bezug auf die Ausschmückung des Innern schon Anerkennenswerthes geleistet, wie auch gleichzeitig die Kirchenmusik und der Kirchengesang bedeutende Fortschritte machten.

Ein Wort über die Kleidung in diesem Zeitraume mag dies Kapitel schließen. Es herrschte in Bezug auf dieselbe „eine zwischen Barbarismus und Civilisation schwankende Eitelkeit." Sollen doch sogar im neunten Jahrhundert Geistliche auf den Schuhen kleine Spiegel getragen haben, um sich nach Belieben in jedem Augenblicke bequem spiegeln zu können! Der vornehme Mann trug einen auf der rechten Schulter mit einer Spange befestigten Mantel und unter demselben einen weiten, bis auf die Füße herabwallenden Rock, der mit Aermeln versehen war, wie sie jetzt noch an unserm Hemde getragen werden. Der Rock wurde über den Kopf herab angezogen und mit einem Gürtel zusammengehalten. Die Fußbekleidung bestand in Schuhen oder Stiefeln, die bis zur halben Wade reichten. Von einer Kopfbedeckung vernimmt man selten; wo sie bei bildlichen Darstellungen vorkommt, gleicht sie einer gesteiften, unten mit einem Rande versehenen phrygischen Mütze. Auch gold- und pelzverzierter Hüte wird hier und da Erwähnung gethan, namentlich bei Fürsten. Hemd und Hose werden als vom Anstande geboten getragen. Das niedere Volk trug einen kurzen Rock ohne Hemd, häufig fehlte bei ihm die Beinbekleidung. Strümpfe, die bis zum Knie reichen, kommen bisweilen vor. Wahrscheinlich entwickelte sich aus den verlängerten Strümpfen erst nach und nach die Hose.

Die Frauenkleidung zeigt nach den vorhandenen Abbildungen aus jener Zeit ebenfalls noch den Charakter der Formlosigkeit neben glänzendem Reichthume an Metall und edlen Steinen. Es wurden lebhafte Farben, Roth, Blau, Purpur und Weiß, bevorzugt; die mit Goldborten gesäumten Kleider der Vornehmen waren übersäet von Goldstickereien, deren Muster freilich wenig Geschmack verriethen. In einander gefügte Ringe oder Rauten, mit edlen Steinen besetzt, bildeten den Schmuck der Ohren. Die Schuhe waren golden oder farbig, das Handgelenk trug eine goldene Fassung. Ein besonderer Frauenschmuck war ein goldenes Halsband, mit Edelsteinen besetzt, und von dem auch noch eingefaßte Edelsteine herabhingen. Das Haupt war mit einem golddurchwirkten feinen Tuche umhüllt, das schleierartig auf Schultern und Rücken herabfiel. Auf dem Haupte einer Kaiserin, die ihr Haar in der Mitte der Stirn gescheitelt trug, prangte ein reicher, mit Edelsteinen besetzter Kronenreif.

Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Am Ende dieses Abschnittes haben wir noch den vollständigen Sieg des Christenthums über das Heidenthum in den wendischen Gebieten, vornehmlich im heutigen Pommern, nachzutragen.

Otto von Bamberg in Polen und Pommern. Zu keiner Zeit hat es an glaubenseifrigen Männern gefehlt, die es sich angelegen sein ließen, die Segnungen der christlichen Lehren weiter zu verbreiten; so auch während der Zeit der sächsischen Kaiser. Eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten aus der Regierungsperiode Kaiser Heinrich's IV. ist Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern. Er lebte im Anfange des zwölften Jahrhunderts, war also ein Zeitgenosse Gregor's VII. und Zeuge jenes hartnäckigen Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, als solcher am heftigsten tobte, bis endlich 1122 das Wormser Konkordat zwischen Kaiser und Papst zu Stande kam.

Digitized by Google

Otto von Bamberg auf dem Bekehrungszuge nach Pommern, von dem Polenherzoge festlich empfangen. Nach Emil Döpler d. J.

Digitized by Google

Auf Grund dieser Uebereinkunft überließ Kaiser Heinrich V. dem Papste Calixtus II. die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab und wahrte sich nur das Recht, daß die Wahl der Bischöfe in seiner Gegenwart vor sich gehe, und daß allein ihm die Belehnung mit den weltlichen Gütern zustehe. An dieser gütlichen Beilegung des unheilvollen Streites nahm Erzbischof Otto sehr wesentlichen Antheil.

Er gehörte zu Denjenigen, welche bei aller Liebe zur Kirche doch das Wohl des Vaterlandes und den Frieden der Welt höher stellten als die Herrlichkeit des Papstthums. Ihm galt das Christenthum wirklich als Herzenssache und sein Bisthum nicht etwa als ein Ruhebett trägen Genusses; er war sich dessen bewußt, daß er sein heiliges Amt im Namen des Erlösers zum Heile der Gläubigen zu verwalten habe. Seine Frömmigkeit, Herzensgüte und Mildthätigkeit haben ihm den Beinamen „des Heiligen" verschafft.

Otto von Bamberg stammte aus einem vornehmen, aber wenig bemittelten Geschlechte, das seinen Sitz am Bodensee hatte. Früh verwaist, empfing er seine Bildung in einer Klosterschule und erwarb sich den Ruhm großer Gelehrsamkeit. Besondere Umstände führten ihn in das ferne Polen. Als er mit der Sprache und Sitte des Landes vertraut war, ernannte ihn der Herzog Wladislav, der auf den gelehrten Deutschen aufmerksam gemacht worden war, zu seinem Kaplan. Mit Aufträgen von Seiten seines Gebieters kam er nach Deutschland zurück und wurde dem Kaiser Heinrich IV. persönlich bekannt. Längere Zeit hatte er diesem unglücklichen Fürsten treu und geschickt gedient, als ihm im Jahre 1102 das Bisthum Bamberg zutheil wurde. So kam er in die Stadt, in welcher gerade hundert Jahre zuvor der fromme Kaiser Heinrich II. den großen, prächtigen Dom zu bauen begonnen hatte.

Otto war im höchsten Sinne des Wortes ein Vater der Seinen. Alle Kirchen und Klöster seines Sprengels priesen ihn als einen weisen und gütigen Oberhirten. Insbesondere waren die Armen und Bedrängten ein Gegenstand seiner fürsorgenden Barmherzigkeit. Er entzog sich an Speise, Trank und Kleidern, was nur zu entbehren war, um es den Nothleidenden zuzuwenden. Müde endlich des weltlichen Verkehrs, zu dem sein Amt ihn nöthigte, suchte er die Stille des Klosters auf. Alle Bitten vermochten ihn nicht zu bewegen, seinen Wunsch nach Abdankung zurückzuziehen, bis ihm schließlich der Abt vermöge seiner Vollmacht über den Willen der Klosterbrüder befahl: sofort die Verwaltung seines Sprengels wieder zu übernehmen. Diesem Gebot beugte sich der Bischof.

Da traf ihn der Ruf Herzog Boleslav's III. von Polen, der mit dem Christenthume zugleich seine Oberherrschaft in Pommern einzuführen gedachte. Begeistert folgte Otto dem Verlangen, das man an ihn stellte, den heidnischen Pommern das Christenthum zu predigen. So wurde er Heidenbekehrer. Aber wie anders betrieb die damalige Zeit die christliche Mission im Vergleich zu denen früherer, namentlich aber gegenüber denen der apostolischen Zeit! Ein glänzender Zug wurde ausgerüstet; Wagen mit Vorräthen und reichen Geschenken, sammt allem Zubehör einer Kircheneinrichtung beladen, folgten dem Bischof und seiner Dienerschar in das barbarische Slavenland. Im Triumphe ging die Reise durch Deutschland zur Residenz des Polenherzogs, der den Bischof wie einen Heiligen empfing, ihm Dolmetscher und Gehülfen beigab und ihn zu dem durch Krieg und Niederlage bereits gedemüthigten Herzog von Pommern sandte. Dieser nahm den geistlichen Sendboten treuherzig und zutraulich auf und zeigte sich noch entgegenkommender, als er die kostbaren Gaben, den prachtvollen Fürstenmantel und das elfenbeinerne Scepter gewahrte, welche für ihn bestimmt waren. Zu Pyritz am Ottobrunnen wurden (Juni 1124) Tausende und aber Tausende getauft. Otto ermahnte sie, dem neugeschlossenen Christenbunde treu zu bleiben, forderte die Männer auf, alle ihre Weiber, eins ausgenommen, das sie am liebsten hätten, zu verstoßen, er warnte die Mütter vor der abscheulichen Sitte, neugeborene Mädchen zu tödten, und schied dann unter Thränen von den Neubekehrten, um weiter nordwärts zu ziehen und auch da die christliche Lehre zu verkünden. Auf der Insel Wollin sah er sich

Digitized by Google

unter furchtbaren Drohungen zurückgewiesen. Von dort begab er sich nach Stettin, wo man Anfangs gleichfalls ein feindliches Verhalten zeigte. Jedoch überwand die würdevolle Milde und die geduldige Beharrlichkeit des Bischofs nach und nach die Widerstrebenden. Zweimal wöchentlich predigte er vor den heidnischen Bewohnern des Landes, die in die Stadt kamen, auf dem Markte. Nach drei Monaten durfte er es wagen, Hand an den Götzentempel zu legen und ihn zu zerstören, um an Stelle desselben eine Kirche zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus zu gründen. Nach diesem Erfolg ward auch Wollin bekehrt und die Errichtung eines Bisthums unternommen, worauf Otto im Jahre 1125 wieder nach Bamberg zurückkehrte. — Es kann nicht verwundern, daß die Raschheit, mit welcher das Christenthum eingeführt wurde, der Festigkeit des Glaubens nicht günstig war. Gar bald schon wagten sich hier und dort die heidnischen Priester wieder hervor; Viele wandten sich zur Religion der Väter zurück, und mit ihnen legten Andere niemals die alten heidnischen Sitten ernstlich ab. Als Otto im Jahre 1128 abermals zu den Wenden zog, um seine geistliche Pflanzstätte zu besichtigen, mußte er mit Schmerz sehen, wie wenig die erste Bekehrung in das Volk gedrungen war. Und nun blieb es nicht bei Ermahnungen und Warnungen. Nicht selten mußte zum Schwerte gegriffen werden, um sich des Hasses und Zornes der zäh an ihrem alten Gottesdienst hängenden Landesbewohner zu erwehren. Erst nach und nach gelang es, unter dem Schutze des Herzogs, der am Christenthum festgehalten, dem neuen Glauben festeren Grund zu verschaffen und das abgefallene Stettin und Julin wieder zum Evangelium zurückzuführen. Indeß blieb immer noch große Erbitterung zurück, ja es geschah wenige Jahre später, daß der Pommernherzog von einem haßerfüllten Heiden umgebracht wurde.

Die verlängerte Anwesenheit des trefflichen Otto trug wesentlich dazu bei, dem Christenthum die künftige Herrschaft zu sichern. Doch dauerte es noch manches Jahrzehnt, ehe durch Gründung von Kirchen und durch Anstellung und gedeihliches Wirken von Geistlichen die alten heidnischen Anschauungen überwunden wurden und die neue Lehre festwurzelte. Noch zwei Menschenalter vergingen, bevor Rückfälle in das Heidenthum gänzlich aufhörten und die hartnäckigen Pommern, der Gewalt der Gewohnheit weichend, zu einem christlichen Volke wurden.

Eben stand der eifrige Otto im Begriffe, nach der heidnischen Insel Rügen überzusetzen, um sich daselbst womöglich die Märtyrerkrone zu verdienen, als ihn der Befehl des Kaisers Lothar nach Bamberg zurückrief. Hier starb er im Alter von 70 Jahren, hochgeehrt und weithin gepriesen als Wunderthäter, Heilsverkündiger und trefflicher Kirchenfürst, im Jahre 1139.

Digitized by Google

Gründung
der
Mark Brandenburg.

Albrecht der Bär (1134—1170).

Wir nähern uns jetzt dem Zeitabschnitte, in dem das Christenthum und das Deutschthum festen Fuß zwischen der Elbe und Oder faßten. Wie aber ist es zu erklären, daß das mächtige deutsche Volk zur Besiegung der Wenden einer so langen Zeit bedurfte, daß es, um diesen Zweck zu erreichen, so unzählig viele seiner Söhne in den Tod senden mußte? Liegt der Grund allein in der Zähigkeit, mit der die Wenden an ihren Göttern und an ihres Landes Gewohnheiten hingen?

Es wirkte noch ein anderer Grund mit, ein Grund, der so häufig das Zustandekommen großer Erfolge, zu deren Erreichung alle Mittel vorhanden sind, verhindert oder doch verzögert: Uneinigkeit der Betheiligten, Zersplitterung der Kraft. Zwist im Innern, dieser arge Feind, der dem deutschen Volke bis zum heutigen Tage schon so viele herbe Verluste bereitet hat, zog die Aufmerksamkeit der Kaiser fortwährend von den Marken ab. Ja, es

Digitized by Google

bewirkte der dem deutschen Volke in bedeutendem Maße innewohnende Geist der Zwietracht nicht allein, daß die Wenden immer und immer wieder das ihnen auferlegte Joch abzuwerfen vermochten, sondern daß sie sogar zu Zeiten von Parteien ins Land gerufen wurden und diese mit ihnen Bündnisse gegen die eigenen Bruderstämme schlossen.

Der ritterliche Mann nun, der das langerstrebte Werk mit unbezwinglicher Macht zum endlichen Abschluß brachte und damit den Grundstein zu dem preußischen Staate legte, war der Graf Albrecht von Ballenstädt. Seine Zeitgenossen gaben ihm seiner Wohlgestalt wegen den Beinamen des Schönen; auch nannte man ihn, im Gegensatze zu Heinrich dem Löwen, den Bären. Dieser Beiname ist der gebräuchlichere geblieben.

Albrecht der Bär stammte aus einem alten gräflichen Geschlechte, das bedeutende Güter in Sachsen besaß, und dem zugleich die Grafschaft Aschersleben gehörte. Deren lateinischer Name Ascharia wurde dem Sohne des von Vergil besungenen frommen Aeneas, Ascanius, zu Liebe in Ascania verstümmelt, weshalb die Ballenstädter in der Folge auch Askanier genannt wurden. (Aus einem Zweige dieses Geschlechts entsproß später der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der „Alte Dessauer".)

Albrecht der Bär, ein Vetter Kaiser Lothar's II., war zugleich ein Zeitgenosse der Hohenstaufenkaiser Konrad's III. und des berühmten Friedrich Barbarossa. Von Lothar, dem er, als dieser noch Herzog von Sachsen war, gegen seine Feinde tapferen Beistand geleistet hatte, war er zum Markgrafen der Lausitz eingesetzt worden. Bald darauf ward Lothar zum Kaiser erwählt, und Albrecht hoffte nun auf die Belehnung mit dem Herzogthume Sachsen, nicht allein seiner Dienste wegen, sondern auch, weil seine bedeutendsten Erbgüter in demselben lagen. Als Lothar aber Sachsen nicht ihm, dem Freunde und Vetter, sondern seinem Schwiegersohne Heinrich dem Stolzen gab, der bereits Bayern besaß, da beschloß er, seinen Forderungen mit dem Schwerte in der Hand Nachdruck zu geben.

Es kam zum Kriege, der aber für ihn unglücklich ablief. Er verlor die ihm anvertraute Lausitz, so daß ihm nur noch die Ballenstädter Erbgüter übrig blieben. Die Demüthigung des früheren Freundes mochte aber dem Kaiser gar bald bedenklich genug erscheinen, denn er dachte daran, ihn wieder an sich zu ketten. Eine Gelegenheit fand sich bald. Die Nordmark ward erledigt, und Lothar bot dem tapfern Albrecht die Verwaltung derselben an. Damit war alles früher Geschehene vergessen, und Albrecht begann (1134) muthvoll sein schweres Werk.

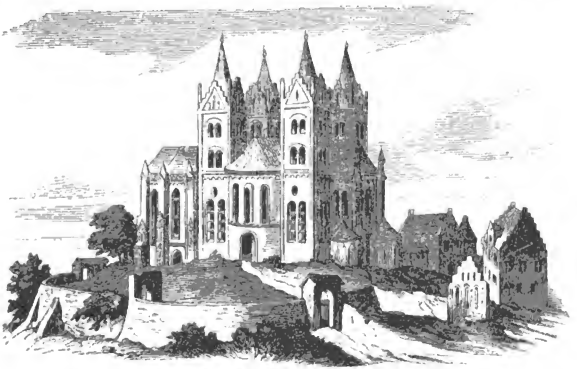
Seinem kühnen Geiste sollte vollauf Beschäftigung werden. Denn kaum war die feierliche Belehnung erfolgt, so versuchten die Wenden seine Kraft, indem sie verwüstend in Sachsen eindrangen. Albrecht zog ihnen entgegen, schlug sie und rückte den Fliehenden nach. Da kam die Nachricht von des Kaisers Tode, wodurch er sich veranlaßt sah, seine Pläne in Bezug auf völlige Besiegung der Wenden einstweilen ruhen zu lassen. War doch auch in seiner Brust die Hoffnung noch keineswegs geschwunden, endlich doch Lehnsherr des Herzogthums Sachsen zu werden! Vor Allem kam es ihm jetzt darauf an, die Wahl des verhaßten Sachsenherzoges, Heinrich's des Stolzen, zum Deutschen Kaiser zu verhindern. Seinen und gleichgesinnter Freunde Bemühungen gelang es in der That, den Hohenstaufen Konrad III. auf den Thron zu bringen, der alsbald Heinrich dem Stolzen Sachsen absprach und es Albrecht dem Bären verlieh. Damit war die Fackel des Krieges in Sachsen hineingeschleudert, ein wilder Kampf entbrannte zwischen Heinrich und Albrecht und ihrem gegenseitigen Anhange. Plötzlich starb Heinrich, doch wurde der Kampf von seiner Partei zu Gunsten seines Sohnes, Heinrich's des Löwen, gegen Albrecht fortgesetzt. Wie tapfer auch der Bär sich wehrte, er mußte gegen seine Feinde, die an Zahl und an Mitteln zur Kriegsführung reicher als er waren, zuletzt unterliegen; sogar seine Güter, unter ihnen seine Stammburg, wurden verwüstet (1140). So war von der Gegenpartei nicht nur Sachsen vollständig in Besitz genommen, sondern Albrecht hatte auch die Nordmark räumen müssen, die dem Grafen Rudolf von Stade übergeben ward.

Digitized by Google

Daß der Bär nicht also geartet war, sich mit einem verfehlten Versuche zufrieden zu geben, erkannten die deutschen Fürsten jedoch rechtzeitig, und es ward deshalb eine Einigung angestrebt, die auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. (1142) zu Stande kam. Albrecht entsagte seinen Ansprüchen auf Sachsen, das Heinrich der Löwe inne hatte, dagegen wurden seine Rechte auf die Nordmark und seine anhaltischen Stammlande anerkannt.

Nun vermochte Albrecht die ganze Kraft seines reichen Geistes und ritterlichen Armes der Nordmark zuzuwenden, die, ihrer ursprünglichen Bestimmung zufolge, nicht nur ein Bollwerk gegen die Wenden, sondern zugleich eine Feste sein sollte, um von hier aus Christenthum und Deutschthum in das Wendenland hineinzutragen. Zu statten kam es seinen Bestrebungen, daß das Christenthum im Osten und Norden des Wendengebietes Annahme gefunden, das wendische Heidenthum dagegen an Kraft verloren hatte.

Ebenso nützlich erwies sich ihm die Befreundung mit dem wendischen Fürsten Pribislav, der im Havellande und der Zauche gebot, und der seinen Wohnsitz in Brandenburg hatte.



Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg.

Pribislav sowie seine Gemahlin Petrussa, eine norwegische Prinzessin, waren längst im Stillen dem Christenthum zugethan. Sie waren kinderlos, und es hatte ein Neffe von Pribislav, Namens Jazzo, die nächste Anwartschaft auf die Herrschaft des Landes. Da dieser jedoch mit Lebhaftigkeit dem wendischen Heidenthum anhing, so wünschte ihn Pribislav nicht zu seinem Nachfolger. Endlich, im Jahre 1136, traten Pribislav und Petrussa öffentlich zum Christenthum über. Albrecht wohnte der Feierlichkeit als Taufzeuge bei. Der herbeigerufene Geistliche, der die Taufe zu vollziehen hatte, blieb als Erzpriester in Brandenburg; der Triglafftempel auf dem Harlunger Berge wurde in eine christliche Kirche umgewandelt, die den Namen Marienkirche erhielt. O. Schwebel, der treffliche Kenner brandenburgischer Alterthümer, berichtet über dies Gotteshaus Folgendes: „Prangend genug schaute diese erste Marienkirche der Mark über die Havelseen und ihre mit rauschendem Waldesgrün geschmückten Ufer hin. Vier Thürme standen, mit zierlichen Spitzen und golden blinkenden Knöpfen versehen, an den Ecken des Gebäudes; im Osten grüßte der hohe Chor mit seinen drei Kapellen herab, auf den drei anderen Seiten befanden sich zwischen den Thürmen halbkreisförmige Kapellen-Vorbauten. Die Ornamentirung des ganzen Baues athmete zwar den strengen, schlichten Geist des älteren romanischen Stils; aber für welch ein

Digitized by Google

Wunderwerk mußte nicht der harmonisch-schöne Bau in den Wendenlanden gelten, in denen die Kunst, in Stein zu bauen, noch unbekannt war! Von den Wänden blickten ernst die Heiligen herab, die ein Mönch aus Magdeburg oder Hildesheim auf den goldschimmernden Grund gemalt hatte, und rühmend verkündeten Inschriften die Frömmigkeit des in Gott ruhenden Kaisers Otto. Ueber die Hauptthür, die Himmelspforte genannt, breiteten Seraphe ihre Fittiche aus, indem sie anbetend vor der Himmelskönigin Maria knieten."

Die Zauche hatte Pribislav längst schon dem Sohne Albrecht's, dem nachmaligen Markgrafen Otto I., als Erbtheil vermacht. Auch das Havelland soll er kurz vor seinem im Jahre 1141 erfolgten Tode dem Stamme Albrecht's als Erbtheil bestimmt haben. Es scheint, als sei es seine Hauptsorge gewesen, das Land nicht wieder unter eine wendische Obrigkeit kommen zu lassen. Von dem Jahre 1442 an sehen wir denn auch Albrecht in dem Besitze der Feste Brandenburg, und er nannte sich von da ab nicht mehr, wie bisher, Markgraf der Nordmark, sondern Markgraf von Brandenburg. Es wurde ihm zugleich vom Kaiser die Würde des „Erzschatzmeisters des heiligen römischen Reiches" verliehen, wodurch er in die Reihe der sieben Fürsten trat, die das Recht hatten, das deutsche Reichsoberhaupt zu wählen oder zu küren, und die eben deshalb Kurfürsten genannt wurden. Die Würde der Kurfürsten war demnach nächst der des Kaisers die höchste. (Das Recht der Wahl übten damals außerdem noch aus: die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und die Fürsten von Sachsen, Böhmen und Pfalz.) Damit war das feldherrliche Amt Albrecht's des Bären in ein landesherrliches übergegangen, und er hatte das Recht gewonnen, sein Besitzthum seinem Stamme als Erbe zuhinterlassen.

Kreuzzug gegen die Wenden. Von nun ab strebte Albrecht mit aller Kraft danach, sein Landesgebiet, das etwa nur bis zur Spree sich erstreckte, bis zur Oder auszudehnen. Während der Hohenstaufenkaiser Konrad mit 70,000 gepanzerten Reitern und vielem Fußvolke einen Kreuzzug ins heilige Land unternahm, vereinigten sich mit Albrecht Heinrich der Löwe und der König von Dänemark zu einem Kreuzzuge gegen die Wenden. Heinrich der Löwe wandte sich gegen den Obotritenstamm, während Albrecht der Bär, unter dessen Banner sich die Bischöfe von Halberstadt, Münster, Merseburg, Brandenburg, Havelberg und Olmütz und viele edle Grafen des Reiches gestellt hatten, ein vereintes Heer von 60,000 Streitern in das heutige Vorpommern führte. So groß und vielverheißend dies Unternehmen begann, so klein endete es, und zwar aus dem Grunde, weil innere Uneinigkeit die Entfaltung der ganzen Kraft, die mehr als hingereicht haben würde, das Ziel mit einem Schlage zu erreichen, verhinderte. Der einzige, für spätere Zeit allerdings auch wichtige Erfolg des Unternehmens war der, daß Pommern nach zweijährigem Kampfe das Christenthum anzunehmen versprach, welchem Versprechen es auch nachkam und treu blieb. Daß der verunglückte Kreuzzug, der im Grunde nichts als ein großer Raubzug war und fast nutzlos Tausenden den Tod brachte, die Wenden zu neuen Unternehmungen antreiben würde, ahnte Albrecht, weshalb er auch dem großen Hohenstaufen Friedrich I. auf seinem Römerzuge nach Italien nicht folgte. Als dieser im Jahre 1156 zurückkehrte, hielt Albrecht die Ruhe seines Landes für so gesichert, daß er es glaubte wagen zu dürfen, dasselbe auf kurze Zeit zu verlassen, um dem Sieger seine Huldigung darzubringen und sich wegen seines Ausbleibens beim Heereszuge zu entschuldigen. Kaum aber wußten die Wenden den Bären fern, als das Feuer der Empörung in verzehrenden Flammen ausbrach. Jazzo, der Neffe des verstorbenen Pribislav, stellte sich an die Spitze seines Volkes. Es wurde nun nach alter Art durch Mord und Brand Wiedervergeltung geübt, und noch einmal gelang es den Wenden, sich in den Besitz Brandenburgs zu setzen.

Das Deutschthum faßt in Brandenburg Boden. Albrecht eilte herbei, warf den Aufstand nieder und eroberte in blutiger Kriegsarbeit Brandenburg (1157) zurück, das von jetzt ab, wie auch das Havelland nicht mehr an die Wenden fiel. Jazzo erreichte fliehend die Havel bei den in der Nähe des heutigen Spandau gelegenen Pichelsbergen.

Digitized by Google

Da seine Verfolger dicht hinter ihm waren, sprengte er in die Flut und lenkte das Roß einer Landzunge des jenseitigen Ufers des an dieser Stelle sehr breiten Havelbettes zu.

Bald schien des Rosses Kraft unter der Last des gepanzerten Reiters erschöpft zu sein. Da habe Jazzo, erzählt die Sage, zum Gott der Christen um Errettung emporgerufen und gelobt, so ihm Erhörung werde, sich taufen zu lassen. Roß und Reiter erreichten das rettende Ufer. Auf der „das Schildhorn" benannten Landzunge prangt heut eine steinerne Säule mit einem Kreuz als Merkzeichen jenes Vorganges. Albrecht zwang die Ueberwundenen mit einer Strenge, wie sie Gero geübt hatte, das Christenthum anzunehmen und Leibeigene zu werden oder auszuwandern. Doch er griff auch, nachdem die Wenden die Wucht seines eisernen Armes hinlänglich empfunden hatten, zu Mitteln anderer Art, durch die er bewies, daß er sowol als Staatsmann wie auch als Mensch die meisten seiner Zeitgenossen überragte, und darin unterschied er sich von Gero und Männern dieses Schlages. Er stellte den wendischen Adel dem deutschen Adel gleich und bahnte eine gegenseitige Verbindung durch Heirathen an. Auf diese Art verschaffte er dem Deutschthum Eingang in den wendischen Adel, an den in heutiger Zeit noch viele Namen erinnern. Er rief ferner Bewohner Flanderns und Hollands, die der Einbruch des Meeres aus ihrer Heimat vertrieben, wie auch Westfalen und Franken, die Krieg und Noth heimatlos gemacht hatte, nach Brandenburg und gab ihnen gegen bestimmten Zins, Zehnt und Dienst Ländereien in den verwüsteten Landstrichen. Indem er so dem Deutschthum eine sichere Stätte im Wendenlande zu bereiten suchte, sorgte er auch für Befestigung der geistlichen Macht. Die Bischofssitze von Brandenburg und Havelberg, die seit einhundertundfünfzig Jahren ohne bischöfliche Vertretung gewesen waren, besetzte er wieder, ordnete Errichtung von Klöstern und Kirchen an und ließ Mönche aus Deutschland herbeikommen. Daß auch dies in einem andern und bessern Sinne und Geiste geschah, als es in früheren Zeiten der Fall gewesen war, wird sich bei dem nächsten Rückblicke ergeben.

Denkmal Heinrich's des Löwen in Braunschweig. Von A. Breymann.

Als Albrecht seine Unternehmungen also befestigt sah, gedachte er seines gethanen Gelübdes, Gott am heiligen Grabe das Opfer des Dankes für den seinem Werke verliehenen Segen darzubringen, und er wallfahrtete in Begleitung seiner Gemahlin nach Jerusalem. Hier lernte er die Ritterorden der Templer und Johanniter kennen. Da nun Schwert und Kreuz ihm gleich nothwendig zur weiteren Ausbreitung seiner Macht erschienen, so wandte er sich mit der Bitte an die Ordensmeister, ihm eine Anzahl Ritterbrüder mitzugeben.

Digitized by Google

Es geschah, und er wies, mit ihnen in seine Heimat zurückgekehrt, den Johannitern die Kirche und das Kirchengut zu Werben und den Templern Müncheberg mit reichem Grundbesitze in der Umgegend der Stadt an.

Nachdem Albrecht sein Tagewerk, für ihn selbst zum Ruhm, für das Land zum Segen, vollbracht hatte, übergab er (1168) seinem tapfern Sohne Otto die Zügel der Regierung und starb bald darauf in hohem Alter zu Ballenstädt, wo auch seine Gebeine ruhen.

Otto I. (1168—1184).

Dem Markgrafen Otto, schon zu Lebzeiten des Vaters mit der schönen Judith, „der Perle Polens", Herzog Boleslav's III. Tochter, vermählt, ward bald das Glück zutheil, sein Landesgebiet durch den Sturz des mächtigen und übermüthigen Heinrich's des Löwen auch nach der Westseite hin gesichert und sogar durch einen Antheil an dem zerstückelten Lehnsland vergrößert zu sehen. Kaiser Friedrich Barbarossa hatte den Löwen, der nicht nur über zwei weit ausgedehnte Herzogthümer gebot, sondern sich auch durch seine Tapferkeit auszeichnete und vom Kriegsglücke, wie selten ein Fürst, begünstigt ward, nicht nur mit Ehren und kaiserlicher Huld bei jeglicher Gelegenheit überhäuft, sondern ihn, den von den übrigen Fürsten seines hochfahrenden Sinnes wegen Gehaßten, gegen vielfache Angriffe jederzeit zu schützen gewußt. Trotzdem verließ der Löwe seinen kaiserlichen Freund in dem gefährlichen Kampfe gegen das Papstthum, indem er, gerade in der entscheidenden Stunde, trotz der eindringlichen, ja demüthigen Bitten desselben, mit seinem starken Heerbanne heimwärts zog. Die Folge war, daß Friedrich Barbarossa nach Verlust der Schlacht bei Legnano zu Venedig einen Frieden schließen mußte, der ihn um den ganzen Preis seiner zwanzigjährigen ruhmwürdigen Anstrengungen brachte.

Aufs Tiefste verletzt und erbittert kehrte der Kaiser mit dem Reste seines Heeres nach Deutschland zurück, und sein erstes Geschäft war, den früher so geliebten Freund, dessen Knie er zu Chiavenna am Comosee umfaßt und der dennoch ihm seine Hülfe versagt hatte, zur Rechenschaft zu ziehen. Kaum war dessen schnöder Abfall in Deutschland ruchbar geworden, so loderte der Groll gegen ihn verstärkt empor, und der Löwe ward von allen Seiten mit wildem Grimme angefallen. Dreimal forderte ihn der Kaiser vor das Fürstengericht zu Goslar; endlich sprach er, da Heinrich fortfuhr, auf feindliche Anschläge zu sinnen und der kaiserlichen Vorladung auch nicht Folge leistete, die Acht über ihn aus. Damit war sein Lehn verfallen. Der Kaiser verlieh dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach die Herzogswürde von Bayern und schmückte den Grafen Bernhard von Anhalt, den jüngsten Bruder des Markgrafen Otto I. von Brandenburg, mit der Herzogskrone von Sachsen.

Allerdings waren die Lehnsverbände der sächsischen Fürsten, die sie bisher von dem Inhaber der Herzogswürde abhängig gemacht hatten, aufgelöst, auch die Erzbischöfe hatten etwas weiter gegriffen, als Recht und Gewissen gestatteten, und es blieb somit nur ein geringer Landstrich; trotzdem ward dem Hause Albrecht's dadurch ein bedeutender Zuwachs an Macht zutheil, denn ein starker übermüthiger Feind war von der Grenze entfernt und gefahrlos gemacht worden. Hierzu kam noch, daß der Kaiser dem Markgrafen von Brandenburg zugleich eine Art Lehnshoheit über Pommern verlieh — ein erster Anlaß zu vielen Fehden in den folgenden Jahrhunderten.

Auch jetzt noch wehrte sich der Löwe verzweifelt. Endlich war ihm nur noch Stade, wohin er sich auf einem Kahne die Elbe hinab gerettet hatte, als letzte Zufluchtstätte geblieben. Von seinen Vasallen verlassen, denen gegenüber er sich in den Tagen des Glückes hochfahrend, hart und habsüchtig erwiesen hatte, blieb ihm nun, wollte er anders nicht auch seine Erbgüter noch verlieren, nichts übrig, als sich dem Kaiser zu unterwerfen. Er erschien auf dem Reichstage zu Erfurt und sank, um Gnade flehend, dem Kaiser zu Füßen. Was mochte Barbarossa empfinden, wenn er des Tages von Chiavenna gedachte,

Digitized by Google

an welchem Heinrich ihn, den um Beistand Flehenden, so schmachvoll abgewiesen, so treulos verlassen hatte! Aber Haß war seinem edlen Gemüthe fern. Mit Thränen in den Augen hob er den Gebeugten auf, indem er sagte: „Du selbst bist das Werkzeug deines Falles!“

Heinrich der Löwe vor Friedrich I. zu Erfurt. Nach Ehrhardt.

An dem Reichstagsbeschluß konnte nichts mehr geändert werden, die Lehen waren an Andere vergeben. Der Rothbart gönnte dem Herzog Heinrich dessen väterliches Erbe Braunschweig und Lüneburg, doch legte er ihm die Verpflichtung auf, drei Jahre lang das beleidigte Vaterland zu meiden. — Daß des thatkräftigen Löwen Herrschaft auch Spuren heilsamer Art in den niedersächsischen und slavischen Gegenden hinterlassen mußte, liegt nahe. Ihm vornehmlich haben die norddeutschen Handelsstädte ihr rasches Aufblühen zu verdanken;

Digitized by Google

auch hat er sich um die deutschen Ansiedelungen in den wendischen Gebieten vielfach verdient gemacht. Herzog Heinrich hatte in der letzten Zeit seines Widerstandes die Pommern zum Beistande aufgerufen. Sie fielen in Brandenburg ein, wurden aber von Markgraf Otto auf's Haupt geschlagen. Bald darauf versammelte Otto die Stände seiner Lande zu Havelberg, um in Gemeinschaft mit ihnen eine Hauptstadt zu erwählen. Die gemeinsame Wahl fiel auf Brandenburg.

Kloster Lehnin. Wie sein großer Vater, war auch Otto darauf bedacht, Pflanzstätten christlicher Bildung und Erziehung zu errichten. Er gründete (1180) das nachmals so berühmt gewordene Kloster Lehnin und kurz vor seinem Tode das Kloster Arendsee. Um die Gründung des Klosters Lehnin hat die Sage ihre Fäden geschlungen. Der böhmische Geschichtschreiber Pulkawa erzählt nach einer brandenburgischen Chronik, Otto I. sei einst auf der Jagd an die damals noch von einem dichten Walde bedeckte Stelle gekommen, auf der sich später das Kloster erhob, und sei daselbst, von der Jagd ermüdet, eingeschlafen. Da habe ihm geträumt, eine Hirschkuh sei so heftig auf ihn eingedrungen, daß er seinen Speer gegen sie habe gebrauchen müssen. Während seine Gefährten den Traum als eine himmlische Mahnung auslegten, an dieser Stelle eine Burg gegen die widerspenstigen Wenden zu erbauen, beschloß Otto daselbst ein Kloster zu gründen, um den Heiden mit den Waffen der Kultur entgegen zu wirken. Otto's Gebeine ruhen in dem Kloster Lehnin, dessen Trümmer heut noch von seiner einstigen Größe Zeugniß ablegen. Die Klosterkirche ist neuerdings restaurirt worden. Dem Markgrafen Otto folgte sein Sohn

Otto II. (1184—1205).

Fast noch größere Gefahr, als früher von Heinrich dem Löwen, drohte jetzt dem jungen Staate von Seiten des Königs von Dänemark, der seine Macht auf Pommern auszudehnen bestrebt war und die Belehnung desselben an Brandenburg so wenig wie die Pommerherzoge anerkennen wollte.

Dänemark stand damals auf dem Gipfel seiner Macht, daher seine Gegnerschaft nicht gering anzuschlagen war. Die Lage Otto's noch zu verschlimmern, wirkte folgender Umstand. Friedrich Barbarossa hatte sein ruhmreiches Leben in Kleinasien auf einem Zuge nach dem heiligen Lande (1190) beschlossen und sein Sohn Heinrich VI. war ihm auf dem Kaiserthrone gefolgt. Durch ihn veranlaßt, gelobte Otto, an einem Kreuzzuge Theil zu nehmen. Da er nun aber in der Folge erkannte, welche Gefahr seiner Herrschaft drohe, wenn er sein Land auf längere Zeit verlasse, zögerte er mit der Erfüllung des gethanen Gelübdes. Diesen Umstand nahm der Erzbischof von Magdeburg wahr, der längst schon dem Markgrafen grollte, weil dieser die Einkünfte der Geistlichkeit verkürzt hatte, und er bedrohte ihn mit dem Fluche der Kirche, wofern er sich nicht, seinem Versprechen gemäß, an dem bevorstehenden Kreuzzuge betheilige. Otto erwiederte diese Drohung mit Spott gegen den „dicksten Mann der Kirche". (Der Erzbischof war von einem solchen Umfange, daß seine Füße ihn nicht zu tragen vermochten.) Da sprach der Erzbischof den Bann über ihn aus und ließ durch die Priester folgende „fromme" Lüge verbreiten: Otto habe, an seiner Tafel sitzend, im Uebermuthe gesagt: Sei Jemand im Banne, so nähme ja wol kein Hund einen Bissen von ihm. Wohlan, er wolle des Sprüchworts Wahrheit erproben! Damit habe er einem Hunde von der fürstlichen Tafel einen fetten Bissen zugeworfen. Der Hund aber sei, nachdem er das Fleisch berochen, ohne es anzurühren, davongeschlichen. Erschreckt über diesen Umstand habe nun der Markgraf befohlen, den Hund einzusperren und ihm außer dem Fleische keine andere Speise vorzulegen. Doch der Hund sei von dem Markgrafen nach Verlauf von dreien Tagen in einem Winkel hockend gefunden worden, während das Fleisch unberührt vor ihm gelegen habe. Als aber darauf ein Anderer dem hungernden Hunde Nahrung zugeworfen, sei er mit Gier darüber hergefallen und habe sie verschlungen.

Digitized by Google

Es bezeichnet den Geist jener Zeit, daß diese von pfaffischer Schlauheit erfundene und eifrigst verbreitete lächerliche Erzählung im Volke vielfach Glauben fand. Otto ward in eine unheilvolle Lage versetzt. Wollte er dem erzbischöflichen Willen Genüge thun, so verletzte er als Landesherr seine Pflicht gegen sein Land; blieb er als Schützer desselben in der Heimat, so mußte er fürchten, durch seine geistlichen Widersacher seinem Volke noch mehr entfremdet zu werden, was für ihn und sein Geschlecht die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Was blieb ihm übrig, als auf Mittel zu sinnen, den grollenden und sich seiner Macht wohlbewußten Erzbischof zu versöhnen?

Das gab Veranlassung zu einem seltenen Schauspiel, das den Bewohnern Magdeburgs eines Tages ward. Alle Straßen sind gedrängt voll Menschen. In feierlichem Zuge bewegt sich eine Schar von Herren, Rittern und Edlen nach dem Dome. Hier sieht man vor dem Hochaltar den Markgrafen Otto, seinen Bruder und späteren Nachfolger Albrecht, einen Bevollmächtigten des Papstes und, auf dem Bischofsstuhle sitzend, den nur zu wohlbeleibten Erzbischof Ludolf. Eine große Zahl der angesehensten Lehnsherren sowie die Domherren des Stiftes stehen im Kreise umher. Und nun übergeben die markgräflichen Brüder, „zum Heile ihrer Seelen und um in das segenbringende Gebet der frommen Domherren eingeschlossen zu werden", ihre Erbgüter (die Anhaltischen Hausbesitzungen) dem erzbischöflichen Stuhle zum Eigenthume, mit der Bedingung jedoch, daß sie als Lehen ihnen und ihren Nachkommen wieder übertragen würden.

Durch diese Schenkung — sie wurde in späterer Zeit Anlaß zu mancherlei Fehden mit dem Erzbischofthume Magdeburg — versöhnt, sprach Ludolf den Markgrafen von seinem Gelübde frei. Otto hatte von nun an von der Geistlichkeit nichts mehr zu befürchten und konnte alle seine Kraft gegen die Dänen wenden, gegen die er sich auch rühmlich behauptete.

Otto II. starb im Jahre 1205 kinderlos, seine Gebeine wurden im Kloster Lehnin beigesetzt.

Albrecht II. (1205—1220).

Da der zweite Bruder des verstorbenen Fürsten in den geistlichen Stand getreten war, ging das Recht der Nachfolge an den dritten Bruder, Albrecht, über.

Albrecht's II. Regierung fällt in eine sehr bewegte Zeit. Es bekämpften sich zwei Gegenkönige, der Hohenstaufe Philipp und der Welf Otto IV. Letzterer war ein Sohn Heinrich's des Löwen, des Erbfeindes der brandenburgischen Markgrafen. Doch auch nach dem Tode des edlen Philipp, der durch Mörderhand fiel, erreichte Otto IV. nicht (wenigstens nicht auf lange Zeit) die Anerkennung seiner Macht, da ein Theil der deutschen Fürsten sich für die Erhebung des jungen Hohenstaufen Friedrich, eines Enkels Barbarossa's, auf den deutschen Thron erklärte. Ehe Letzterer — der später so berühmt gewordene Kaiser Friedrich II. — auf den Thron gelangte, hatte Albrecht für seine Person eine Versöhnung mit dem Enkel des sächsischen Welfen, Otto IV., angestrebt. Otto, der die Bedeutung Brandenburgs zu würdigen wußte, empfing den Markgrafen Albrecht auf seiner Burg Braunschweig mit ungeheuchelter Freundlichkeit, und es kam eine vollständige **Versöhnung der Häuser Welf und Brandenburg** zu Stande. Auf der Burg stand seit langer Zeit ein ehernes Löwenbild, welches Heinrich der Löwe, den Groll seines Herzens gegen Brandenburg damit anzeigend, gen Osten gerichtet hatte. Als Albrecht und sein Oheim, der Herzog Bernhard von Sachsen, der ihn begleitet hatte, dies Erzbild sahen, erkannten sie sogleich seine Bedeutung. Bernhard berührte mit der Hand das Haupt des Löwen und sprach: „Wie lange gedenkst du noch nach dem Osten zu schauen? Siehe, jetzt ist es Zeit, den Norden zu schrecken!" — Nicht für den Augenblick, wol aber für die Zukunft war dies Wort von großer Bedeutung, denn Brandenburg fand bei den Nachkommen Heinrich's des Löwen späterhin oftmals willige Hülfe gegen den Feind im Norden, gegen Dänemark.

Digitized by Google

Der Hohenstaufe Friedrich, innerlich wie äußerlich ein echtes Bild germanischer Kraft und Anmuth, der Anfangs seiner Jugendlichkeit wegen verspottet worden war, hatte indeß im Sturmschritte Land und Leute seiner Gegner gewonnen. Albrecht, seines Wortes eingedenk, hielt dem Welfen Treue bis zu dessen Tode. Dann suchte er Versöhnung mit dem mächtig gewordenen Hohenstaufenkaiser, der seiner dem Lehnsherrn Otto bewährten Treue und seiner in vielen Kämpfen eben so bewährten Tapferkeit gerechte Anerkennung zollte und Brandenburgs Lehnshoheit über Pommern, trotz des dänischen Einspruchs, anerkannte.

Johann I. und Otto III. (1220—1267).

Albrecht hatte, wie sein Vorgänger, die Rechte seines Hauses gegen dänische Gelüste tapfer gewahrt. Da aber seine beiden Söhne Johann und Otto bei seinem Tode noch minderjährig waren, kann es nicht verwundern, daß in Brandenburg im Hinblick auf dänische Eingriffe ernstliche Besorgnisse entstanden. Um so mehr nahm die verwittwete Markgräfin darauf Bedacht, den Söhnen eine Erziehung zu geben, damit sie befähigt würden, im Geiste ihrer würdigen Vorfahren zu regieren. In welch einem hohen Grade dies der edelsinnigen und dabei staatsklugen Frau gelang, wird die Folge lehren.

Ein Glück für Brandenburg war es, daß Waldemar, Dänemarks unternehmender und tapferer König, gerade jetzt in Kriege verwickelt war, die ihn zwangen, seine auf Brandenburg hinzielenden Pläne zu vertagen. Als sich endlich die Küstenvölker der Ostsee bis zum fernen Esthlande seiner Macht gebeugt hatten, gerieth er in Streit mit einem seiner Vasallen, dem Grafen Heinrich von Schwerin, der, eine günstige Gelegenheit benutzend, ihn gefangen nahm und ihn erst drei Jahre später gegen ein ungeheures Lösegeld und gegen Verzichtleistung auf die wendischen Ostseeländer frei gab. Es gelang dem Könige zwar, sich durch neue große Opfer vom Papste die Lossprechung von seinen Schwüren zu erkaufen, jedoch schlug ein von ihm unternommener Versuch, das Verlorene mit den Waffen in der Hand wieder zu gewinnen, fehl, und er ward gezwungen, die Eider als Grenze seines Reiches anzuerkennen.

Inzwischen hatten Johann und Otto das Alter ihrer Volljährigkeit erreicht, und wohl ausgerüstet an Geist und Leib traten sie die Regierung des Landes an, aller Welt beweisend, daß sie der Väter würdige Söhne seien. Mit jugendlichem Muthe nahmen sie die Fehden an, die ihnen alsbald von verschiedenen Seiten angeboten wurden, schlugen sich tapfer mit den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt und dem Markgrafen von Meißen herum und steckten die Schwerter nicht eher in die Scheiden, bis ihnen ihr gutes Recht zugestanden ward. Rühmlicher noch, als durch ihre Ritterlichkeit, glänzten sie durch eine Eigenschaft hervor, die man unter Brüdern, zumal in einer Stellung, welche flammenden Ehrgeiz hervorzulocken nur zu sehr angethan ist, selten findet — durch die Einigkeit, in der sie gemeinsam die markgräfliche Würde bekleideten, und die niemals durch Neid und Eifersucht von der einen oder der andern Seite gestört wurde. Wie ihr Vater in der letzten Zeit seines Lebens, hielten auch sie treu zu dem Kaiser Friedrich II. und achteten der Bannstrahlen nicht, die von päpstlicher Seite auf ihn geschleudert wurden, ja sie gestatteten es der Geistlichkeit des Landes nicht, die Banneserklärung von den Kanzeln bekannt zu machen.

Von gleich gutem Erfolge, wie ihre Fehden mit dem Markgraf von Meißen sowie den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt war ihr *Kampf gegen die pommerschen Herzöge*. Letztere sahen sich endlich gezwungen, die Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern anzuerkennen und die Uckermark sowie das Land Stargard an Brandenburg abzutreten (1244).

Jetzt richteten sie ihre Blicke nach dem Osten, auf das Slavien geheißene Land jenseit der Oder, das, sparsam bevölkert und meist noch bedeckt mit Wäldern und Mooren, zu jener Zeit der Tummelplatz wilder Kämpfe zwischen Polen und Pommern war. Hier hatten die Templer in Soldin und bei Küstrin bereits Niederlassungen begründet. Die Markgrafen gingen über die Oder (1257), schlugen einen ihnen entgegenrückenden polnischen

Digitized by Google

Heerhaufen in die Flucht, nahmen eine Stellung an der Warthe und legten in dem gewonnenen Landstriche, der später den Namen Neumark erhielt, den Grund zu den Städten Landsberg, Bärwalde, Neudamm, Königsberg und Arnswalde. Das Land Lebus brachten sie durch Kauf an sich und gründeten in demselben die Stadt Frankfurt. Auch ward der Besitzstand des Landes durch Otto's Vermählung mit der Tochter des böhmischen Königs Wenzel erweitert, indem die Städte und Landschaften Bautzen, Görlitz, Löbau und Lauban der Markgrafschaft einverleibt wurden. Die trefflichen Brüder, deren Ansehen so hoch gestiegen war, daß sie in Deutschland den mächtigsten Fürsten gleichgeachtet wurden, besetzten die gewonnenen Gebiete mit deutschen Einwanderern, förderten durch weise Einrichtungen das Aufblühen der Städte und erwiesen sich freigebig gegen Kirchen und Klöster wie gegen die Orden der Templer und Johanniter. Sie gründeten das Kloster Chorin. Johann starb 1266, Otto folgte dem tapfern Bruder und treuen Gefährten seines Lebens in dem darauf folgenden Jahre.

Otto IV. mit dem Pfeile (1267—1308).

Otto mit dem Pfeile war der älteste Sohn des verstorbenen Markgrafen Otto, dem nun die Aufgabe zufiel, Schützer und „Mehrer" des Landes zu sein, und der sich dieser Aufgabe vollkommen gewachsen zeigte. Mit der Benennung „mit dem Pfeile" hat es folgende Bewandtniß. Bei der Belagerung von Staßfurt erhielt Otto einen Pfeilschuß in den Kopf. Das Eisen war so tief in den Kopf gedrungen, daß es, ohne den Markgrafen in Lebensgefahr zu bringen, von den Aerzten nicht ganz entfernt werden konnte. Dessenungeachtet ging Otto seinen kriegerischen und friedlichen Beschäftigungen nach. Erst einige Zeit später löste sich das Eisen von selbst aus dem Kopfe und die Wunde heilte. Dieser Vorfall, der zugleich den tapfern Mann kennzeichnet, erklärt jene Benennung.

Otto, der zugleich ein Freund der Wissenschaften war, scharte nicht nur tapfere Kriegsmänner, sondern auch gelehrte Männer, namentlich Mathematiker, Baumeister und Sternkundige, um sich. Er selbst hat sich der Nachwelt als Minnesänger bekannt gemacht.

Wie in jener Zeit im Großen Kaiserthum und Papstthum, rangen im Kleinen auch weltliche Fürsten und Erzbischöfe mit einander. Otto, von dessen Frömmigkeit seine Zeitgenossen Rühmliches zu erzählen wissen, trug gleichwol kein Bedenken, den Erzbischof von Magdeburg mit aller Macht zu befehden. Es war ihm nicht gelungen, die Wahl seines Bruders Erich zu dem erzbischöflichen Amte durchzusetzen und damit von einer Seite her seinem Lande Sicherheit zu verschaffen. Daher sein Groll gegen den an seines Bruders Statt zum Erzbischofe gewählten Günther. Er sagte diesem Fehde an und zog gegen ihn. Schon war er Magdeburg nahe und rief in seinem feurigen Uebermuthe: „Dort, im Magdeburger Dome, ihr Leute, werden wir bald unsere Rosse füttern!" — Dies Wort kam früher nach Magdeburg, als Otto, und kaum vernahm es Günther, so versammelte er Edle und Bürger auf dem Marktplatze, entfaltete die Fahne des heiligen Mauritius, des Schutzpatrons von Magdeburg, und entflammte, auf den vermessenen Ausspruch des Feindes verweisend, in feuriger Rede die Menge zu wilder Kampflust. Alles griff zu den Waffen, und hinaus zog der Bischof mit starker Macht, den Brandenburgern entgegen. Es kam zu einer äußerst blutigen Schlacht, in der Otto unterlag und mit dreihundert Knappen und Rittern in Gefangenschaft gerieth (1277). Im Triumphe, unter Verwünschungen, Drohungen und Gespött, ward er in die Stadt geführt, ohne indeß den Anblick eines Gebeugten zu bieten. Dies erregte den Zorn des Kirchenfürsten im höchsten Maße, und um den ritterlichen Feind zu demüthigen, griff er zu einem schmachvollen Mittel. Es ward auf einem öffentlichen Platze von Balken und starken Sparren ein Käfig erbaut und Otto in denselben eingesperrt und den Magdeburgern zur Schau gestellt. Elende Kost war seine Nahrung, Stroh sein Lager.

Digitized by Google

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck die Kunde von einer so verabscheuungswerthen Handlungsweise auf Otto's Brüder und seine Gemahlin Hedwig machen mußte. Erstere fielen verheerend in das Magdeburgische ein, ohne indeß dadurch die Befreiung des Markgrafen zu erwirken.

Da erschien eines Tages bei der Markgräfin der vor längerer Zeit mit Härte aus dem markgräflichen Dienst entlassene Johann von Buch, auf dessen Rath sie Alles, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß, zusammenraffte und sich nach Magdeburg begab. In kurzer Zeit war es ihr gelungen, die Domherren und Dienstmannen durch Geldspenden für sich zu gewinnen.

Alsbald ward in dem Kapitel (der Rathsversammlung der Domherren und Stiftsgeistlichen) für Freilassung des Gefangenen gegen ein Lösegeld von viertausend Mark Silber (etwa 56,000 Thaler) gestimmt. Otto gab sein fürstliches Wort, dies Geld in vier Wochen herbeizuschaffen oder freiwillig in die Gefangenschaft zurückzukehren. So ward er vorläufig frei.

Aber woher eine so große Summe nehmen? — Und wieder wußte der alte treue Johannes von Buch Rath. Er führte den Markgrafen in die Kirche zu Angermünde, zeigte ihm einen von Eichenholz verfertigten und mit dicken eisernen Bändern wohlbeschlagenen Kasten und sagte: „Hier findet Ihr, was Ihr bedürft. Euer Vater vertraute meiner Treue diesen Schatz, um ihn seinen Söhnen zu überantworten, wenn sie einmal keinen Rath mehr wüßten.“ — Der Kasten enthielt weniger als viertausend Mark an Gold- und Silbermünzen, das an der geforderten Summe Fehlende mußte durch eine Steuer herbeigeschafft werden. Einige Forscher behaupten, der Schatz sei nicht in Angermünde, sondern in Tangermünde aufbewahrt gewesen, welche letztere Stadt zu jener Zeit vielfach Angermünde genannt worden sei.

Vor Ablauf der ihm gestellten Frist erschien Otto wieder in Magdeburg und händigte dem Erzbischof das Lösegeld ein. „Wir sind also aus einander von Stund an?“ sagte der Markgraf, als er sich wieder auf sein Roß geschwungen hatte. Der Erzbischof und die Domherren stimmten zu. „Pah“, rief Otto, „ihr wißt doch wahrlich noch nicht einen brandenburgischen Markgrafen zu schätzen!“ — Darauf fuhr er, wie die Magdeburger Chronik berichtet, „kühnlich“ fort: „Ihr solltet mich auf ein Roß gesetzt haben mit aufgerichteter Lanze und mit Gold und Silber überziehen lassen, so hättet ihr mich recht geschätzet!“ — Lachend sprengte er, den Entschluß der Erneuerung der Fehde im Herzen tragend, zum Thore hinaus. — Der Bischof soll hinterher, wie es heißt, erfahren haben, auf welche Art man das Kapitel gewonnen habe, und aus Aerger darüber in eine schwere Krankheit verfallen sein. Gewiß ist, daß er bald darauf starb.

Als es dem unverzagten Markgrafen später dennoch gelang, die Wahl seines Bruders Erich zum Erzbischof von Magdeburg durchzusetzen, hielten es die Magdeburger für rathsam, sich mit ihm in ein gutes Vernehmen zu setzen. — Des Markgrafen Trachten ging auch ferner dahin, in Fehden gegen Mecklenburg, Pommern und Polen Ehre und Gewinn einzuheimsen, aber er sah sich trotz seiner Tapferkeit vom Kriegsglücke nicht sonderlich begünstigt. — Durch Kauf gelangte er in den Besitz der Mark Landsberg, der Pfalz Sachsen und der Niederlausitz.

Waldemar (1308—1319).

In Waldemar, dem Nachfolger Otto's, schienen sich alle hervorragenden Eigenschaften seines Geschlechts vereinigt zu haben. Wiewol er sehr jung zur Regierung gelangte und ihn häufig sein rasches Blut zu raschem Thun trieb, so fehlte es ihm doch nicht an Besonnenheit in der Wahl seiner Mittel, bei denen er leider bisweilen wenig danach fragte, ob das Sittengesetz dieselben verwarf oder nicht. Kraftvoll in der Durchführung seiner Absichten,

Digitized by Google

ausdauernd bei Hindernissen, unverzagt in den drohendsten Gefahren, strebte er unablässig danach, die Mark zu einem großen Mittelreiche zwischen dem skandinavischen Norden und dem deutschen Süden zu erweitern — ein Gedanke, dessen Verwirklichung einem andern ruhmreichen Geschlechte vorbehalten blieb.

Von diesem Plane erfüllt, machte er seinen Zeitgenossen ringsum genug zu schaffen. Seine Kühnheit erregte weithin durch das deutsche Land, je nachdem, was er vollführte, Furcht und Schrecken, oder sie fand Anerkennung und Bewunderung. Unparteiische Zeugen seiner Thaten gaben ihm den Beinamen „der Große".

Otto IV. beim Erzbischof von Magdeburg. Zeichnung von B. Wörlitz.

Unter dem kräftigen Geschlechte der Askanier waren die gewerbe- und handelsreichen Städte im Nordosten zu großer Blüte und erhöhtem Ansehen gediehen. Die Geldnoth der Fürsten zwang diese nach den vollen Säckeln der Städter auszuspähen und diesen ihre Zölle und Hoheitsrechte zu verpfänden. Hierdurch gelang es nicht selten den vereinigten Kräften der Bürger, den verwüstenden Fehden und Plünderungen des Adels im Weichbilde ihrer Gemeinden und darüber hinaus Einhalt zu gebieten.

Was der kräftige Mannesmuth in einem solchen Gemeinwesen vermochte, das zeigte sich damals im Verhalten der streitbaren Bürger von Stralsund, als der Dänenkönig Erich die Stadt mit Raub und Brand heimsuchte, diese aber nicht allein ungebrochen, sondern sogar siegreich aus dem Zerwürfniß hervorging.

Waldemar stand in diesem Streit auf Seite der tapferen Stralsunder. Aber es ward ihm nicht so leicht, wie seinen bürgerlichen Bundesgenossen, sich seiner Haut zu wehren. Er war der Stadt zu Hülfe gezogen, als sie gerade am ärgsten von dem Fürsten Witzlaw

Digitized by Google

von Rügen und dessen Lehnsherrn, dem Könige von Dänemark, bedrängt ward. Unterdessen waren die dem Dänenkönige gegen Waldemar verbündeten Fürsten und Herren herangezogen und hatten den thatenlustigen Markgrafen so umstellt, daß sich das drohende Ungewitter bald mit aller Wucht über seinem Haupte entladen mußte. Denn gegen ihn hatten sich noch mit dem Dänenkönig verbündet: die Beherrscher von Schweden und Norwegen, die Könige von Polen und Ungarn, die Herzöge und Grafen von Mecklenburg, Lauenburg, Meißen, Holstein und Schwerin und der mächtige Erzbischof von Magdeburg. Waldemar dachte jedoch nicht daran, sich vor der Uebermacht zu beugen. Unverzagt rückte er dem ihm vielfach überlegenen Feinde entgegen, und es kam bei Gransee zu einer mörderischen Schlacht. Waldemar verrichtete Wunder der Tapferkeit. Wo die Gefahr am größten war, sah man sein Schwert blitzen, doch er mußte zuletzt das Schlachtfeld den Feinden überlassen. Er hatte es nicht über sich zu bringen vermocht, mit seinem Angriff auf den an Zahl übermächtigen Feind, wie Kriegsverständige es ihm gerathen, bis auf das Eintreffen von Verstärkungen zu warten.

Sein und seiner Getreuen Widerstand war indeß derart gewesen und das vereinigte feindliche Heer hatte so schwere Verluste erlitten, daß, als der Dänenkönig zur Dämpfung eines Aufstandes in seine Heimat plötzlich zurückzukehren sich gezwungen sah, den übrigen Bundesgenossen der Muth entwich, den Kampf gegen Waldemar fortzusetzen. So kam es (1317) zum Friedensschlusse zu Templin, durch welchen dem Markgrafen der ungeschmälerte Besitz seines ganzen Gebietes zugesichert ward.

Der Widerstand Stralsunds und Waldemar's Antheilnahme an dem Kampfe gegen die Dänen verdient um deswillen hier besonders hervorgehoben zu werden, weil seit jener Niederlage die dänische Macht für eine geraume Frist nicht wieder über den ganzen Nordosten Deutschlands zur Oberhand zu gelangen vermochte. Nur auf eine ganz kurze Zeit gelang es später, dem Dänenkönig Waldemar II., dem deutschen Norden seine Oberherrschaft aufzuzwingen.

Im Hinblick auf die Niederlage Waldemar's bei Gransee verdient noch insbesondere die schwere Lage, in der er sich befand, hervorgehoben zu werden. Die Stralsunder konnten hinter ihren festen Mauern und ihren vierzig Wehrthürmen dem Angriffe gelassen entgegensehen und durften bei einer längeren Belagerung auf die Ermüdung und Uneinigkeit der fürstlichen und adeligen Widersacher hoffen, zumal denselben auch das Geld bald ausging. Waldemar's ausgedehnte Besitzungen aber lagen vor dem Einbruche der sich überall geltend machenden Uebermacht offen da. Der Feinde waren so viele, daß sein Untergang zweifellos war, wenn sie ihm gleichzeitig kräftig zugesetzt hätten. Standen doch außer den oben angeführten dänischen Vasallen und anderen kleinen und großen Herren selbst die ihm nahe verwandten Anhaltiner im Bunde mit Erich.

Im Osten rüstete Polen, ja sogar moskowitische Scharen waren wider Brandenburg aufgeboten. Und dabei konnte Waldemar sich auf seine eigenen Vasallen nicht verlassen. Viele grollten ihm wegen seines strengen Regiments, Viele wegen seines Bundes mit den verhaßten Städtern. Vielleicht hätte Waldemar sich schon früher auf die Seite der Letzteren gestellt, wenn er dabei auf irgend eine Unterstützung von Seiten des Reichs oder des Kaisers hätte rechnen dürfen. Allerdings herrschte damals der hochherzige Heinrich VII. von Luxemburg, dem es wirklich Ernst um Macht und Ehre des Reiches war. Aber er war, wie leider so Viele seiner Vorgänger, zu sehr mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt, als daß es ihm möglich gewesen wäre, sich um die fernen Ostseeländer zu kümmern. Sein Vorgänger, der selbstsüchtige Albrecht, hatte das wichtige Lübeck und die Ostseeküsten geradezu und ausdrücklich dem König Erich preisgegeben. Er nannte ihn „seinen Freund, den König der Dänen und Slaven."

Ebenso unerschrocken, wie sich Waldemar weltlicher Macht entgegenstellte, ebenso kühn erhob er das Haupt der geistlichen Macht gegenüber, sobald diese, seiner Meinung nach, nicht innerhalb der Grenzen des ihr vom Geiste der Religion bestimmten Berufes blieb.

Digitized by Google

Markgraf Waldemar nach der Schlacht von Grunsee sammelt seine Scharen.
Zeichnung von A. de Neuville.

Digitized by Google

Geistliche Drohungen beantwortete er durch Verjagung der Priester; der päpstliche Bannstrahl kümmerte ihn nicht. Wie sein ganzes Haus, war auch er den Dichtern seiner Zeit zugethan, die seine Thaten vielfach in Liedern verherrlichten, worauf näher zu verweisen uns weiterhin die Schilderung des hochgepriesenen Festes im Rosengarten bei Rostock Anlaß bieten wird. Große Entwürfe im männlichen Herzen tragend, starb er plötzlich in der Kraft seiner Jahre (1319). — Er ward in dem Kloster Chorin beigesetzt. Aber vergebens sucht man heute die Stätte, welche die Gebeine des Helden birgt, ein Umstand, wohl geeignet, den Beschauer der Klosterruine in tiefster Seele an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes zu mahnen. Kurze Zeit nach dem Tode Waldemar's sank auch der letzte Sproß des heldenmüthigen Geschlechtes der Askanier ins Grab.

Der Städtebund der Hansen.

Wir haben in vorstehendem Abschnitt Veranlassung gehabt, der steigenden Blüte der Städte Erwähnung zu thun, und da wir noch oft der Bedeutung der von ihnen geschlossenen Verbindungen gedenken werden, so erscheint es an der Zeit, einen Blick auf die Entstehung jener bald so gebietend auftretenden Bündnisse zu werfen, welche um diese Zeit bereits begonnen hatten, großen Einfluß zu üben.

Der mächtige Bund der Hansen entstand und kräftigte sich in jener Zeit, in welcher der kaiserliche Arm zum Schutze von Handel und Wandel sowol in den rheinischen Städten, wie in den See- und Binnenstädten, vornehmlich in den Städten im Nordosten Deutschlands, zur Abwehr von Unbill sich als ohnmächtig erwies. Raubritter und Wegelagerer machten Weg und Steg unsicher, und die Küstenplätze sahen sich den Ueberfällen durch Seeräuber in steigendem Maße preisgegeben. Gegen solche Feinde halfen weder Reisige noch kaiserliche Schutzbriefe, kraft welcher die zur Messe oder auf einen Marktplatz reisenden Kaufleute sich und ihre Güterwagen durch Bewaffnete beschützen lassen durften, welches wenigstens einige Sicherheit bot.

Zur „kaiserlosen" Zeit kehrte sich jedoch keiner der adeligen und unadeligen Räuber an Geleitsbriefe — diesen Strolchen gegenüber half nur ein Mittel: „Blut und Eisen". Bereits hatte der kräftige Geist des Bürgerthums sich glänzend kundgegeben, als der Dänenkönig Erich mit 80 großen Schiffen und 7000 Gewappneten vor Stralsund erschien. Während er den Sund gesperrt hielt, schlossen die Scharen der Fürsten von Rügen, von Holstein, Schleswig, Braunschweig und mehrerer wendischen Fürsten die Stadt von der Landseite ein. Unversehens jedoch stürmten die Stralsunder aus den Thoren, brachen in die Wagenburg der Sachsen ein, erschlugen einen großen Theil der Vertheidiger derselben, plünderten das Lager und kehrten mit reicher Beute und zahlreichen Gefangenen jubelnd hinter ihre Mauern zurück. Die Zahl der edlen Herren, die in diesem und in anderen glücklichen Ausfällen eingebracht wurde, war so groß, daß ein Lösegeld von achttausend Mark Silber für sie einkam. Da wurden die vornehmen Herren des Liegens vor den festen Mauern bald überdrüssig. Statt Beute und Ruhm hatten sie nur Schande und Schaden geerntet, statt Schmausereien und lustiger Gelage herrschten im Lager Mangel und Krankheit. Deshalb schlich gegen den Herbst Einer nach dem Andern davon, und endlich kehrte auch Erich voll Ingrimm und Scham nach Hause zurück.

Drohenden Gefahren zu begegnen, schlossen nun die selbst während der argen Zeit des Faustrechts fortblühenden Handelsstädte am Rhein und Main sowie in Oberdeutschland, namentlich die bereits schon sehr angesehenen Seestädte Hamburg an der Elbe und Lübeck an der Trave, Bündnisse unter einander ab. Vereinigt glaubten diese Städte sich leichter gegen ihre Feinde und deren Sippschaften schützen zu können, mit vereinigten Kräften gedachten sie auch den begehrlichen Gelüsten ihrer mächtigen Nachbarn, insbesondere den Königen von Dänemark, von Norwegen und Schweden, entgegenzutreten.

Digitized by Google

Im Jahre 1241 verbanden sich Hamburg und Lübeck zu dem Bündnisse der Hansa, dem sich bald darauf noch eine große Zahl von Städten anschloß. Dieser Städtebund entwickelte in kurzer Zeit eine gewaltige Macht, eine Macht, die nicht allein das Königreich Dänemark mit Krieg zu überziehen wagte, sondern auch aus diesem Kriege siegreich hervorging.

Zur Zeit, als die Hohenstaufen im Kampf gegen das Papstthum und dessen Bannerträger elendiglich untergingen, regierte in Dänemark Waldemar II. Es gelang ihm, die wendischen, heute mecklenburgischen und pommerschen Küstenplätze in Abhängigkeit zu bringen, so daß er das Gestade längs des Baltischen Meeres von Holstein bis Esthland beherrschte. Natürlich ging solches nicht ohne harten Kampf ab, in welchem er schließlich selber in Gefangenschaft gerieth. Damals stritten die Reisigen und Bürger der Hansa, voran Lübeck, tapfer gegen den Bedränger.

Das Holstenthor zu Lübeck.

Lübeck hatte sein Aufgebot zu dem Heerhaufen der gegen die Dänen kämpfenden Fürsten rechtzeitig stoßen lassen, und der Feldhauptmann der Lübecker, Alexander von Soltwedel, „ein gar biederer und frommer Degen, zu Turnier und im Dienste verwegen", hatte nicht wenig zum glücklichen Ausgange der entscheidenden Schlacht bei Bornhöved (1227) beigetragen. — Sieben Jahre nach dem Schlachttage von Bornhöved standen die Städter wieder gegen die Dänen. — Der Soltwedel verscheuchte die Flotte der Dänen bald von der Mündung der Trave, und als ihm der Feind nicht auf offenem Meere Stand hielt, suchte er die dänischen Küsten mit Feuer und Schwert heim, erschien vor der dänischen Hauptstadt und eroberte und zerstörte das Schloß Kopenhagen. Seitdem suchten eine große Anzahl Städte die Verbindung mit Lübeck, unter ihnen Breslau, Krakau, voran aber das mächtige Braunschweig, in welchem sich damals schon die großen Waarenniederlagen des Handels zwischen Italien und dem Reiche befanden. Allen größeren Handelsplätzen gelüstete, an dem Segen

Digitized by Google

Theil zu nehmen, der sich durch Lübecks Macht und Ansehen und seinen immer mehr aufblühenden Zwischenhandel über sein gesammtes Gebiet ergoß.

Noch oft hatten Lübeck und die Seestädte Ursache, ihre Kriegsflotten an die Küsten von Norwegen und Schweden sowie nach den Gestaden der mißgünstigen Dänen zu entsenden, um den Willen der Hanseaten mit Gewalt durchzusetzen. Infolge der Regsamkeit der Hansastädte mehrten sich die Verbindungen der deutschen Kaufleute nach England, Flandern, Norwegen und Moskowitien. Alljährlich einmal erschienen auf der sogenannten Tagfahrt der verbündeten Handelsstädte oder dem Hansatage die Abgeordneten der auswärtigen Kontore, wie die von London, Bergen, Antwerpen, Brügge und Nowgorod, welches damals schon ein angesehener russischer Handels- und Meßplatz war. Da wurden die Angelegenheiten der Hansa berathen, alte Streitigkeiten geschlichtet, neue Bündnisse abgeschlossen.

Wegen seines mannhaften Verhaltens, seiner außerordentlichen Thätigkeit und seines Reichthums gelangte Lübeck an die Spitze des Hansabundes, welcher länger als hundert Jahre die nordischen Meere beherrschte. Hierdurch wurden alle Hansastädte reich und angesehen; wo die Schiffe der Hansa erschienen, da nahmen auch Handel und Wandel zu, und wo die tapferen Schiffskapitäne der Hansen sich sehen ließen, da flohen die Seeräuber.

Seit die Hansa jahraus jahrein eine stattliche Kriegsmacht unterhielt, jede Stadt eine eigene Truppe zum Gesammtheer zu stellen hatte, wurde die Schlagfertigkeit des Bundes gewaltig gehoben und die mißgünstigen Fürsten und Adelsherren hüteten sich, mit den streitbaren Städtern anzubinden. Diese aber verließen sich nicht allein auf ihre Reisigen, sondern sie stellten auch an deren Spitze kriegserfahrene Feldhauptleute, meist aus dem Ritterstande, die vom Bunde bezahlt wurden und den Kaufherren zu jeder Zeit „hold und gewärtig“ sein mußten. Manche derselben brachten es zu hohen Ehren; so der tapfere Simon von Utrecht und der obengenannte Soltwedel. Infolge des Luxus im Mittelalter, den man sich meist geringer vorstellt, als er gewesen ist, war die Zunahme höherer Lebensbedürfnisse, auf welche sich der erhöhte Wohlstand gründete, davon abhängig, daß der Kaufmann sich in allen Satteln zurechtzufinden verstehen mußte. Er konnte damals seine Wissenschaft nicht aus Büchern schöpfen; aber er hatte sich nichtsdestoweniger zu bemühen, daß ihm die Gesetze und Zustände der Länder geläufig wurden, wohin ihn Verkehr und Handel zumeist führten. Daher mußten die Abgeordneten zu den Tagfahrten gewiegte, welterfahrene Männer sein. Natürlich, daß auch Kunst und höhere Bildung eifrige Pflege fanden.

Die Zeit war nicht fern, in der die zum Städtebund gehörende Bischofsstadt Mainz die „goldne“ genannt wurde, und in der Brügge, Gent, Köln zu den Prachtstädten Europa's zählten. Zu Brügge, einem der Vororte der Hansa, war ein großartiger Reichthum an Waaren zu schauen. Dort fanden sich die Kaufleute aus der ganzen Welt zusammen: Moskowiter und Griechen, Spanier und Portugiesen, Normannen, Dänen, Engländer, Franzosen, Lombarden, Genuesen und Venetianer. Nach ihrer Mehrzahl gehören die Städte, die in die Hansa eingetreten waren, dem heutigen Königreich Preußen an und ihre Zahl betrug zur Zeit ihrer höchsten Steigerung 85. Wir nennen von ihnen: Anklam, Aschersleben, Berlin (damals noch ziemlich unbedeutend), Bielefeld, Braunschweig, Bremen, Danzig, Dorpat, Dortmund, Duisburg, Elbing, Frankfurt a/Oder, Göttingen, Greifswald, Gröningen, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hamm, Hannover, Hildesheim, Kiel, Köln, Königsberg i/Pr., Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münster, Nimwegen, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Soest, Stade, Stargard, Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Thorn, Unna, Wesel, Wisby, Wismar und Zwoll. Als „zugewandte Orte“ standen dem Bunde nahe: Bergen in Norwegen, Krakau, London, Groß-Nowgorod und Pleskow in Rußland. Somit dehnte sich der deutsche Städtebund vom Weichselursprunge bis zu den norwegischen Fjorden, von der Schelde bis zur Wolchow, und von der französisch-deutschen Grenze bis nach Rußland hinein aus.

Digitized by Google

Rückblick

auf die Kultur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts.

Wir haben jetzt wiederum einen Zeitraum von etwa zweihundert Jahren durchwandert, und es bleibt noch übrig, auf die Entwicklung des Kulturlebens zurückzublicken.

Freie, Unfreie, Adel. Die Mehrzahl der früheren Hörigen waren Bauern geworden, die von ihren Herren gegen Abgaben und Frohndienste Ackerstücke erhalten hatten und diese unter derselben Bedingung auf ihre Kinder vererbten. Die anderen Leibeigenen standen als Gesinde oder als Handwerker im Brote des Adels oder der Bauern. In der Nähe der Schlösser und Burgen der Adeligen lagen die Häuser und Hütten des Gesindes, der Handwerker und der Bauern — die erste Art von Dörfern. Die Macht des Guts-, Schloß- oder Burgherrn über Gesinde, Handwerker und Bauern war im Wesentlichen noch dieselbe wie zur Urzeit, nur in Bezug auf die Ausführung jener sogenannten Rechte waren Veränderungen eingetreten. Im Allgemeinen hatten die Unfreien auf geistlichen Gütern sich einer milderen Behandlung zu erfreuen, jedoch kam es auch vor, daß weltliche Fürsten die Unterthanen geistlicher Herren vor zu großer Härte derselben schützen mußten.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß unter Kaiser Heinrich I. Leibeigene, um Plätze zu gewinnen, die bei den Einbrüchen der Magyaren Halt und Sicherheit gewährten, Ortschaften mit Wällen und Mauern umziehen und Wachtdienste dort verrichten mußten, und daß aus diesen Leibeigenen nach und nach der Bürgerstand erblühte. Die den Burgen und Schlössern nahe wohnenden Unfreien wurden auch fernerhin als Eigenthum ihrer Herren betrachtet, wogegen in den Städten der Begriff der Leibeigenschaft mehr und mehr schwand. Die Begründer der Städte zogen von den Städtern, deren Gerichtsherren sie blieben, Anfangs noch Zins; da aber diese Leute nicht mehr Grund und Boden von ihren

Digitized by Google

ursprünglichen Herren besaßen, sondern von dem Ertrage handwerklicher und kaufmännischer Thätigkeit lebten, so hörte auch die Zinszahlung mit der Zeit auf. Einzelne Adelige ließen sich in den Städten nieder, hielten sich aber abgesondert von den Städtern, den späteren Bürgern, und nannten sich, zum Unterschiede von dem Landadel, Stadtadel, Patrizier, auch „Geschlechter", unter welchem Namen sie Jahrhunderte lang eine bedeutende Rolle spielten, indem sie, dem Bürgerstande gegenüber, ihre bevorzugte Stellung aufrecht zu erhalten wußten. Sie wurden auch Stadtjunker oder Glevener, von der ritterlichen Hauptwaffe, Gleve, d. i. Lanze, genannt, wogegen die zinspflichtigen Gewerbs- und Ackerleute, die noch außerhalb der Umpfählung der Stadt wohnen mußten, den Namen Pfahlburger, Schutzburger oder, von ihrer Waffe (Pike, Spieß) Spießburger hießen. Ein Schwert durfte der Burger nicht um den Leib gegürtet tragen, sondern mußte es auf Reisen entweder im Wagen mit sich führen oder es an den Sattelknopf des Pferdes hängen. Das Tragen des Schwertes galt eben als ein besonderes Vorrecht der Adeligen.

Zu Anfange des Zeitraums nun, mit dem wir es jetzt zu thun haben, war die Macht und das Ansehen der Städte schon so bedeutend geworden, daß der Landadel mit Neid und Besorgniß auf sie zu blicken und der Gedanke sich in ihm zu regen begann, sie mit Gewalt zu ihrer früheren Ohnmacht zurückzuführen. Wer weiß auch, was geschehen wäre, hätten nicht außerordentliche Ereignisse, von denen wir weiter unten sprechen werden, die Aufmerksamkeit des Adels auf lange Zeit von den Städtern abgelenkt. Während dieser Zeit nun gewannen diese an Kraft und Selbstbewußtsein genugsam, um dem Adel später mit Erfolg die Stirn bieten und sich behaupten zu können.

Auch im Stande des Adels war eine große Veränderung vor sich gegangen — er hatte sich zum Ritterstande erhoben. Zur Zeit der Errichtung des Heerbanns galt als Reisiger oder Ritter ein Jeder, der sich beim Aufrufe des Fürsten auf eigene Kosten mit Panzer und Halsberg, mit Helm und Schild, mit Schwert und Lanze auszurüsten vermochte und sich zu Rosse dem Zuge anschloß. Von einem Ritterstande als solchem war daher zu jener Zeit in Deutschland noch keine Rede. Es ist auch schon darauf hingewiesen worden, wie Heinrich I. zur Veredlung der Sitten der adeligen Reisigen, die zu seiner Zeit noch einen äußerst rohen Sinn bekundeten, die öffentlichen Schaukämpfe einführte, aus denen sich allgemach die Turniere entwickelten. Diese bewiesen sich nicht nur der Hebung der Sitten in dem eisernen Zeitalter überaus günstig, sondern auch vornehmlich der Gewerbsthätigkeit. Das Wohlgefallen an ritterlichen Spielen kam vor Allem denjenigen Gewerben zugute, welche sich mit Herstellung von Schwertern, Piken, Lanzen, Rüstungen u. s. w. beschäftigten. Die deutschen Waffenschmiede wetteiferten zu jener Zeit bereits mit den italienischen. Während Brüssel, Lüttich, Mecheln, Brügge, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg ꝛc. im Rufe standen, vorzügliche Schwerter und Harnische zu verfertigen, ja mit Mailand und Venedig zu wetteifern im Stande waren, erhielten Namur und Gent ihren schon aus den Zeiten Karl's des Großen herrührenden Ruf aufrecht, das zur Bewaffnung gehörige Lederzeug in vorzüglichster Beschaffenheit herzustellen.

Nicht nur bei Gelegenheit von Nationalfesten, sondern auch zur Feier der Ehrentage fürstlicher Personen wurden immer häufiger Turniere ausgeschrieben, zu welchen Kämpfer von weit und breit herzuströmten, um einen Preis aus der Hand schöner Frauen zu gewinnen, die von erhöhten Brustwehren den Kämpfern zuschauten. Auch begann es Sitte zu werden, daß Große bei solchen Festen feierliche Wahlsprüche verkündeten. So kamen viele fernhafte Gedanken ins Volk, und es mögen manche gute Sprüchwörter, die heute noch Geltung haben, auf diese Art entstanden sein. — Auch die Pflege des Gesangs ward nicht verabsäumt, vornehmlich die des Heldenliedes. Fahrende Sänger und gehrende (begehrende) Leute fanden meist gute Aufnahme in den Burgen und in den Behausungen wohlhabender Städter. Selbst der freie Landbewohner beherbergte die sangeskundigen Wanderer gern und ehrte die Liedersänger nach Kräften.

Digitized by Google

Der Heldenliedersänger beim Mahle. Zeichnung von B. Wörlins.

Digitized by Google

Die Kreuzzüge.

Kaum hundert Jahre nach Mohammed's Flucht aus Mekka herrschte der Islam von der Grenze Indiens bis zum Atlantischen Ozean. Alle Verhältnisse des Orients wurden allgemach durch die im Sturme errungenen Siege der Sarazenen umgewandelt. Die Araber entrissen den Persern das bis dahin behauptete Uebergewicht und bemächtigten sich des gesammten indischen Handels, ebenso beeinträchtigten sie allenthalben die Interessen der Griechen. Bis weithinein in den afrikanischen Sudan, an den wichtigsten Punkten der indischen Küste setzten sie sich fest, und es gediehen ihre Handelskolonien und verbreiteten sich über den Meerbusen von Siam nach China hin. Durch arabische Schiffe fanden die Güter des Ostens zur See massenhaft ihren Weg in die westliche Welt. Nach dem reichen Basra (im J. 630 von Omar am vereinigten Euphrat und Tigris angelegt), nach Kairo (972 unter dem Khalifen El Moës gegründet und zur Hauptstadt Aegyptens erhoben) ergossen sich die Schätze Indiens und China's, und unter den abbasidischen Khalifen blühten zu Bagdad Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe. Indeß alle dort erzeugten Güter waren nur für den Gebrauch der mohammedanischen Welt bestimmt; Alexandria, wo sich ehedem Orient und Occident begegneten, blieb den Christen verschlossen.

Konstantinopel vermochte nur auf dem Landwege einen gefährlichen und beschwerlichen Handel mit Indien und China aufrecht zu erhalten. Dieser Verkehr, am Oxus hin über das Kaspische und Schwarze Meer, machte die griechische Hauptstadt zur Vermittlerin des orientalischen Handels mit Italien, wo sich Bildung und Industrie wieder aus dem Schutt zu erheben begannen. Deutsche Kaufleute waren auf der Donau von Wien, Regensburg, Ulm, Passau, ja von Augsburg und Nürnberg aus in unmittelbaren Verkehr mit Konstantinopel getreten; selbst die Russen hatten schon ums J. 1000 Handelsbeziehungen mit Byzanz angeknüpft.

Mittlerweile war auch in Europa ein Khalifenreich erstanden, indem die Araber nach Unterwerfung Nordafrika's in Spanien eingedrungen waren und, nachdem sie bei ihrem Versuche, sich auch in Frankreich festzusetzen, geschlagen worden waren, das Khalifat zu Cordova gegründet hatten. Den Mauren Spaniens gelang es gar bald schon, den blühenden Ackerbau und Handelsverkehr der Karthager und Phönikier wieder herzustellen; kein Fleckchen Erde ließ die rührige, stetig wachsende Bevölkerung unbenutzt. Spanien wurde der Hauptberührungspunkt sarazenischer Kultur und des Handelsverkehrs im westlichen Europa. — Bald machten auch die aus dem innern Asien nach Syrien vorgerückten Turkmenen oder Türken, ihre Eroberungszüge bis ins Heilige Land fortsetzend, von sich reden, nachdem sie Jerusalem in Besitz genommen.

Die ersten Keime des auf die Verhältnisse der Völker so mächtig einwirkenden Geistes des Handels und der Schiffahrt im Mittelländischen Meere machten sich schon zu Anfang des neunten Jahrhunderts in einigen Küstenplätzen Italiens bemerkbar. Rasch entwickelte sich seitdem ein lebhafter Großverkehr zur See; der Unternehmungsgeist suchte die leichtesten und natürlichsten Wege zur Erlangung von Waaren und Gewinn auf. Namentlich war es Amalfi, welches im zehnten Jahrhundert mit seinen Handelsflotten das Meer durchfurchte. Ueberall, in Konstantinopel, Kairo, Alexandrien, siedelten sich seine Kaufleute an; Amalfi erhob sich zum großen Marktplatz für den ganzen Osten, sein Seerecht galt in ganz Italien, und die Stadt, die heute nur 4000 Einwohner zählt, hatte damals deren 50,000.

Dann erhob sich aus einem wenig beachteten Winkel des Adriatischen Meeres Venedig zu außerordentlicher Bedeutung. Erstaunliche Rührigkeit und ein großartiger Handels- und Unternehmungsgeist erhob die Königin der Adria auf eine solche Stufe, daß sie Jahrhunderte lang den europäischen Mächten beigezählt wurde. Venedigs Einfluß nach dem Oriente hin datirt aus der Zeit, als die Lagunenbewohner für die mittels ihrer Flotte den griechischen Kaisern geleisteten Dienste bald allerlei Gerechtsame erlangten, und ihre Meerherrschaft begann sich nach Ueberwindung der dalmatischen und sarazenischen Seeräuber

Digitized by Google

nach allen Richtungen auszudehnen. Auch die syrischen und ägyptischen Küsten wußten sich die Venetianer zu eröffnen, indem sie mit den Todfeinden der griechischen Kaiser, den Sarazenen, in Handelsverbindung traten.

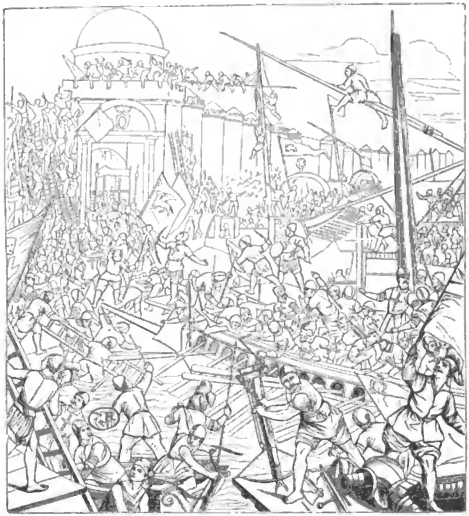
Der heilige Bernhard predigt das Kreuz in Deutschland.

Nächst Venedig waren es Pisa und Genua, in welchen der Handelsgeist und die Seetüchtigkeit Großes bewirkten, nachdem diese Städte freie republikanische Verfassungen errichtet hatten. Lange dauernde Kämpfe mit den Sarazenen machten anfänglich beide Städte zu Verbündeten; indeß ihre so verschiedenartigen Interessen führten zur Nebenbuhlerschaft, sowie zu beständigen Reibereien und entzweiten sie immer wieder von Neuem.

Bereits im elften Jahrhundert befindet sich der Seeverkehr im Mittelmeer in schönster Entwicklung; der Handel hatte angefangen, Völker, gänzlich verschieden in Sprache und Sitten, mit einander in folgenreiche Verbindungen zu bringen.

Digitized by Google

Die Bekenner des Islam besuchten die Häfen des christlichen Italiens, Christen verkehrten mit den Todfeinden des Kreuzes und erhielten in deren Ländern die Erlaubniß, die Produkte ihrer Heimat und ihres Kunstfleißes einzuführen und an mohammedanischen Plätzen sogar Handelsfaktoreien anzulegen. Wenn auch nur äußerst langsam, so wären die Früchte dieser regen Völkerverbindung doch gereift, trotz der immer entschiedener hervortretenden Gegensätze zwischen den Morgen- und Abendländern und ihren sich widerstreitenden Interessen. Aber eine andere weltbewegende Triebkraft, eine Art „umgekehrte Völkerwanderung“ machte sich geltend: die Kreuzzüge, jene tief religiöse Bewegung, welche während zweihundert Jahren die Christenheit durchzitterte.



Eroberung von Konstantinopel. Nach einem mittelalterlichen Bilde.

Es lagerte auf jener Periode eine dumpfe Atmosphäre, deren Druck keine höhere Kultur zum Aufblühen kommen ließ. — Die Welt war voll von Priestern, aber wo war ein wahrhaftiges christliches Priesterthum? Gotteshäuser erhoben sich allerorten, aber wo ging man mit Ernst ans Werk, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten? Vereinzelt fand das Christenthum wol seine Stätten, aber im großen Ganzen regierten ja doch immer noch Wodan und die übrigen germanischen Götter. Der köstlichste Schatz der Religion war durch die Selbstsucht von einer dichten Hülle umschlossen worden, auf der allerhand unverständliche Zeichen und Bilder standen, und durch die nur vereinzelte Lichtstrahlen brechen und ein Dämmerlicht unterhalten konnten. Daher das Unbefriedigtsein, das Suchen nach einem Bessern, die Sehnsucht nach dem Erkennen Dessen, von dem wenigstens eine Ahnung in den Besseren der Zeit lebte. Von Italien aus verbreiteten sich alljährlich märchenhaft klingende Schilderungen orientalischer Pracht und Herrlichkeit, aber auch die Klage, daß die heilige Stadt, wo der Heiland gelebt, gewirkt, gelehrt und gestorben, seit dem Jahre 1077 unter die

Digitized by Google

Herrschaft der Türken gerathen sei. Die Blicke Aller richteten sich seitdem mehr und mehr nach dem Morgenlande. Es begann der fromme Glaube überhand zu nehmen, daß schon der Gewinn des Heiligen Landes Erlösung von allen drückenden Uebeln bringen könne und werde. Die Mächtigen dieser Welt erkannten und theilten diese Richtung des Zeitalters, und so entstanden die Kreuzzüge.

Hätte jene Unbefriedigung mit den Zuständen und jene Sehnsucht nach einem Besseren nicht in den abendländischen Völkern gelegen, nicht die Habsucht, noch der Widerstreit der Interessen, kein umherirrender geistlicher Kreuzprediger, kein Papst, trotz seines unzählbaren geistlichen Heeres, hätte die Kreuzzüge zu Stande gebracht. Denn nicht nur schwache Kinder und leichtgläubiges Gesindel zogen nach dem Osten, um an der „umgekehrten Völkerwanderung" Theil zu nehmen, sondern der Kern des Kriegerstandes, der Ritterstand, Fürsten und Herren an der Spitze, ließ sich das rothe Kreuz auf die Schultern heften und unternahm gläubigen Sinnes die verhängnißvollsten Fahrten.

Rückkehr der Kreuzfahrer. Zeichnung von A. de Neuville.

Daß viele unlautere Gründe: die Abenteuersucht, Gier nach Beute, das Handelsinteresse, die Hoffnung, durch Theilnahme an dem Zuge von weltlichen und geistlichen Schulden ledig zu werden, päpstliche Herrschsucht — zur Fortsetzung dieser Unternehmungen trotz aller Mißerfolge hintrieben, wird Niemand in Abrede stellen. Die Seele der Unternehmungen aber blieb die Sehnsucht, zum eigenen und zum Heile der Mitmenschen in das Allerheiligste des Christenthums einzudringen.

Folgen der Kreuzzüge. Aber was gewann die europäische Welt, was unser Vaterland, daß in einem Zeitraume von zweihundert Jahren so viele Hunderttausende nach dem Morgenlande zogen, um durch Hunger und Pestilenz oder unter den Säbeln der Ungläubigen ihren Tod zu finden und ihre Gebeine in der glühenden Wüstensonne bleichen zu lassen? (Es sollen gegen 6 Millionen Europäer in den Kreuzzügen ihren Tod gefunden haben.)

Außerordentlich viel ward gewonnen!

Der gläubigen frommen Menge galt die Erringung und Erhaltung des heiligen Grabes als Hauptsache; den Ehrgeizen unter den Gebietenden die Befestigung der erlangten Herrschaft in den Küstenländern von Syrien. Doch ließen sich weder das Königreich Jerusalem noch die anderen christlichen Fürstenthümer und Stationen auf die Dauer halten. Hatte man nun nach andauerndem Völkerringen schließlich recht greifbare Vortheile nicht davongetragen, so waren dennoch die Folgen der Kreuzzüge hochbedeutsamer Natur. Aus der gewonnenen erweiterten Menschen- und Weltkenntniß entwickelte sich ein erfrischender

Digitized by Google

geistiger Odem, eine lebendige nachhaltige Verkehrsströmung. Wie aus dem Zusammenschlag von Stahl und Stein der zündende Funke entspringt, so entsprang auch dem feindlichen Zusammenstoß von Morgen- und Abendland der Geist einer neuen Zeit.

Der große Religionskrieg des Mittelalters wurde vornehmlich ein Hauptförderungsmittel für Handel und Wandel, indem er die abendländische Welt mit der morgenländischen in genauere Berührung brachte, woraus ganz neue Keime der Civilisation entsprangen. Durch die Kreuzzüge kam eine Menge neuer Bedürfnisse auf und diese bewirkten eine bemerkenswerthe Aenderung der europäischen Lebensweise; neue Industrien und neues Handelsleben entstanden, was allerdings zunächst den obengenannten drei italienischen Handelsmetropolen, dann aber auch den oberdeutschen Städten zugute kam. Aber man erlangte mehr noch, man gewann Schätze, die in der That jener oben erwähnten tiefen Sehnsucht entsprachen. Das deutsche Volk kam durch die Kreuzzüge in den Besitz des Schlüssels zu jenem Schatze des Christenthums, der von der Priesterschaft der Menschen Augen verborgen gehalten wurde. Hatte doch der geistliche Stand selbst kaum mehr gewagt, der Wahrheit ins Auge zu schauen!

Der Schlüssel war: Kenntniß der Ursprachen, in denen die Bücher des Neuen Testaments geschrieben sind. Der dunkle Vorhang der Tradition hatte bisher dem deutschen Volke die Grundlehren und das ursprüngliche Leben der ältesten Kirche verdeckt gehalten. Jetzt hob sich der Vorhang, und das Volk vermochte in das Allerheiligste zu schauen und Vergleiche anzustellen über Das, was sein sollte, und Das, was der Ursprung war.

Die Kirche erkannte alsbald die drohende Gefahr und stellte den Satz auf: Die Schriften der Apostel sind nur für die Priester geschrieben, denen Weihe sie allein für das richtige Verständniß befähigt; der Laie dagegen empfängt die christliche Wahrheit nur durch Priestermund und durch den Papst findet eine fortgehende Offenbarung des göttlichen Willens statt.

Daher wurde auf Befehl der oberen Kirchenfürsten überall gegen das Lesen der heiligen Schriften in der Ursprache geeifert. „Sie haben", so predigten die Bettelmönche, „eine neue Sprache erfunden, welche sie die griechische nennen; traut ihr nicht, sie ist die Quelle aller Ketzereien. In sehr vielen Händen haben wir ein Buch gesehen, das in dieser Sprache geschrieben war; sie nannten es das Neue Testament; das ist ein Buch, das von Dolchen wimmelt und lauter Gift. Was das Hebräische betrifft, geliebte Brüder, so ist es außer Zweifel, daß Die, so es lernen, auf der Stelle zu Juden werden." — In dieser Weise kämpfte der Stand, der sich die „Kirche" nannte, gegen die Kirche Christi.

So kam es, daß durch Kenntnißnahme der Urschriften des Christenthums die Kreuzfahrer ihrem Volke einen nachhaltigen Segen errangen. Freilich dauerte es noch lange Zeit, ehe das Streben zum Besseren so verbreitet ward, daß es, der Kirche ihrer Zeit gegenüber, im Staatsleben festen Fuß zu fassen und sich zu behaupten vermochte.

Aber die Kreuzfahrer brachten auch recht schlimme Uebel aus dem Morgenlande mit heim: jene häßlichen Geschlechtskrankheiten und die gefürchtete Pest, welche infolge ihrer hohen Ansteckungsfähigkeit die Bevölkerung des Orients seit Jahrtausenden dezimirt. Ein eigenthümlicher Charakterzug dieses „Würgengels Gottes" ist's, daß überkultivirte, verkommene Völker von ihm eher heimgesucht und rascher zu Grunde gerichtet werden als rohere Menschen, denen noch eine größere Widerstandskraft innewohnt. So hat die Seuche im sechsten Jahrhundert die alte Prachtstadt Antiochien gänzlich vernichtet; im dreizehnten Jahrhundert raffte „der schwarze Tod" in Europa allein 25 Millionen Menschen weg, in Neapel starben 60,000, in Florenz 100,000 Menschen, in Venedig 40,000, in und um Wien 80,000 Menschen. Noch im achtzehnten Jahrhundert starben in Ostpreußen 300,000 Menschen, in Marseille binnen 40 Tagen 30,000 Menschen. Allerdings werden, wie nach großen Kriegen, solch große Menschenverluste wieder rascher ausgeglichen. Nach dem großen Sterben im vierzehnten Jahrhundert steigerte sich die Vitalität derart, daß nicht nur mehr Zwillinge geboren wurden als sonst, sondern selbst Kinder mit Zähnen (Dr. J. Baas).

Digitized by Google

Zu Ulm wurden 1635 nach der großen Pest, welche daselbst 15,000 Menschen hinweggerafft hatte, an einem Sonntag 60 Ehen verkündet; im Jahre 1636 aber 479, und zwar allein am 9. Februar 24 Hochzeiten gefeiert. In Zürich starben 1611 über 7000 Personen an der Pest, und von Martini dieses Jahres bis zu Martini 1612 wurden daselbst 470 Ehen geschlossen, und in der ersten Zeit täglich in einer Kirche 4 bis 6, dann 7 bis 12 Paare getraut. Auch verdient erwähnt zu werden, daß der Todtenmarsch der Pest durch Europa keineswegs der Fortentwicklung des Kulturlebens Abbruch gethan hat. Es trat vielmehr bald nach ihrem Erlöschen ein erhöhter Fortschritt auf allen Gebieten ein, sowie sich z. B. nach dem großen Sterben in Italien die Blütezeit, das Cinquecento — die Renaissance — vorbereitete. Insofern der Körper des Einzelnen und der Gesundheitszustand der Völker dem Einfluß der großen Völkerwanderung sich nicht entziehen konnten, so unterlagen auch die gesellschaftlichen Lebensformen großen Wandlungen.

Einfluß der Kreuzzüge auf Bürger und Adel. Höchst bedeutende Veränderungen gingen schon während der Kreuzzüge, die in das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fallen, und mehr noch nachher im sozialen Gesammtzustande Europa's vor sich. Vermöge ihrer Kostspieligkeit verlor durch Verschleuderung des großen Grundbesitzes ein guter Theil des Adels Vermögen und Einfluß während der langen Dauer dieser Religionskriege, an welchen sich gerade der unternehmende und bessere Theil des höheren Ritterstandes von Generation zu Generation betheiligte. Nächste Folge hiervon war die Freilassung der an diesem Grundbesitz haftenden Leibeigenschaft. Damit schwand die Macht des Adels, und dies begünstigte das Emporkommen der Städte und innerhalb derselben die Entstehung beweglichen Vermögens, was wiederum zur Blüte der Gewerbe und zur Erstarkung eines freien Bürgerstandes beitrug.

Die Ritterorden. Die Kreuzzüge verliehen dagegen dem Stande der adeligen Krieger eine gewisse religiöse Weihe. In den geistlichen Ritterorden: Johanniter, Templer, Deutschherren, verschmolz das christliche Mönchthum und das christliche Ritterthum in Eins. Außer diesen besonderen Orden bildete sich der Ritterstand als solcher, und die Kirche schuf religiöse Gebräuche bei der Aufnahme in denselben.

Das Ritterthum. Der Ritter hatte die Vorstufen des Edelknaben und des Knappen durchzumachen. Schon in jungen Jahren kam der Knabe zu einem Ritter von gutem Rufe und tapferer Gesinnung, um auf der Jagd, auf Reisen und Botschaften dem Ritter, vorzüglich aber der Gemahlin desselben, zur Hand zu sein. Im vierzehnten Lebensjahre ward er wehrhaft gemacht und in den Stand des Knappen erhoben. Damit begann die Zeit ernster Kraft- und Waffenübungen: das Ringen, Bogenschießen, Schleudern mit Steinen u. s. w. Die Knappen mußten unter der Leitung kriegserfahrener Männer Burgen im Walde anlegen, bestehend aus Erdmassen, Felssteinen und Holz, und es galt dann, sie, bei gleicher Eintheilung der Streitkräfte, mit Gewalt oder List einzunehmen. Ferner wurden die Knappen geübt, in Panzerhemden zu tanzen, Sprünge über Baumstämme oder Gräben zu machen u. s. w. Das Ziel dieser Uebungen war: in völliger Rüstung auf das Roß zu springen. Der Knappe sollte eben ein Mann von Stahl und Eisen werden. Schwächliche Jünglinge mußten einen andern Beruf wählen, oder sie konnten sicher sein, bei diesen Gewaltübungen zu Grunde zu gehen. Hatte der eifrige Knappe sein einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht, so fand seine Aufnahme in den Ritterstand statt. Gewöhnlich geschah eine solche Aufnahme an Höfen und auf Schlössern bei Gelegenheit der Feier eines Festes. Der Knappe brachte die Nacht zuvor in einer Kirche oder Kapelle unter inbrünstigen Gebeten zu. Nachdem er am Morgen, zum Zeichen der innern Reinigung, ein Bad genommen hatte, ruhte er einige Stunden in einem schönen Bette, wonach er mit rothen und weißen Gewändern bekleidet wurde. Die Ruhe in dem schönen Bette deutete auf den Frieden und die Ruhe des Paradieses hin, das dem tapfern Ritter bestimmt sei, das weiße Gewand auf einen reinen Lebenswandel, das rothe auf sein Blut, das für erhabene Zwecke zu vergießen er jederzeit bereit sein solle.

Digitized by Google

Vor dem Altare kniend empfing er aus den Händen des Priesters das Ritterschwert, wonach er vor den Anwesenden die Rittergelübde ablegte: die Kirche nach allen seinen Kräften zu ehren und zu vertheidigen, dem Lehnsherrn treu, hold und gewärtig zu sein, keine ungerechte Fehde zu führen, Wittwen und Waisen zu schützen, die Frauen zu ehren, Unterdrückten beizustehen u. s. w. Hierauf wurde er mit Panzer, Arm- und Beinschienen und Waffenrock bekleidet, man legte ihm die goldenen Sporen an, und seine Hüfte wurde mit dem ritterlichen Wehrgehenk umgürtet. Nachdem endlich der Fürst, Graf oder Ritter, von dem er zum Ritter geschlagen werden sollte, ihm eingeschärft hatte, daß der vornehmste Schmuck eines Ritters Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit sei, kniete er vor demselben nieder und erhielt von ihm unter den Worten: „Ich schlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg; sei tapfer und unverzagt!“ mit der Fläche des entblößten Schwertes drei Schläge auf die Schulter oder den Hals. Der Ritterschlag sollte ein Zeichen sein, daß er fernerhin keinen Schlag mehr dulden dürfe. Darauf erhob er sich, und die anwesenden Ritter hießen ihn mit Kuß und Umarmung als jungen Bundesbruder willkommen. Jetzt bedeckte er sein Haupt mit dem Helme, ergriff Schild und Lanze, sprang auf das Roß, tummelte es vor den Rittern und dem jubelnden Volke umher und schwang mit muskelstrotzendem Arme die Lanze, die zu führen ihm als Knappe bisher nicht gestattet war.

Oft geschah es auch, daß Knappen, die sich in einem Kampfe ausgezeichnet hatten, von den Fürsten auf dem Schlachtfelde zu Rittern geschlagen wurden, wobei jedoch ein einfacheres Ceremoniel befolgt wurde.

Die Turniere wurden unter immer steigendem Glanze abgehalten. Das Deutsche Reich war in vier große Turnierbezirke getheilt worden; jedem Bezirk stand ein Turniervogt vor. In jedem Bezirk gab es wieder Unterbezirke und Untervögte. Die Einladungen gingen in offenen Briefen von den Vögten aus und wurden von Turnierherolden überbracht. Zur bestimmten Zeit strömten nun von nah und fern Ritter mit ihren Damen in prächtigen Aufzügen daher. Wer an dem Kampfspiele Theil nehmen wollte, mußte dem Vogt seinen Adel und seine Unbescholtenheit zuvor beweisen. Der Kampfplatz war umgeben von Bühnen, die mit Bildwerken, Grün und Blumengewinden geschmückt waren. Den Anfang machten die Turnierproben, in denen Knappen ihre Kraft und Geschicklichkeit zeigten. Diejenigen, welche sich auszeichneten, erhielten die Ritterwürde. Nun folgten die Ritter- oder Musterturniere. Von Kopf bis Fuß in Stahl gekleidet, mit wehenden Federbüschen und umgürtet mit prächtigen Schärpen zogen die Ritter, nachdem sie die Messe angehört hatten, voran eine Schar Trompeter, vor die Schranken. Auch die Rosse glänzten in Stahlrüstungen und trugen wehende Federbüsche auf den Häuptern. Jedem Ritter folgte sein Knappe. Es fanden nun Massenkämpfe (Buhurd) und Einzelkämpfe (Tioft) statt; bei jenen wurde mit Turnierkolben oder stumpfen Schwertern, bei diesen mit Lanzen ohne Stahlspitzen gekämpft. Bei den Einzelkämpfen galt es, den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Zersplitterte eine Lanze oder wurde ein Ritter zur Erde geworfen, so fand noch bisweilen ein Schwertkampf statt. Sieger war Derjenige, der die meisten Gegner aus dem Sattel gehoben oder sie kampfunfähig gemacht hatte. Daß solche Kämpfe, wenngleich die Ritter durch starke Rüstungen geschützt waren und in der Regel, wie bemerkt, nur mit stumpfen Waffen gekämpft wurde, dennoch oftmals starke Verwundungen, ja bisweilen auch den Tod Einzelner zur Folge hatten, kann nicht verwundern. In einem Turniere zu Neuß bei Köln, in dem Anfangs mit stumpfen, später aber mit scharfen Waffen gekämpft wurde, kamen 42 Ritter und fast eben so viele Knappen ums Leben.

Lange erhielt sich in der Erinnerung des Zeitgenossen das prächtige Fest im Rosengarten bei Rostock, auf welchem König Erich von Dänemark dem Markgrafen Waldemar den Ritterschlag ertheilte.

Digitized by Google

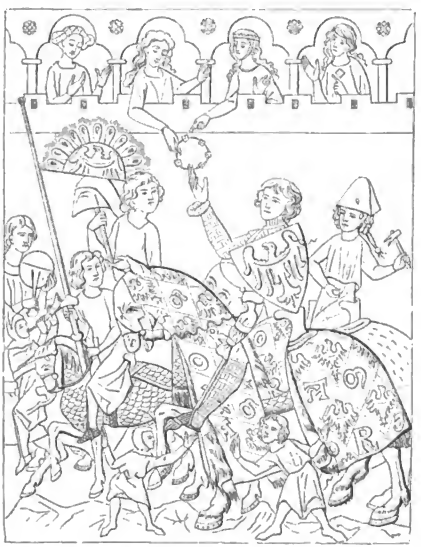
Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Ritterschlag in der Kirche. Zeichnung von A. de Neuville.

Digitized by Google

Die Ritterwürde kam in solche Achtung, daß Grafen und Fürsten sie suchten; ihnen wurde sie von den Kaisern ertheilt. Im zwölften Jahrhundert war adelige Geburt (Ritterbürtigkeit) die Grundbedingung bei der Aufnahme in den Ritterstand, jedoch fanden schon frühzeitig Ausnahmen statt.

Die Frauen und das Ritterthum. In dieser Blütezeit des Ritterthums, in welcher in den Städten der „Meistersang" zu blühen begann, war auch der Frau in der Gesellschaft eine bessere Stellung geworden, eine Stellung, in der sich ihr Macht darbot und in welcher sie Gelegenheit fand, alles Sinnige, Edle und Schöne zu pflegen. — Die vornehmen Frauen empfingen Unterricht, übten Gesang und Lautenspiel, und bald war ihnen das Lesen und Schreiben geläufiger als den Männern. Sie wußten sich klug und zierlich auszudrücken und ehrten in den Kampfspielen die Sieger oft unter den sinnigsten Worten und Ritter und Knappen empfingen beglückt aus ihren Händen die Siegespreise.



Ueberreichung des Siegespreises. Nach einer Minnesängerhandschrift.

Die Preise, „Danke" genannt, bestanden in kostbaren Waffen, goldenen Arm- und Halsketten, goldenen schweren Ringen, edlen, geharnischten Rossen u. s. w. Diese Danke, deren nach jedem Turniere etwa drei oder vier ausgetheilt wurden, waren gewöhnlich Gaben edler und reicher Frauen, deren vornehmste das Amt der Preisaustheilung unter Trompetengeschmetter und Zujauchzen des Volkes ausübte. Auf einem Turniere in Worms im Jahre 1290 überreichte eine Gräfin dem ersten Sieger einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, zwölfhundert Goldgulden an Werth, und gestattete ihm einen Kuß auf ihren rothen Mund.

Das Ritterfest im Rosengarten. Dieses glänzende Fest war von vornherein nicht um der Lust und Freude willen veranstaltet, sondern es barg unter seiner fröhlichen Hülle bitteren Ernst. Es galt, möglichst viele Fürsten und Herren an der mecklenburgischen Küste zu versammeln, um gemeinsam zu berathen, wie die längst schon zu einem Bunde zusammengetretenen Handelsstädte an der Ostsee zu demüthigen seien. Denn die immer sichtbarer aufblühende Macht und Stärke der Städter erfüllte die Herren mit Neid und Grimm.

Doch nicht blos Neid und Eifersucht allein trieb die Fürsten; sie waren auch durch schwere Beleidigungen gereizt. Wie das damals noch wichtige Bardewyk (unfern der

Digitized by Google

Nordsee gelegen, jetzt völlig verschwunden) vor dem tapfern, aber harten Heinrich dem Löwen seine Thore schloß, als er, bei den Bürgern Hülfe suchend, mit den Stadtvätern verhandeln wollte, so hatte ihm, ihrem Landesherrn, auch die Stadt Wismar den Eintritt in ihre Mauern verweigert, als der Löwe dort die Hochzeit seiner Tochter feiern wollte. Der stolze Welfe mußte damals den Schimpf einstecken, denn er hatte nicht die Mittel zur Hand, sich zu rächen. Alle benachbarten Fürsten empfanden jedoch die Beleidigung, als wäre sie ihnen selbst zugefügt. Weil aber damals Dänemark zur Oberhoheit über die Fürsten der deutschen Ostseeländer gelangt war, nahm König Erich sich seiner Vasallen an. Er verabredete mit ihnen, für den nächsten Sommer so viele Fürsten und Edle, als seiner Einladung folgen wollten, zu einem glänzenden Feste nach Rostock zu entbieten; denn Rostock war damals, nachdem auch das reiche Lübeck sich hatte bequemen müssen, dem Dänen zu huldigen, die Führerin des Städtebundes. Zeigte Rostock, durch die Macht und Majestät der versammelten Herren eingeschüchtert, sich unterwürfig, so war der Zweck erreicht, andernfalls wollte man mit vereinter Macht über die Uebermüthigen herfallen. Nur Eins machte dem Dänenkönige Sorge: wie der mächtige Waldemar sich zu dem Unternehmen stellen würde.

Waldemar hätte sich eigentlich schon damals der Städte annehmen sollen. Die immer mehr anschwellende Macht der Dänen, die Einmischung derselben in deutsche Angelegenheiten war eine stete Bedrohung Brandenburgs. Bedursten schwache Nachbarn der Hülfe, so kam es eher dem mächtigen Markgrafen zu, sie zu schützen, als dem ausländischen Könige aufzuwarten. Waldemar aber dachte zu jener Zeit anders. Er nahm die Einladung zum Feste an, unter der Bedingung, daß König Erich selbst bei dieser Gelegenheit ihm und 99 seiner Mannen feierlich den Ritterschlag ertheile. Wahrscheinlich blendete den etwas eitlen jungen Fürsten das Behagen an einem Prunkfeste und die Hoffnung, dort durch den Glanz seiner Erscheinung alle anderen Fürsten zu verdunkeln; vielleicht wirkte auch seine damals noch vorhandene Abneigung gegen die aufstrebenden Städte mit, ein Widerwille, den mehr oder weniger fast alle hohen Herren theilten. Hatten ihn doch seine eigenen Städte vor Kurzem arg in Harnisch gebracht, als sie unter Führung Berlins ein Bündniß zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten schlossen. Dieses Bündniß konnte nur gegen die gefürchteten Uebergriffe Waldemar's gerichtet sein.

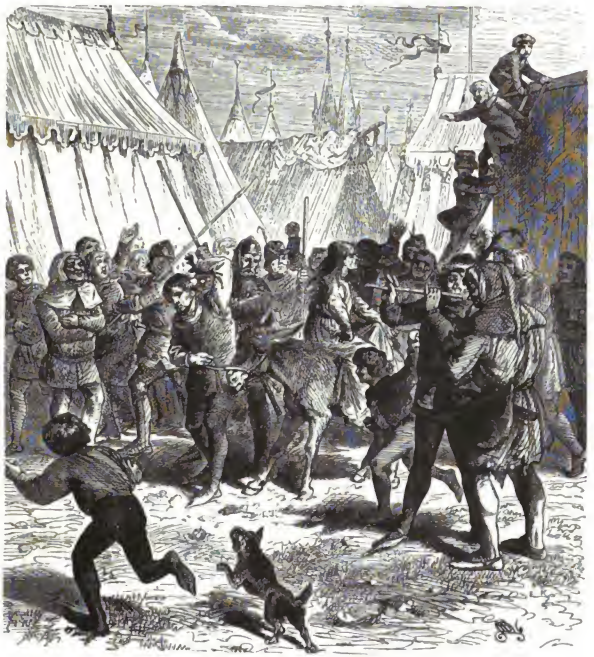
Nach Pfingsten des Jahres 1311 erschien Erich zu Schiffe mit vielen Mannen in der Mündung der Warnow, und er wurde auch von den Rostockern mit allen gebührenden Ehren empfangen und eingelassen. Wie sich aber bald die Zahl der Dänen und anderer bewaffneter Gäste bedenklich mehrte, da erklärte der Rath zwar sehr höflich, aber doch bestimmt, daß man gern den König mit einer gewissen Anzahl seiner Diener beherbergen wolle, eine größere Menge aber aufzunehmen nicht gewillt sei. Aus Sorge vor Störung des Friedens durch die unruhig gewordene Bürgerschaft, welche nächtliche Zusammenkünfte und Berathungen hielt, verbiß der König seinen Groll und zog mit seinen Leuten ab.

Nach einander kamen auch die Eingeladenen herzu: zwanzig regierende Fürsten, drei Erzbischöfe, fünfzehn Bischöfe und eine Menge Grafen und Edle, der Aebte, Domherren und Mönche nicht zu gedenken. Auch viele Städte hatten Bürgermeister und Rathsherren zur Begrüßung und Huldigung abgeordnet. Nördlich von Rostock wurde ein großes Lager von Zelten und überspannten Wagen, von Hütten aus Stroh und aus Zweigen aufgeschlagen, wol eine halbe Meile sich hinziehend. Zu den Versammlungen und Festmahlen wurden zwei sehr geräumige Zelte hergerichtet und mit prächtigen, meist scharlachrothen Stoffen umhängt. Für die Ritterspiele aber ward der sogenannte „Rosengarten" erkoren, ein angenehmer Platz dicht an den Mauern der Stadt.

Aus Franken, Schwaben und Bayern und sogar von Schweden her strömten Gäste und Neugierige herbei. Natürlich fehlte es auch am Hauptschmucke nicht, an edlen Frauen. So hatte Waldemar sich beeilt, seine Verlobte noch vor dem Feste sich anvermählen zu lassen, damit auch sie mit ihren Damen dort glänzen könne.

Digitized by Google

Den Glanzpunkt des Festes aber bildete der große Ritterschlag. Am Abende vorher sandte König Erich den Rittern Geschenke: scharlachne Mäntel, Röcke mit Grauwerk, schön aufgezäumte Zelter, Schilde und Schwerter. Am Morgen begaben sich zuerst Alle zur Messe. Dann empfing in königlichem Schmucke, auf seinem Thron im großen Zelte sitzend, König Erich den in glänzender Rüstung hoch zu Rosse erscheinenden Markgrafen, an der Spitze von neunzehn edlen Herren und achtzig Mannen, Alle in den Scharlachmänteln und auf den Rossen, welche der König ihnen geschenkt hatte.



Der Eselsritt. Zeichnung von B. Mörlins.

Die Trompeten schmetterten, während die nachdrängende Menge jubelte und jauchzte; vor dem Zelte aber stiegen Alle ab und begrüßten den König mit ehrfurchtsvoller Kniebeugung.

Nun nahte ihm zuerst Waldemar, kniete nieder und empfing in üblicher Weise den Ritterschlag; dann folgten seine neunundneunzig Mannen. Nachdem Alle mit den goldenen Sporen und dem Rittergürtel geschmückt waren, setzte man sich nieder zu der mit königlicher Pracht ausgerüsteten Tafel. Den Dienst der Drosten oder Truchsessen leisteten adelige Herren, die auf mit kostbaren Decken behangenen Pferden ab und zu ritten. Von dem Tafelschmuck

Digitized by Google

wurde am meisten bewundert ein großes Schaustück in Gestalt eines Kriegsschiffes, wol von Mannslänge, aus Honigkuchen kunstreich geformt und von silbernen Spangen zusammengehalten. Masten und Steuer waren von Silber, die Segel und Flaggen von Seide in den dänischen und brandenburgischen Farben. Ferner prangten da auf goldenen Platten wol ein Dutzend Pfauen, deren prächtige Bälge über silberne Reifen gespannt und deren Schweife ausgebreitet waren; das Innere der Prachtvögel war mit Speisen gefüllt.

Am folgenden Tage fand ein Turnier im Rosengarten statt, und die neuen Ritter konnten nun ihre Kraft und Geschicklichkeit darthun. Auch an den übrigen Tagen fehlte es nicht an ritterlichen Spielen und Schmausereien: da wechselten Ritterschlag und Tanz, begleitet von Musik und Gesang, den Vorstellungen beliebter Gaukler und Künstler und dem lauten Treiben marktschreierischer Gesellen. Es wurden in jenen Tagen nahe an neunhundert Knappen zu Rittern geschlagen.

Unter allen Fürsten aber zog Waldemar am meisten die Bewunderung auf sich. Das Feuer seiner Augen, aus denen zugleich die Lust am Feste und das Selbstgefühl des Herrschers leuchtete, die Gewandtheit und Anmuth seiner Bewegungen, die Pracht seiner Gewänder und derjenigen seines Gefolges, alles dieses erregte Wohlgefallen. Beim Turnier trug er über den lichten Panzerringen einen Waffenrock von scharlachrother Seide; sein Schild war mit Hermelin überzogen, und der rothe Adler mit goldenem Schnabel und goldenen Klauen hob sich leuchtend hervor auf dem schneeweißen Schilde. Ueber dem Helme ragten aus einem Kranze goldener Lindenblätter zwei schwarze Adlerflügel empor.

Auch edle Meister des Gesanges hatten sich eingefunden, in kunstreichen Versen das Lob des Festes und der Fürsten zu künden. Der berühmteste unter ihnen war Meister Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob. Der Meister, welcher weit umhergereist und vielen Festen angewohnt hatte, rühmte, daß er nie bei einem großartigeren Ritterfeste zugegen gewesen; er sang von Waldemar: der Markgraf sei so freigebig gewesen, als ob er schon morgen zu den Engeln emporsteigen wolle.

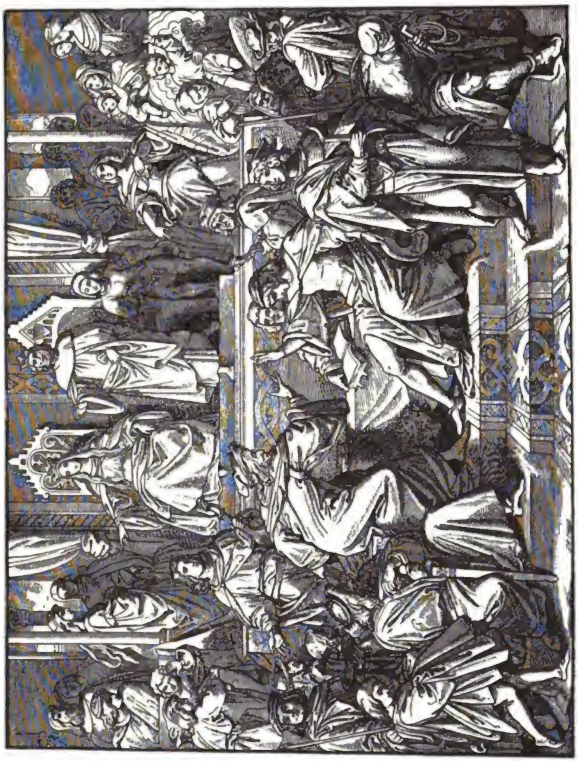
Den „gehrenden" Sängern erschien diese Freigebigkeit natürlich als die größte Tugend. Alle Gäste, die geladenen wie die ungeladenen, wurden während der vierwöchentlichen Dauer des Festes freigebig bewirthet; Keinem wurde Speise und Trank verweigert. Waldemar hatte zusammen mit Otto von Lüneburg zwei Brunnen errichtet, die aus zwei Röhren Tag und Nacht Bier und Wein ausströmten; davon mochte Jeder schöpfen, so viel er wollte.

Mit König Erich zusammen aber hatte Waldemar einen hohen Berg Hafer aufschütten lassen, von dem Jeder seine Pferde versorgen durfte. Und doch herrschte damals gerade große Theuerung im Lande. Die Fürsten hätten sicher weiser gehandelt, wenn sie ihr Geld und ihre Kraft weniger in eitlem Prunke vergeudet, sondern zum ernsten Kampfe aufgespart hätten. Denn wie hernach Rostock umlagert wurde, fehlte dem Unternehmen der rechte Nachdruck.

Das bunte Getümmel und Gewirr in den Lagergassen war unbeschreiblich. Mehr lästig als belustigend war die übergroße Menge der fahrenden und gehrenden (begehrenden) Leute, die einander mit Geschrei, Musik und Gesang überboten und ihre Künste aufdrängen. Auch die derben Sitten jener Zeit kamen hier zu belustigender Anschauung. Unser Bild zeigt eine solche Scene aus dem Lagerleben, den sogenannten „Eselsritt": eine böse Sieben, welche sich in gar zu maßloser Weise an ihrem Gespons vergriffen, wird hoch zu Esel durch die Menschenmenge geführt. Der störrische Gevatter Langohr wird von dem Büttel geleitet, und von dem gekränkten Ehemanne am Zaume vorwärts gezogen, wenn die unglücklichen, dicht umdrängten Opfer nicht weiter gelangen können. Büttel und Kriegsknechte haben vollauf zu thun, mit ihren Stöcken bald den widerspenstigen Esel im rechten Gange zu halten, bald den trübseligen Ehemann, der verwirrt und betäubt jetzt des Esels so wenig Herr werden kann als vorher seines Weibes; bald wehren die Diener der Sicherheit dem Andrange der zügellosen Menge, bald haben sie den heranfausenden Geschossen auszuweichen,

Digitized by Google

faulen Aepfeln und Eiern, Steinen und Scherben. Die Heldin, welche sich mannhaft an den Eselsschwanz festhält, duldet mit schlecht verhehltem Ingrimm, was sich nicht ändern läßt. Hätten Weiber zu Gericht gesässen, ihr Ritt würde sich zu einem Triumphzug verwandelt haben.



Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Nach Moritz von Schwind.

Zwei Pfeifer, die gerade des Weges kommen, bleiben lachend stehen, dann setzen sie ihre Flöten an den Mund, blasen aus Leibeskräften und pressen ohrzerreißende Töne hervor. Die rohe Menge eifert die Bläser durch Blicke und Zureden an, aber ein grober Geselle, dem die Töne unvermuthet aus nächster Nähe aufs Trommelfell schlagen, wendet sich verdrossen um und entreißt in jähem Zorne dem einen Pfeifer seine Flöte und schlägt sie

Digitized by Google

erst diesem, dann dem andern um die Ohren. Die Angegriffenen wären vereint sicher stark genug zur Abwehr und Rache gewesen, aber als fahrende Spielleute gehörten sie zu der Klasse der „unehrlichen“, das heißt ehrlosen Leute, die auch im Grunde rechtlos waren. So wichen sie scheu zurück und blickten umher nach fremder Hülfe. Die ward ihnen denn auch sogleich. Bald erhob sich hitziger Wortwechsel und hitziges Streiten zwischen den Beschützern der Pfeifer und dem Anhange des Beleidigers; Fäuste ballten sich, Messer blitzten, und es konnte zu blutigen Händeln kommen, wenn nicht zur rechten Zeit der herbeigeholte Stadthauptmann zwischen die Streitenden getreten wäre. Die Freunde der Spielleute aber, die in der Mehrzahl waren, ließen sich nicht so leicht beruhigen, sondern bestanden mit drohenden Geberden auf der Bestrafung der Schuldigen.

„Nur gemach!“ sprach der Hauptmann. „Er soll und wird die volle Buße leisten, welche das Gesetz fordert. Nach altem Brauch, Herkommen und Recht aber giebt man den Spielleuten zur Buße den Schatten eines Mannes. Oder wißt ihr es anders? So stelle dich dorthin, daß dein Schatten an die Zeltwand fällt, und laß sie ihre Buße nehmen!“

Der Schuldige und seine Freunde blickten erleichtert und mit spöttischer Freude auf ihre Gegner. Diese waren über den Ausgang der Sache verdrießlich; doch sie konnten nichts gegen den Spruch machen, denn er war wirklich zu Recht. So blieb nichts übrig, als sich zu fügen, und man schritt lachend zur Ausführung der Buße. Der Büßende trat zum nächsten Zelte, daß sein Schatten auf die von der Sonne beschienene Wand fiel, und die Spielleute mußten dem Schatten dasselbe thun, was der Mann ihnen gethan hatte. Nach Art ehrloser Leute, die der Neckerei gewohnt sind, hatten Beide ihre Schmerzen schnell vergessen, sich willig dem Gelächter preisgegeben und ihre Rolle zur Erheiterung Aller trefflich durchgeführt.

„Nun pfeift uns aber auch eure besten Lieder vor!“ rief der Büttel. „Wer Einen von euch wieder antastet, hat es mit uns zu thun!“

Der Hauptmann nickte Beifall; er warf den Schelmen ein Stück Geld zu und sprach: „Nehmt das für eure Versäumniß. Wer euch jetzt wieder in eurem Blasen stört, der soll nicht so leichten Kaufs davonkommen, sondern gestraft werden als des Lagers Friedensbrecher, das merkt euch Alle!“

Minnegesang. Ueber der rauhen Wirklichkeit erhob sich, angeregt durch den Geist des Morgenlandes, eine sinnigere Lebensweise, deren Eigenart, Farbenpracht und Duft Kunst und Wissen zugleich förderte. Eine ihrer köstlichsten Blüten ist der Minnesang, der auf den „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen“ von dem Ritterstande gepflegt wurde und bald in allen Hallen und Hainen in Stadt und Land aus tausend sehnenden Herzen ertönte.

„Wie stolz blühst du im Ritterthum,
O Adel, reich an Lied und Ruhm!“

Die eisernen Mannen dichteten und sangen süße Lieder, ja, wie man sich in Kämpfen mit Schwertern und Lanzen versuchte, so begann man auch es in Gesängen zu thun. Da gab es denn an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen dichterische Wettkämpfe, unter denen der „Sängerkrieg auf der Wartburg“ (unsere Illustration giebt den Vorgang, wie er von Meister Schwind aufgefaßt wurde), im Jahre 1206 oder 1207, einer der bedeutendsten war, gleichsam eine ahnende Vorbedeutung der großen geschichtlichen That, die hier einige Jahrhunderte später geschehen sollte. Einige der berühmtesten Minnesänger sind Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Liebe oder Minne ist der Hauptgegenstand der Lieder der Minnesänger. Sie begleiteten ihre Gesänge mit der Zither oder der Geige. Es sind uns Lieder von 160 Minnesängern, unter denen sich auch viele Fürsten und Herzöge, selbst deutsche Kaiser befinden, erhalten. Als Probe möge hier (in Uebertragung) eine Strophe aus dem „Lobgedicht der Frauen“ von Walther von der Vogelweide folgen:

Digitized by Google

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es gab niemals so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen;
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen diese Wonne ohne Farb' und Klang,
So man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Muth erquicken
Und löschet alles Trauern in derselben Stund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund
Und Pfeil' aus spiel'nden Augen schießen ins Mannes Herzens Grund.

Walther von der Vogelweide starb zu Würzburg, und seine Asche ruht unter einem Baume des dortigen Lorenzgartens. Lange tönte süßer Nachtigallengesang aus den Zweigen des Baumes auf sein Grab hernieder. Vor seinem Tode hatte er sich seinen Leichenstein bereiten und in denselben vier Löcher meißeln lassen, in die nach seinem Willen, sobald er unter demselben ruhen würde, Semmelkrumen für die Vöglein gestreut werden sollten. Lange Zeit wurde das Vermächtniß des edlen Sängers in Ehren gehalten, und die Vögel fanden an jedem Morgen auf dem Grabstein süße Krumen. Drei Jahrhunderte später aber begannen die Chorherren das Gebäck den Vögeln vorzuenthalten. Verlassen von den Nachtigallen stand der Grabstein bis in die neuere Zeit, wo er verschüttet und zertrümmert wurde.

Man denke sich neben den turnierenden Rittern und Minnesängern die rauhen Heldengestalten, die wir bei dem ersten Rückblick vorführten — welch ein Unterschied! —

Wie schon bemerkt, gehörte auch Otto mit dem Pfeile zu den hervorragenden Minnesängern seiner Zeit. Auch von ihm sind in neueren Literaturgeschichten Dichtungen enthalten.

Steigender Wohlstand der Städte. Aber nicht allein in dem Stande der Adeligen bewirkten die Kreuzzüge so tief eingehende Veränderungen, sondern auch in dem erst erstehenden Bürgerstande, ja sie machten seine Entwicklung und Erstarkung überhaupt erst möglich. Ritterstand und Bürgerstand waren zwei feindliche Brüder, und ob heutigen Tages zum Heile des Vaterlandes und zur Ehre der Religion, nach der wir uns nennen, die Kluft zwischen beiden Ständen ganz ausgefüllt ist, mag ein Jeder sich nach seiner Erfahrung beantworten. Der kräftige Stand des Bürgerthums hatte bei Beginn des Zeitraums in den Anschauungen des Ritterstandes noch gar keine Geltung erlangt.

Was wäre wol aus den beiden Brüdern geworden, wenn sie fortgesetzt zusammen im Vaterhause gewohnt hätten! Der Eine ging in die Fremde und holte sich Weisheit, der Andere blieb zu Hause und konnte sich nun ungestört entwickeln, so daß er später dem immer noch hochfahrenden Bruder, dem das Gefühl der Oberherrlichkeit nun einmal im Blute steckte, durch die Werke seiner Hand und seines Geistes Achtung abzunöthigen vermochte, und auch die Befähigung erlangt hatte, sich, wenn es sein mußte, den Anwandlungen früherer Anmaßungen gegenüber mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die Verbindung mit dem Morgenlande brachte bald den Handel zu einer vorher nicht geahnten Blüte, und die Geldquelle des Handels floß dem Bürgerstande zu, dessen steigender Reichthum nicht nur in starken Stadtmauern, Thoren und Thürmen, sondern auch in stattlichen Häusern, Kirchen und in mancherlei Gegenständen des Lebens bald genug sichtbar ward. Wie mancher Leibeigene auf dem Lande, dem sein Zustand unerträglich geworden war, rettete sich in irgend eine durch Mauern und Bürgerwaffen geschützte Stadt und kam so in die Lage, sich Haus, Herd und Familie zu begründen und auf diese Art Selbständigkeit in der menschlichen Gesellschaft zu gewinnen. Was würden die alten germanischen Adelinge gesagt haben, wenn sie hätten erstehen und sehen können, was aus einem Theile der früheren armen, verachteten Hörigen und Schalke geworden war! — Auch Anderes würde sie in Verwunderung gesetzt haben. Die alten Germanen hatten die Städte als Orte der Knechtschaft angesehen, jetzt erwiesen sie sich als Bollwerke der Freiheit für die Mehrheit der Nation. In ihrer ersten Zeit standen die Städte unter der Schutzherrschaft von Grafen oder Bischöfen. Aber die

Digitized by Google

Schutzherrschaft war bald drückend genug für die Beschützten geworden, und in den Bürgern der größeren Städte entstand, indem sie die Fähigkeit zu fühlen begannen, sich selbst zu schützen, der Wunsch nach Selbständigkeit. Sie wollten keinem weltlichen oder geistlichen Herrn unterthan sein, sondern unter kaiserlichem Schutz ihre Angelegenheiten selbst verwalten, die Gerichtsbarkeit begehrten sie selbst auszuüben, ebenso begehrten sie das Selbstvertheidigungsrecht, das Fehderecht. Und sie erlangten diese Rechte und mit ihnen die „Reichsfreiheit“ oder „Reichsunmittelbarkeit“.

Die Zünfte. Als eine treffliche Schule handwerkerlicher und auch sittlicher Bildung erwiesen sich die Zünfte, die strenggeordneten Gemeinschaften von Bürgern des gleichen Handwerkes. Der Lehrling hatte eine strenge Schule des Fleißes und der Uebung im Gehorsam durchzumachen, und er gelangte nur zum Range des Gesellen und weiterhin zur Meisterwürde durch gute Ausführung einer Probearbeit und eines Meisterstückes. Wie der ritterliche Knappe, hatte auch der Geselle zunächst die Welt zu durchstreifen, theils um zu erreichen, daß seine erlangte Geschicklichkeit ihm Aufnahme in Werkstätten verschaffe, theils um sich in seinem Fache zu vervollkommnen. Ehrloser Wandel zog Ausschluß aus der Zunft nach sich, eine Strafe, die fast immer den Ruin des Betroffenen zur Folge hatte. In diesen Einrichtungen lag offenbar ein mächtiger Ansporn, im Können sich zu vervollkommnen und sein Leben von sittlichem Makel rein zu erhalten. Wie dem Gesellen auf der Wanderschaft Beistand bei den Meistern und in den Herbergen zutheil ward, so hatte auch der Meister, wenn ihm Unrecht geschah, oder bei unverschuldeten Unglücksfällen auf den Beistand der Zunft zu rechnen, und wenn er starb, geleiteten ihn die Zunftgenossen unter Beobachtung gewisser Feierlichkeiten zu Grabe. Wie wichtig, daß in einer Zeit, in der die Kirche verweltlicht, die kaiserliche Macht gebrochen, der Adel in Verwilderung begriffen war, sich im Bürgerstande ein derartiger Aufschwung zeigte! „Es bildete sich“, sagt Gustav Freytag, „in den Städten die Grundlage aus, auf der das heutige deutsche Leben ruht. Wol war die Arbeit der Bürger eine bescheidene im Vergleich mit den stolzen Thaten des Ritterthums; aber auch hier erkennt man die Innigkeit des deutschen Gemüths in der Freude am Schaffen und in der behaglichen Sorgfalt, womit der Handwerker die überlieferten Formen seines Gewerbes künstlerisch auszubilden sich mühte. Betrachtet man dazu die Ehrbarkeit, die fromme Sitte und die Mannhaftigkeit der Zünfte, so darf man wol sagen, daß die Mauern der Städte während der allgemeinen Trübsal und Verwirrung die echten Keime des deutschen Lebens für die folgenden Jahrhunderte gerettet haben.“ Die von den Mauren nach Europa gebrachte und in Deutschland vervollkommnete Armbrust galt lange Zeit als die Hauptwaffe der Bürger. Aus Eisen hergestellt, gehörten nervige Fäuste dazu, sie zu handhaben, dafür war aber auch die Wirkung des Bolzens oder des Pfeils — selbst auf eine weite Entfernung hin — eine außerordentliche. In dem Kampfe der Straßburger gegen den Bischof Walter von Geroltseck, der die Stadt unter seine Botmäßigkeit bringen wollte, entschied das rottenweise Schießen der Armbrustträger die Schlacht zum Nachtheile des Bischofs und der mit ihm verbündeten Ritter. Die Armbrust ist die Vorläuferin des Schießpulvergewehres. — Die Bürger halfen die Stadt umgürten mit Wall, Mauern, Thürmen und Wichhäusern (Kampfhäusern), ein jeder war verpflichtet, in Kriegszeiten als Vertheidiger mit einzutreten. Zumeist hatte der Einzelne für Waffen und Harnisch selbst zu sorgen; aber es wurden in einzelnen Städten auch Zeughäuser mit Vorräthen von Waffen angelegt. So erzählt eine Chronik, daß sich im Jahre 1332 im Zeughause zu Erfurt folgende Stücke vorfanden: 61 Platten, 14 Pickelhauben, 35 Schleppen, 23 Grusener, 20 Geschosse, 21 Räder, 58 Panzer, 27 Paar Waffenhandschuhe, 160 Hufeisen, 680 Stegreife mit Armbrüsten, 13 Schock unangeschäftete Pfeile, 13½ Schock Selbstgeschoßpfeile. Späterhin waren die Waffenvorräthe in den größeren Städten ungleich bedeutender. In welcher Weise das Bürgerthum sich mehr und mehr Geltung zu verschaffen wußte, haben wir weiter vorn, wo wir von dem mannhaften Thun der Hansen berichteten, gesehen.

Digitized by Google

Das mannhafte Bürgerthum. Nicht blos Kaufmannswaaren kamen aus dem Morgenlande nach Deutschland, nicht blos kostbare Zeuge und die Kunst, sie zu bereiten, nein, Größeres ward von den heimkehrenden Rittern und bürgerlichen Pilgern in die Heimat gebracht — befruchtende Gedanken, die als Saatkörner in den Bürgerstand gestreut wurden und Blüten und Früchte mancherlei Art trugen.

In den Städten blühten die Gewerke auf, die sich aufs Innigste mit der Kunst verbanden. Die Baumeister und Bildhauer waren immer zugleich Steinmetzen, die Bildschnitzer zugleich Schreiner, die Maler waren je nach Auftrag Karten-, Brief- und Kirchenmaler. Der berühmteste Baumeister verschmähte es nicht, neben der andachtsvollen Sorgfalt, mit der er den Bau eines erhabenen Gotteshauses leitete, auch Entwürfe zu Wohn- und Gartenhäusern anzufertigen; der Maler, der durch Vollendung eines Heiligenbildes die Bewunderung seiner Zeitgenossen eingeerntet hatte, beschäftigte sich danach mit eben so großer Hingabe an der Ausschmückung eines Hausgiebels oder der Fenster einer Wohnstube, und malte auf nassen Lehm, Holz, Linnen oder Glas Bilder der heiligen Geschichte oder Wappen der Geschlechter. Eben so wenig däuchte sich der Bildschnitzer, dem seine kunstvoll gearbeiteten Chorstühle Ruhm und Anerkennung brachten, für zu gut, Geräthschaften des Hauses, als Schränke, Tische, Stühle, Bänke anzufertigen und damit auch die Wohnungen des Bürgerstandes durch die Kunst zu weihen. In derselben Art waren die Bildgießer und Goldschmiede in ihrer Kunst vielseitig. Wie in dem Ritterstande die Turniere und der Minnesang einen mildernden Einfluß auf die Sitten übten, so im Bürgerstande die sich zur Kunst erhebenden Handwerke. Nun wurden auch Chroniken in heimischer Sprache verfaßt. Ueber Lust und Leid ward in knapper Form berichtet: die Enkel sollten vernehmen, aie die Väter gelebt hatten, was in den Zeiten derselben sich ereignet, die Enkel sollten sich Eines zur Nacheiferung, das Andere zur Warnung dienen lassen. Mehr als seit langer Zeit werden gerade in der Gegenwart die Chroniken nach Gebühr gewürdigt, da sie sich als Fundgruben geschichtlichen Erkennens erweisen.

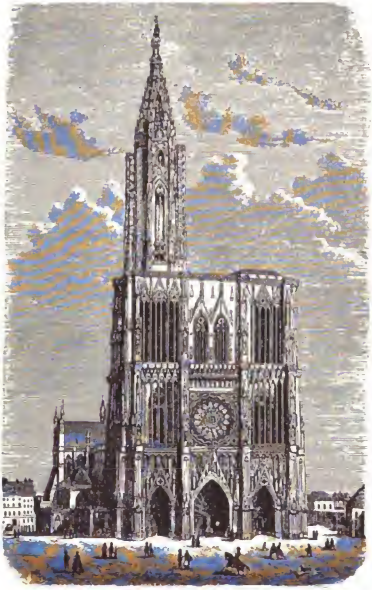
Gothische Baukunst. Die ersten Anfänge der kirchlichen Baukunst übten die Klostergeistlichen. Bald aber ging die Pflege dieser Kunst in den Bürgerstand über, und es entstanden kirchliche Bauwerke, zu denen das heutige Geschlecht noch mit ehrfurchtsvollem Staunen emporschaut. Wir meinen die gothischen Kirchen, die zu jener Zeit von dem germanischen Geiste erdacht und in Stein der Nachwelt überliefert worden sind. Zur Herstellung der riesigen Bauwerke gehörte eben jener zur Andacht erglühte Sinn, jene Ahnung der Tiefe und Erhabenheit christlichen Lebens, wie wir sie in der Zeit der Kreuzzüge im deutschen Bürgerstande finden. Wie in dem Ritterstande sich religiöse Brüderschaften: Templer, Johanniter, bildeten, so bildeten sich im Bürgerstande Genossenschaften, die sich verpflichteten, sinnige, Gott wohlgefällige Werke auszuführen, vornehmlich erhabene Gotteshäuser zu bauen. Sie pflegten, den Augen der Uneingeweihten streng verborgen, die tiefen Geheimnisse ihrer Kunst, und weil nur ehrbare, freie Männer in die Genossenschaften aufgenommen wurden, um die Gotteswerke fördern und ausführen zu helfen, so nannten sich die Genossen „freie Maurer". Von diesen Genossenschaften der freien Maurer schreibt der Bund der heutigen Freimaurer seine Entstehung her. Er ist bestrebt, gleichfalls Tempel zu erbauen, aber nicht Dome von Stein, sondern erhabene Erbauungstempel für das Geistes- und Gemüthsleben.

Es soll hierdurch die Ehre, die jenen Genossenschaften der freien Maurer zukommt, keineswegs verkürzt werden. Die von ihnen geschaffenen Kunstbauten sind ja auch für die Uebung einer reineren Gottesanschauung von großer Bedeutung. Sie haben in ihrer stummen Sprache — es mag ein Jeder des Eindrucks gedenken, den ein erhabenes Kirchenbauwerk auf ihn zu Zeiten gemacht hat! — im Laufe der Jahrhunderte wahrhaft reformatorisch gewirkt.

Neben dem Gotteshause, das gebaut wurde, befand sich die Bauhütte, in der die Geheimnisse der Brüderschaft gepflegt wurden. So kam es, daß der Name „Bauhütten" selbst

Digitized by Google

auf die Genossenschaften überging. Solcher großen Vereinigungen gab es in Deutschland vier, in Köln, Straßburg, Zürich und Wien. Der römische und byzantinische Baustil genügte den deutschen Gemüthern nicht, welche von dem Gedanken, der in den Kreuzzügen äußerlich zu Tage trat, ihre Weihe empfangen hatten. Der griechische Tempel, dessen Ebenmaß und Harmonie der Theile uns Bewunderung abnöthigt, wird nach seiner ganzen Form doch gleichsam von der Erde festgehalten. Der gothische, d. h. deutsche Baustil, schuf Gotteshäuser, die gleichsam emporstreben nach dem Unendlichen. Diese Bauart entsprach auch ganz der tiefen Innerlichkeit der Urdeutschen, die unter hoch aufstrebenden Bäumen den Göttern ihre Opfer darbrachten; sie verband zugleich Erhabenheit mit wunderbar geheimnißvoller Schönheit. Den ernsten Tannenbäumen gleich steigen die Säulen in einer riesigen Höhe zu den Kreuzgewölben empor. Durch die Glasmalerei der hohen Bogenfenster dringt das Licht des Tages gedämpft in die heiligen Räume. Steinerne Blumengewinde schmücken die Säulen; Steinfiguren, Schnitzwerk und Zierrathen allerlei Art sind mit dem gewissenhaftesten Fleiße gearbeitet, selbst wenn sie Stellen schmücken, die dem Auge des Beschauers so fern sind, daß ein genaues Betrachten unmöglich ist, und alle diese Kunstwerke sind zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Aeußerlich entfaltet der Bau seine erhabene Schönheit an der Vorderseite und den Thürmen. Die Steinbildnerei häuft ihre kunstvollen Verzierungen besonders über der Hauptthür. In einem Zwischenbau des reichgeschmückten Giebels befindet sich ein prachtvoll verziertes Fenster, die Rose genannt. In der Regel haben die kirchlichen Gebäude zwei am Fuße viereckige Thürme, die durch ein vielgegliedertes Pfeilersystem belebt sind. In den höheren Geschossen sind die Thürme acht-, zehn- und mehreckig, und steigen, Verzierungen vielfachster Art an sich tragend, kühn bis zu einer schwindelnden Höhe empor, an der Spitze die Blätter einer in Kreuzform gearbeiteten Blume dem Licht und Thau des Himmels entgegenbreitend.



Straßburger Münster.

Sinnig erklärt Moritz Carriere den Uebergang des romanischen in den gothischen Baustil. „Das Selbstgefühl der germanisch-christlichen Welt, sein begeisterter Aufschwung, sein Ringen nach persönlicher Selbständigkeit und seine kühne Phantasie fand den vollendetsten Ausdruck im gothischen Baustil. Wie der Staat innerhalb des Christenthums bleibt, wenn er auch sich von der Uebermacht der Hierarchie freizukämpfen trachtet, so wird die seither

Digitized by Google

gewonnene Grundgestalt der Kirche erhalten, und die neuen Formen entwickeln sich aus den romanischen. In diesem war die Masse gegliedert und gestaltet worden, wie das Volk durch die Autorität der Priester; aber das christliche Volk soll nicht Masse sein, jeder Einzelne soll als selbstbewußtes und willenskräftiges Glied im Gottesreiche dastehen. Das Ganze erscheint wie eine freie Einigung aufstrebender Pfeiler, die sich zusammenneigen und zusammenwirken. Das Christenthum will eine Gemeinde der Gläubigen, keine Priesterherrschaft. Die Geistlichen treten auf gleichen Boden mit den Laien, und in dem Drange nach der Höhe und dem Licht verschwindet die düstre Krypta (der Unterraum).

Bauhütte. Zeichnung von B. Mörlins.

So heißt es schon im Titurel vom Graltempel:

„Und fragt ihr dort nach Grüften?
Nein, Gott der Herr bewahre,
Daß in der Erde Schlüften
Sündhaft ein reines Volk sich schare,
Wie das sich birgt in dunklen Gründen.
Man soll in lichter Weite
Den Christendienst und Christenglauben künden."

Die lichtvolle Erhabenheit des Ganzen sollte das Gemüth mit dem Schauer des Unendlichen ergreifen. Das bedeutendste der Wunderwerke der gothischen Baukunst ist der Dom zu Köln; ihm an Rang zunächst steht der Münster zu Straßburg. Nachdem bereits 260 Jahre an dem Straßburger Münster gebaut worden war, ward Erwin von Steinbach, in welchem sich — wie ein Gleiches von Phidias und von Michel Angelo gesagt werden kann — der Baumeister mit dem Bildhauer einte, berufen, die letzte Hand an seine Vollendung zu legen. In der Façade zeigt sich die Blüte der Kunstthätigkeit des Meisters; die klare Großartigkeit der Verhältnisse, wie der zierliche Schwung im Einzelnen — im strahlenden Bilde des Rosenfensters, wie in dem schlank aufsteigenden Stabwerk — machen die

Digitized by Google

Façade zu der schönsten von allen, die je hervorgebracht worden sind. Und welche Erhabenheit zeigt das Innere des Gotteshauses! „Die Gewölbe und die Lichtgeschosse", sagt Jakob von Falke, „werden hinaufgetragen aus der niederen Erdnähe, die Fenster erweitern sich und lassen das Licht einströmen in das Innere, wo ein Wald voll Säulen und Säulchen es theilt und bricht und seinen Schatten dazwischen wirft. Nicht grell und weiß fließt das Licht hinein, sondern erst durch farbige, auf ihre Gesammtwirkung wohlberechnete Fenster spielt der metallene Sonnenglanz. Nicht die klassisch zugemessenen Formen der Architektur wirken hier auf Auge und Gemüth, sondern ein magisch-malerisches Spiel von Farben und Licht. Das Auge wird hinabgezogen in die Tiefe durch die wechselnden Perspektive, wie Pfeiler hinter Pfeiler tritt, und in der Höhe an den Gewölben die Linien ineinander laufen, sich schneiden und lösen, und Fläche sich an Fläche schiebt, um in der Ferne zu verschwinden. Dem Auge folgt die andächtige Seele und verliert sich träumerisch in das verklingende Spiel von Schatten, versinkt in Vergessenheit und Verzückung, um, durch den Klang der Orgel zurückgerufen, in Sinnen und Beschaulichkeit wieder Einkehr bei sich selber zu halten."

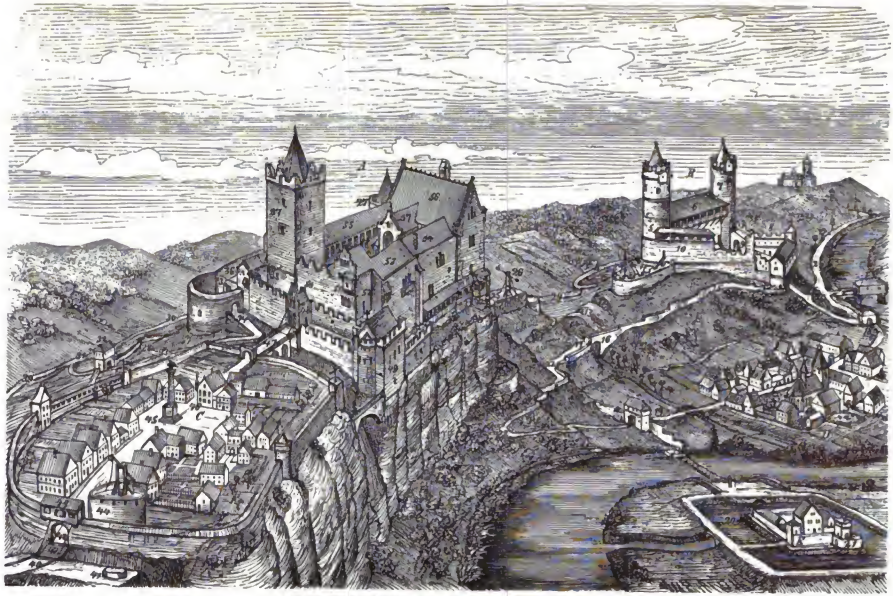
Mußten solche Wunderbauten nicht in geheimnißvoller Weise das Gemüth des Volkes allmählich zu einer tieferen Auffassung des Christenthums befähigen? Und ist es nicht unzweifelhaft, daß die „freien Maurer" in ihrer Weltanschauung über der Priesterschaft ihrer Zeit standen? Dem Christenthum mit all ihrem Denken und Sinnen ergeben, waren sie zugleich, oder vielmehr gerade deswegen Feinde des Pfaffenthums und der Priesterherrschaft. Diese ihre Feindschaft bekunden heut noch viele Steinbilder in den Domen. Nur eines Steinbildes dieser Art sei Erwähnung gethan. Ein Wolf in Mönchskleidung predigt mit der Miene und Geberde der Demuth und Frömmigkeit den Gänsen vor ihm, während eine von ihm geraubte Gans aus seiner Tasche hervorsieht. — Der Sinn und Geist, der die Dome geschaffen hat, ist im Grunde ganz derselbe, der später bei der Reformation in vollster Kraft zu Tage trat.

Die Rittersitze. Infolge des Aufblühens der Gewerbe und der lebenverschönernden und gemüthserhebenden Baukunst gewannen auch die Behausungen des Adels und der Bürger an Annehmlichkeit und Behagen; insbesondere vereinigten die über ganz Deutschland sich ausbreitenden, meist in schöner Umgebung auf Höhenzügen und Bergen erbauten Ritterburgen Zweckmäßigkeit in Bezug auf Sicherheit und Widerstandsfähigkeit mit Wohnlichkeit und später nicht selten mit fürstlicher Pracht.

Das Wort **Burg** war ursprünglich die Benennung für jeden durch Pfahlwerk und Wälle, nachher auch durch Gräben und Mauern befestigten Platz. Die **Ritterburg** oder der **Burgstall**, der Wohnsitz des ritterlichen Adels, ist zu unterscheiden von der umfassenden Anlage des befestigten Wohnsitzes eines Fürsten, einer **Hofburg**, und den **Pfalzen**, in denen der Kaiser oder seine Stellvertreter, die Pfalzgrafen, residirten.

Der Bau der Burgen beginnt in Deutschland schon gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts und meist mit Benutzung der römischen Kastelle, vornehmlich unter Heranziehung oder Benutzung der von den Römern herrührenden Wartthürme, um welche man die nach Art des alten deutschen Wohnhauses angeordneten übrigen Räumlichkeiten zu gruppiren pflegte. Waren sie im flachen Lande erbaut, so erscheinen sie als geräumige viereckige oder unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken runden Thürmen an den Ecken, und man umgab sie mit breiten Wassergräben, über die eine Zugbrücke führte: sog. **Wasserburgen**, in der norddeutschen Ebene vielfach vorkommend; oder, was gewöhnlicher war, man erbaute sie als **Hochburgen**, **Bergschlösser**, auf steilen Abhängen oder schwer zugänglichen Felskuppen, wobei man häufig durch Abmeißelung des Felsgesteins oder Ausmauerung weniger steiler Stellen der Natur nachhalf. Die Hofburg, deren Bau sich vom zwölften Jahrhundert an entwickelte (Wartburg), theilte sich in eine äußere und eine innere. Jene, auch **Vorburg**, **Niederburg** genannt, hatte zunächst eine Umfriedung von einer oder mehreren Ringmauern (Burgfriede, Zingeln), vor denselben manchmal auch noch ein Palisfadenwerk.

Digitized by Google



Rudelsburg und Saaleck, ideal restaurirt von Dr. O. Mothes.

Digitized by Google

Die starke Ringmauer trug hinter einer zu Zinnen ausgeschnittenen Brustwehr einen meist ziemlich schmalen Gang, den Rondenweg oder Mordgang, der vielfach mit einer Ueberdachung versehen war. Aehnlich schützte man auch die Umfriedung der inneren Burg durch die Burgwehr, wobei einzelne der Zinnen mit Einschluß der Eckthürmchen für die Scharwache vor der Mauer ausgekargt waren, mit Gußlöchern, sogenannten Pechnasen, versehen, aus denen man allerlei Geschosse, siedendes Oel und dergl. ausschütten konnte. Den Eingang durch die Mauer bildete das Burgthor, meist flankirt von zwei zur Vertheidigung bestimmten Thürmen; hinter den Thorflügeln befand sich ein Fallgitter, das, wenn es doppelt, am Eingange und am Ausgange der Thorhalle, angebracht war, eine kleine Schar von Feinden gefangen halten konnte. Durch diese Thorhalle gelangte man in die Vorburg, und zwar zunächst in den Vorhof oder Zwinger, Zwingolf, d. h. den zwischen der äußeren und der inneren Mauer liegenden freien Platz, der zum Theil als Gemüse- und Blumengarten, zum Theil als Tummelplatz der Ritter und Knappen benutzt wurde. Da pflegte auch die schattige Linde nicht zu fehlen.

Einen andern Theil der Vorburg bedeckte der Viehhof mit den Ställen und Wirthschaftsgebäuden, einen andern die Wohnungen der Ritter und die Rüstkammern. Aus diesem Vorhof betreten wir jetzt die innere Burg oder Hochburg, die ihrerseits wieder ebenfalls durch Graben, Mauern und Thore geschützt war. Sie enthielt nur den inneren, eigentlichen Burghof (die Ballei), die Wohnung des Burgherrn, seiner nächsten Dienerschaft, die Wirthschaftsräume und den Burgthurm. Den Mittelpunkt dieser Gebäude bildete das Herrenhaus oder der Palas (lat. palatium, davon Pfalz, franz. palais), der ein gewölbtes Erdgeschoß oder Souterrain für Küche, Keller und Dienerschaft hatte, und ein oberes Geschoß, das, den Mittelpunkt des ganzen ritterlichen Lebens bildend, den Hauptsaal enthielt. Von außen vermittels einer breiten, steinernen Freitreppe, Greden, zugänglich, war er mehr oder weniger reich geschmückt. Der bei Festen mit Binsen oder Blumen bestreute Fußboden bestand aus Estrich oder aus gemusterten Thonfließen; die Decke bildete entweder ein auf Säulen ruhendes Gewölbe oder eine bemalte Balkendecke. An der einen Seite war eine erhöhte Bühne mit dem Hochsitz, ringsum an den Wänden befanden sich reich gepolsterte Sitze. Die nicht großen Fenster waren gewöhnlich paarweise neben einander durch schmale Pfeiler getrennt. Die Wände, in den reicheren Burgen mit Malereien geschmückt, wurden bei festlichen Gelegenheiten ringsum mit gewirkten Teppichen behängt. Für die Heizung sorgten Kamine, später auch große Kachelöfen, für die Beleuchtung Kienspäne, erst sehr spät Kerzen. Dieser Hauptsaal war Wohnzimmer und Eßsaal, diente auch zu allerlei heiteren Spielen und Tänzen, bei Anwesenheit vieler Gäste bisweilen auch als Schlafsaal. Die heizbaren Zimmer und Kammern, Kemnaten genannt, waren Schlafzimmer, Wohnzimmer, Frauengemächer oder auch Vorrathsräume. Das vorzugsweise Kammer genannte Schlafgemach des ritterlichen Ehepaares war reich ausgestattet, noch reicher die kleine, in den dicken Mauern ausgehöhlte Kapelle der Hausfrau, die als ihr Heiligthum galt. Sie hatte häufig einen Balkon, der in der Liebesromantik des Mittelalters eine große Rolle spielt. Ringsum, oft nur an einer Seite, pflegte das Herrenhaus eine offene Galerie, auch Laube, zu haben, auf welche die einzelnen Zimmer des Geschosses mündeten. Einen wichtigen Bestandtheil jeder größeren Burg bildete die Kapelle, entweder ein Gebäude für sich oder im Palas gelegen (z. B. bei der Wartburg), oder in den Mauerthürmen oder im Hauptthurm (bei Trifels). Nahe dem Palas, völlig isolirt, erhob sich der große Hauptthurm oder Bergfried, Anfangs von viereckiger, später von runder Grundform. Zu seinem meist 10—15 Ellen über dem Boden liegenden Eingange gelangte man nur auf einer Leiter oder vom Palas aus über eine Zugbrücke. Im untersten, oft unterirdischen Geschoß befand sich in der Regel das Gefängniß oder Burgverließ, wenn dieses nicht unter dem Palas war, ein schmuziger, feuchter Raum, in den die Gefangenen meist durch ein oben im Gewölbe angebrachtes Loch hineingelassen wurden. Die anderen Geschosse

Digitized by Google

enthielten außer der wohlverwahrten Schatzkammer größere oder kleinere Gemächer, auch Kemnaten. Im obersten Geschoß wohnte der Thurmwächter, der von der Plattform oder von dem um das kegelförmige Dach sich herumziehenden Zinnenumgange, oder auch von den an den Ecken des Thurmes angebrachten vorspringenden Erkern oder Eckthürmchen weit hinausschauen konnte. In dieser Weise, aber mit großer Mannichfaltigkeit und mancherlei Zusätzen, namentlich mit Vermehrung der verschiedenen Thürme, waren sowol die Hochburgen oder Bergschlösser, unter denen wir die prachtvoll wiederhergestellte Wartburg anführen, als die oben erwähnten Wasserburgen angelegt, welch letztere ihren Hauptschutz durch die wassergefüllten Gräben erhielten.

Das Landgrafenzimmer auf der Wartburg.

Die Burgställe oder Burgstadel dagegen, nur zur Vertheidigung, nie zum ständigen Wohnsitz der Besitzer eingerichtet, waren nicht nur wegen ihres Zweckes, sondern auch häufig wegen ihrer Lage auf sehr engem Felsenraum (daher das Wort „Stein“ oder „Eck“ in so vielen Burgnamen) von viel beschränkterem Umfange, bestanden aber auch wenigstens aus einer Umfassungsmauer, an deren Innenseite zum Theil auch steinerne Gebäude, wie Stallungen ꝛc., sich lehnten, aus dem Saal für die Männer, aus der für die Frauen und das Familienleben bestimmten Kemnate, der Küche und dem Bergfried. Da aber Küche, Kemnate und Saal sich auch im Bergfried anbringen ließen, so begnügte man sich auch mit diesem und der Umfassungsmauer. In den einzelnen Geschossen des Bergfrieds lagen dann über einander zunächst Keller und Speisegewölbe, bisweilen auch Gefängnisse, sodann, von außen durch eine hölzerne Treppe erreichbar, die Küche, das Obergeschoß, die Kemnate, noch höher lag der Saal, von dem aus man auf einer hölzernen Treppe zu dem für die Wächter und Knappen bestimmten obersten Raume des Thurmes gelangte.

Zur Veranschaulichung des bisher Ausgeführten geben wir beifolgend eine idealisirte Abbildung der Rudelsburg mit Saaleck bei Kösen an der Saale. Wir sehen da eine Hochburg A, eine Niederburg B (Saaleck) u. eine Vorburg mit Burgflecken C. Von der Brücke 1 oder der Handelsstraße 2 aus konnte man zur Saaleck nur auf dem Wege 3, 4 gelangen, der hinter dem Thurm 5, dem Hauptgebäude, Voigthaus 6 und dem Thurme 7 vorbei in die kleine Vorburg 8 mit Stallungen ꝛc. und durch das Thor 9 in den innern Hof führte. Von dem Flügel 10 aus führt eine Thür mit Freitreppe herab auf die Plattform 11,

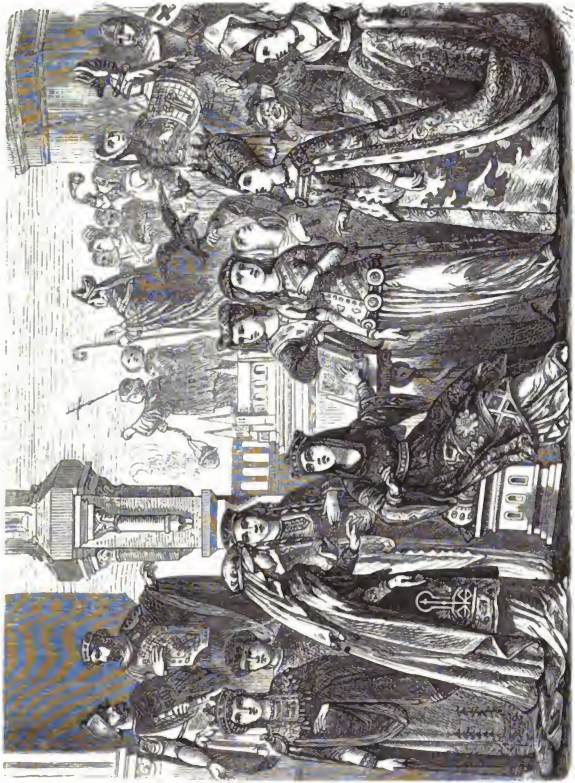
Digitized by Google

wo eine Steinschleuder stand. Der schmale Rücken, der die Saaleck mit der Rudelsburg verband, war durch Einschnitte 12, 13 und den besonders großen Einschnitt 14 unpassirbar gemacht, und nur hinter der Mauer 15 und über die Brücke 16 führte ein Verbindungsweg. Bei 17 vereinigte sich dieser Weg mit einem andern, welcher von der Flußbrücke 1 durch das Stadtthor 18 in die Stadt Saaleck D führte, die mittels der von 8 aus bis an den Fluß hinabgehenden Mauer in den Burgfrieden einbezogen war und innerhalb ihrer Mauer auch Gärten und Felder hatte, andererseits aber durch den Fluß selbst geschützt ward. Verließ man nun die Stadt durch das Thor 19, so betrat man das Gebiet der Hochburg Rutholeibisberg. Auch hier ging die Mauer bis an den Fluß, der, durch eine Kette und schwimmende Balken gesperrt, auf einem Fährkahn passirt werden konnte, um zu dem auf dem jenseitigen Flußufer liegenden landwirthschaftlichen Vorwerk E oder Burgstadel zu gelangen, welches wir uns in Gestalt einer Wasserburg und befestigt denken, deren Burggraben 20 vom Fluß aus gespeist ist und dessen Thor 21 durch eine Barbakane geschützt wird. Vom Thor 19 aus geht ein an gefahrvollen Stellen durch Mauern geschützter Weg 22 hart unter dem Rundgang 23 mit seinem Ausfing 24, sowie unter der Plattform 25 mit der Schleuder 26 vorbei, um den Burgberg herum, unterhalb des Thurmes 27 vorüber, und kommt bei 28 wieder zum Vorschein; der erstenvähnte Weg 3 setzt sich in die Thalsohle bei 29 fort, steigt allmählich an bis 30 und 31; wer direkt auf die Hochburg will, hat nun den Thorthurm 32 zu passiren, vereinigt sich bei 43 mit den auf dem Wege 28 Ankommenden, passirt Thor 34 und 35, muß in dem durch eine hier nicht sichtbare Mauer getheilten Zwinger 36 bis beinahe an den Thurm 27 und dann hart an dem Burggebäude entlang zurück bis an die Ecke des Bergfrieds 37, von wo er wiederum durch ein Thor in den Zwinger 38 gelangt. Oder er geht von 31 aus in weitem Bogen aufwärts bis zu 40, wo er, den alten heidnischen Opferstein, spätere Freistatt oder Rabenstein 41 rechts lassend, auf der Zugbrücke 42 eine künstliche Schlucht passirend, durch 43, zuerst durch das Schutzgerüste und dann durch einen massigen, kurzen, dicken Thurm 44 vertheidigte Thor den Burgflecken betritt, die Burgfreiheit 45 mit ihrer Betsäule und dem Amtmannshaus 46 passirt und endlich auf der zweiten Zugbrücke 47 eine zweite künstliche Schlucht überschreitet, in welcher der Aufgang 33 angebracht ist. Von dem Brückenthorhäuschen 48 aus können die Bewohner der Vorburg durch einen Außenzwinger in die Burgkapelle 49 gelangen, oder auch in den Zwinger 38, von wo aus jetzt die Thür 50 in den innern Burghof führt, während früher der Eingang jedenfalls, unter den Pechnasen 51 vorbei, durch eine unter 52 liegende Thorhalle führte. Der Flügel 53 enthält unten die Küche, darüber die Frauenzimmer, deren bestes, das mit dem Balkon, die Kasehte der Burgfrau war, 54 die Herrenzimmer, unter denselben die Tirnitz, d. h. die Ofenstube des Gesindes, Aufenthalt der Knappen ꝛc. Flügel 53 und 54 also bilden zusammen den Burgsitz. Der Flügel 55 enthielt im Hauptgeschoß die Kemnate, durch eine Freitreppe unter der Halle 57 zugänglich. Das eigentliche Burgverließ befand sich unter dem Bergfried 37, dessen Inneres nur von 55 aus im Obergeschoß zugänglich war. Dabei ist zu bemerken, daß ursprünglich der Flügel 55 nicht bis an den Bergfried hinanreicht, dessen in Höhe des zweiten Geschosses liegende Thür also nur mittels einer als schwebende Brücke von 55 aus hinübergelegten Leiter zugänglich war, damit, wenn auch alle anderen Theile der Burg vom Feinde bereits genommen waren, dennoch der feste Bergfried noch eine Zeit lang vertheidigt werden konnte. Nach Erfindung des Schießpulvers (etwa 1318) wurde bereits 1348 durch eine Kanone der Naumburger unsere Rudelsburg vertheidigungsunfähig gemacht, und es verloren bald sämmtliche Burgen vor den Feuerschlünden der Artillerie den Zauber ihrer Uneinnehmbarkeit. Damit verlor der Ritterstand die Möglichkeit, fortan noch die Rolle kleiner Herrscher zu spielen.

Kleidertracht. Jene Veränderungen auf dem Gebiete des Geisteslebens machten sich nun nicht allein in Kunst- und Bauwerken allerlei Art äußerlich bemerkbar, sondern auch in den Formen, Stoffen und Farben der Kleidung. Denn das Sprüchwort: „Das Kleid macht

Digitized by Google

den Mann“ hat nur eine sehr eingeschränkte Geltung. Eine viel allgemeinere Wahrheit wird dagegen ausgedrückt, wenn das Sprüchwort umgestellt wird: Der Mann macht das Kleid. Im Großen zeigt immer die Tracht eine Abspiegelung des Lebens und der Sitten der Völker, und eine bloße Vorführung der Gewänder der verschiedenen Zeitabschnitte wäre



Trachten im elften, zwölften bis vierzehnten Jahrhundert.

auch schon eine Art Kulturgeschichte. Jene, bei der vorigen Rückschau erwähnte Kleidertracht war verschwunden, die Formlosigkeit neben glänzendem Reichthum an edlem Metall und köstlichen Steinen hatte sich mehr zum geläuterten Kunstsinn herausgearbeitet. Möge hier die Schilderung der blonden Isolde in Gottfried's „Tristan“ nach Jakob von Falke eine Stelle finden, um eine Vorstellung von dem Anzuge einer vornehmen Frau jener Zeit zu geben.

Digitized by Google

„Isoldens schlanke und doch volle Gestalt bewegte sich in züchtigem Maße. Das Kleid schmiegte sich an Hüfte und Oberkörper den Formen an und fiel dann, noch von einem Gürtel umschlossen, in schönen und reichen Falten, welche die Füße verhüllten, auf den Boden herab. Um die Schultern lag der Mantel von braunem Sammt, gefüttert mit weißem Hermelin und umsäumt mit schwarzem und grauem Zobelrande, der nach höfischer Sitte geschnitten und weder zu schmal noch zu breit war. Der Mantel hatte zwischen Kürze und Länge das rechte Maß, so daß er das Kleid nicht völlig verdeckte, und war auf der Brust befestigt durch ein Schnürlein von weißen Perlen, wohinein die Schöne den Daumen ihrer linken Hand geschlagen hatte. Mit zwei Fingern der rechten Hand hatte sie zierlich, wie es die Sitte gebot, weiter unten die beiden Seiten des Mantels zusammengefaßt und ein wenig in die Höhe gehoben, daß der untere Theil faltig wieder herabfiel. So sah man den Ueberzug und das Hermelinunterfutter mit dem Zobelbräm, beides mit einander. Ihr blondes Haar umschlang ein schmaler goldener Reif von schöner Arbeit und in zierlicher Fassung mit kleinen leuchtenden Edelsteinen belegt. Ihr Haar war von so schönem goldigen Blond, daß man den Reif nicht hätte von ihm unterscheiden können, wenn nicht die lichten Steine darin gewesen wären."

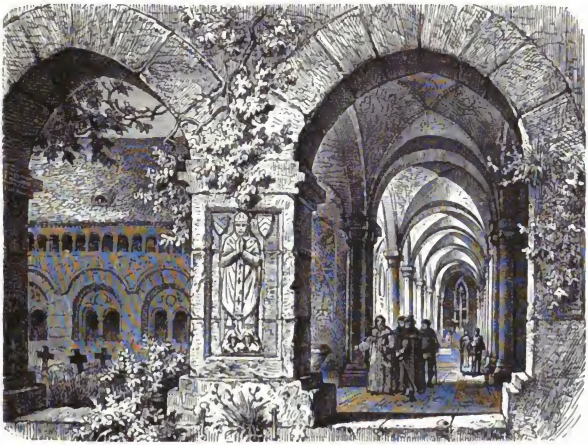
Rock, Beinkleid, Stiefel und Mantel sind diejenigen Kleidungsstücke, die jeder achtbare Mann nothwendig besitzen mußte. Der Rock, meist gefüttert oder verbrämt mit Pelz, wurde, wenn auch verschieden in der Form, von allen Männern getragen, das Hemd dagegen war noch nicht bis auf die niederen Stände gekommen. Mit Hemd bezeichnete man auch oft den Rock, wie ja auch jetzt noch Staubhemd eine Art Rock bedeutet. Des vornehmen Mannes Gewand war mit Goldborten und Edelsteinen besetzt, jedoch fand keine Ueberladung des Schmuckes statt, sondern es herrschte auch hierbei das Gesetz der Schönheit vor. Je vornehmer der Träger des Rockes war, desto tiefer reichte dieser herab, bei Fürsten und Weisen sogar bis auf die Füße. Am Handgelenk und um die Mitte des Armes waren bunte, bisweilen goldene oder mit Gold durchzogene Stickereien angebracht, ein breiterer Streifen gleicher Art umsäumte den unteren Rand. Von den Sarazenen hatte man gelernt, statt der Stickereien auch Goldfäden einzuweben, und es kamen nun Röcke aus Zeugen dieser Art sehr in Gebrauch.

Vornehme erschienen noch mit einem zweiten kostbaren Gewande, dem Oberrock. Dieser hatte in der Regel aufgeschnittene Schulterlöcher, an denen das Rauchwerk des Unterfutters hervortrat. Er führte den Namen Kappe und ward häufig auf Reisen, auf der Jagd und wol auch bei der Arbeit getragen, da er eine freiere Bewegung gestattete als der Mantel. Dieser reichte gewöhnlich etwa bis zum Knie, ward auf der rechten Schulter von einer Spange zusammengehalten, mit dem linken Arme in die Höhe genommen und hatte Edelsteine und Goldborten zum Besatze. Vielfach fehlte die Fußbekleidung ganz, und die Füße waren dann von der Hose (Strumpfhose) bedeckt. Wahrscheinlich aber waren in diesen Fällen lederne Sohlen unter den Füßen befestigt. Schuhe von Leder, Zeug, Kordwan und Goldbrokat wurden in allen Farben getragen. Ritter, Bürger und Bauern schoren das Gesicht; auf den Abbildungen der Ritter jener Zeit schaut uns aus der Kapuze des Panzerhemdes immer ein glattes Gesicht entgegen. Nur ältere Leute, hohe geistliche und weltliche Würdenträger, etwa noch Pilger, trugen einen Vollbart, der aber meist gekürzt war.

Die Cistercienserklöster in der Mark. Wenn wir von den Nachtheilen, die das Papstthum über unser Vaterland und über die Welt gebracht hat, sprachen, so handelte es sich immer nur um das Ganze des Systems, durch das „ein Reich von dieser Welt" begründet werden sollte, bei welchem Streben „das Eine, was Noth thut", je nachdem dies System sich in seinen Trägern verkörperte, zum Schaden der Menschheit mehr oder minder vergessen ward. Dies Streben nach Weltherrschaft war eine traurige Erbschaft, herstammend von dem heidnischen, weltbeherrschenden Rom, demnach das Papstthum eine Mischung christlichen und heidnischen Lebens, und es galt für dasselbe, sich von den heidnischen Anschauungen, die sich allgemach, immer dichter werdenden Nebeln gleich, um dasselbe lagerten,

Digitized by Google

zu befreien und zu einem wahrhaften christlichen Priesterthume zu entwickeln, wenn es nicht von dem erwachenden Volksbewußtsein, das den Gegensatz dessen, was es zu sein vorgab, und dessen, was es in Wirklichkeit war, mehr und mehr erkannte, in seiner Berechtigung bezweifelt und verworfen werden wollte. Es ist daneben darauf hingewiesen worden, daß trotzdem aus dem Priesterstande wahrhaft christliche Männer und im Einzelnen wahrhaft christliche Bestrebungen hervorgingen und kirchliche Werke ins Leben gerufen wurden, unter deren segnenden Einflüssen wir heute noch stehen. Das wahrhaft Christliche in der Kirche zu erhalten und nur das Heidnische abzuwerfen, war ja nur der Sinn der Reformation, die endlich zur Rettung der Menschheit eintreten mußte, und es erkennt daher der Protestant echten Geistes gern das Gute an, das in der Zeit vor dem endlich nothwendig gewordenen Befreiungswerke die Kirche hervorgebracht hat.



Klostergang. Zeichnung von B. Mörlins.

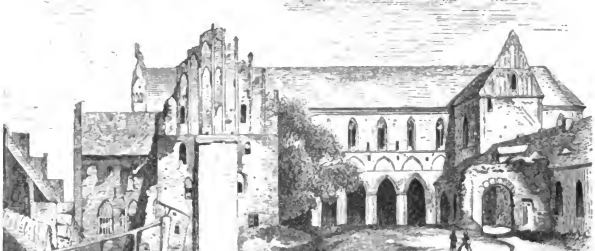
Dies führt uns auf den Mönchsorden der Cistercienser, der in seiner guten Zeit, namentlich in unserer Mark Brandenburg, wahrhaft Großes vollbracht hat. Das Mönchsthum trat, nach den altägyptischen Vorbildern der Einsiedler des Serapeums (300 v. Chr.) geschaffen, zuerst im Morgenlande auf, und als der eigentliche Stifter desselben ist der Aegypter Antonius zu betrachten. Er vertheilte alle seine Habe an die Armen und zog sich (285) in eine Wüste zurück. Während er sich in seiner Einsamkeit bestrebte, die körperlichen Bedürfnisse auf das Allernothwendigste zu beschränken, gelangte er in den Ruf eines Heiligen, und sein Leben wurde in der Folgezeit mit Wundergeschichten allerlei Art ausgeschmückt. Sein Beispiel fand Nacheiferung, und bald schlugen Viele ihre Hütten in der Wüste auf, in der er seine Wohnstätte erbaut hatte. Diese Leute wurden nun nach einem griechischen Ausdruck Mönche, d. h. Alleinlebende, genannt. Sie fanden so viel Anhang, daß bald „die Städte einsam und die Wüsten bevölkert wurden." Antonius machte ihnen außer den Andachtsübungen das Beten, Fasten und Handarbeiten zur Pflicht. Unter seinem Nachfolger entstanden gemeinschaftliche Gebäude, die von der Einschließung im Lateinischen

Digitized by Google

claustra hießen, woraus Kloster entstand. Der Vorsteher eines Klosters ward „Vater“ genannt (abbas, daher Abt). Die Klostertracht, Anfangs meist eine gemeine Volkstracht, wurde allmählich zum eigenartigen, sofort erkennbaren Ordenskleide.

Nach dem Abendlande verpflanzt, nahm das Mönchsthum eine mehr auf das Leben einwirkende Richtung an.

Im 11. Jahrhundert namentlich war die Begeisterung für die Mönchsorden außerordentlich groß. „Je vornehmer Einer war“, erzählt ein alter Schriftsteller, „zu desto geringeren Diensten ließ er sich im Kloster am liebsten gebrauchen. Grafen, Markgrafen und Prinzen dienten in der Kirche oder bei den Herden. Aufrichtige Bruderliebe herrschte unter Allen, und Jeder war mehr für seinen Nächsten als für sich besorgt. In der Gastfreundschaft waren sie so eifrig, als hielten sie Alles für verloren, was sie den Armen und Fremdlingen nicht mittheilen konnten.“



Kloster Chorin in seiner heutigen Gestalt.

Da nun die Spitzen der Orden in Rom ausliefen und die Mitglieder, die den Oberen zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet waren, im zwölften Jahrhundert nach Hunderttausenden zählten, so kann man leicht ermessen, wie Großes sich durch das „vereinte stehende Heer der Mönche“ im Guten wie im Bösen ausrichten ließ. Von einem und dem andern der übrigen Orden zu sprechen, wird der Verlauf der Geschichte noch Veranlassung geben; hier haben wir es nur mit dem der Cistercienser zu thun.

Der Cistercienserorden, der zur Zeit seiner Blüte gegen 2000 Klöster innehatte, wurde 1098 gestiftet, als bereits andere Mönchsorden ihrer Mission untreu geworden waren und die Mitglieder derselben mehr für ihren Leib als für ihre und Anderer Seelen sorgten. Ihrem Gelübde nach sollten die Cistercienser sich mit Gelehrsamkeit nicht beschäftigen, sondern in Armuth leben, Wohlthätigkeit üben, wüste Landstriche zum Ackerbau tüchtig machen u. s. w.; sie sollten, um es kurz zu sagen, gewissermaßen geistliche Bauern sein. So lange der Orden diesem Gelübde nachlebte, war seine Wirksamkeit von großem Segen.

Als nun Albrecht der Bär in der Mark festen Fuß gefaßt hatte, erkannte er sogleich, daß er in den Fehler seiner Vorgänger verfallen würde, wenn er, wie diese, nur das Schwert als alleinige Stütze seiner Macht betrachten wollte. Die Wenden waren ja eben nur äußerlich unterworfen, und die Art von Christenthum, die ihnen aufgenöthigt worden war, hatte ihre

Digitized by Google

Gesinnung nicht zu ändern vermocht. Wie Albrecht, dachten in diesem Punkte die Askanier überhaupt, und so war es wol natürlich, daß sie sich nach Männern umthaten, die fähig und bereit waren, in diesem Geiste zu wirken. Keine Körperschaft schien ihnen nun so geeignet dazu, als die der Cistercienser, in deren Leben und Wirken Geistliches und Irdisches in wahrhaft christlicher Weise vereinigt war. Wie Albrecht der Bär und seine Nachfolger flämische Ansiedler in die Mark riefen, damit sie Gewässer eindämmen, Kanäle bauen, Weberei und Städtewesen befördern möchten, wie rheinische und andere deutsche Familien angesiedelt wurden, um deutschen Sinn und deutsche Sprache im Wendenlande zu befestigen, so wurden den Cisterciensermönchen wüstes Land, Sümpfe und Waldgegenden angewiesen, um den Schoß der Erde für den Ackerbau zu erschließen. Eine bessere volkswirthschaftliche Maßregel konnte zu jener Zeit von den Landesfürsten nicht erdacht werden. Die Kenntniß

Bauernhaus. Nach H. Leutemann.

der Kultivirung des Bodens war unter den Cistercienſern so ausgebildet und bedeutend, daß, wo sie sich niederließen, bald unter ihren Händen Musterwirthschaften aufblühten. Wie die rheinischen Ansiedler, verpflanzten auch sie die Weinrebe in die Mark, legten durch Ableitung des Wassers Moräste trocken und verwandelten diese in fruchtbares Ackerland, beförderten Handwerke und begründeten Ortschaften. Schon aus dem Umstande, daß sie dem Boden der Mark einen genießbaren Wein abzugewinnen vermochten, läßt sich ein Schluß auf ihre Arbeitsamkeit ziehen. Es sei auch nicht vergessen, daß die Lehniner Mönche die Begründer der noch heut in Flor stehenden Werderschen Obstkultur sind. Ohne ihre heilsame Thätigkeit wäre wol die Mark lange nachher noch eine fruchtlose Oede geblieben. Aber sie thaten mehr noch: sie bewirkten durch ihr sonstiges Leben, daß in den äußerlich bezwungenen Wenden zum ersten Male eine Ahnung des innersten Wesens der Christuslehre aufging, woraus als nothwendige Folge eine Hinneigung zum Christenthume sich entwickelte. Freilich ging das nicht so leicht und gefahrlos ab, als es Manchem im ersten Augenblicke erscheinen mag. Die Klöster mit ihren starken Mauern und festen Eichenthoren standen für die Mönche nicht gleich fertig da, daß sie nur hätten einzuziehen brauchen, um hinter

Digitized by Google

Schloß und Riegel sicher wohnen zu können; die umwohnenden Wenden waren bei ihrem ersten Erscheinen nicht gleich für sie gewonnen und hatten damit den tief innewohnenden, von Geschlecht zu Geschlecht ererbten Groll, der durch gegenseitige Mittheilungen der erlittenen blutigen Gewaltthätigkeiten immer aufs Neue wieder angefacht wurde, nicht vergessen: die Ansiedler mußten sich vielmehr in den Wildnissen, die ihnen angewiesen worden waren, ihre Holzhäuser bauen, lange Zeit steter Ueberfälle gewärtig sein und durch ein Leben der Arbeit, Entsagung und christlichen Bruderliebe gegen Die, die ihnen Todfeinde waren, Platz in deren Herzen zu gewinnen trachten. Erwägt man genau, welchen Gefahren diese Männer muthig entgegen gingen, und wie sie, ob auch ihre Reihen durch Mord, begangen von Denen, welchen sie zu nützen gekommen, gelichtet wurden — wie sie dennoch vor der Ausführung ihres gottgesegneten Berufes nicht zurückschraken, so ist man versucht, zu zweifeln, ob die Gegenwart eine Opferfähigkeit dieser Art aufzuweisen hat, und man stimmt gern in das Lob ein, das ihnen der edle Herder in folgenden Worten zollt:

„Ihr kamet nicht mit Orpheus' Leierton,
In phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in eurer Hand:
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz; mit ihm
Die Pflugschar war es, die die Welt bezwang."

„Sie trugen", heißt es in Heliot's Werke über die Klöster, „weder Felle noch Hemden, aßen Fleisch nur in großen Krankheiten, auch keine Fische, keine Eier, keine Milch, keinen Käse, als nur dann, wenn man ihnen diese Speisen aus Mildthätigkeit gab. Sie schliefen nur auf Strohsäcken in ihren Röcken und Kutten. Sie standen um Mitternacht auf und wandten das Uebrige der Nacht bis zum Aufbruche des Tages an, das Lob Gottes zu singen. Danach beschäftigten sie sich den ganzen Tag mit Arbeiten, Lesen und Beten, ohne jemals Anlaß zur Muße und Faulheit zu geben, und bei allen diesen Arbeiten beobachteten sie ein völliges Stillschweigen." Und der H. Bernhard sagt: „Der Orden der Cistercienser ist Demuth, Friede und Freude im heiligen Geist, ist Schweigen, Fasten, Beten, Arbeiten und vor Allem den erhabenen Weg wandeln, der die Liebe ist." Und da die Liebe keine Mühe scheut, dem Nächsten zu dienen, so waren eben die Männer, welche die christliche Liebe auf ihre Fahnen schrieben, die genügsamsten in ihren Bedürfnissen und die sorgsamsten für das Wohl Anderer. Gerade in ihrem Leben zeigte sich die dem oberflächlichen Blicke unscheinbarste, aber machtvollste, weil in der Wirkung nachhaltigste Seite des Christenthums. Mild gegen ihre Untergebenen, hülfreich und liebevoll gegen einen Jeden, voll Demuth, Gottergebenheit, Duldung, Sanftmuth, von jeglicher Art von Prunk frei und dabei mit unermüdlichem Fleiße nützlicher Beschäftigung ergeben, mußte es ihnen gelingen, daß sie dem Christenthume in immer weiteren Kreisen eine Stätte bereiteten und dadurch auch zugleich ihrer Zeit und allen Zeiten bewiesen, welche Mittel zur Förderung christlichen Sinnes im Volke die wirksamsten sind. —

Aber die Cistercienser wurden mit der Zeit, infolge mancher Schenkungen und der Werke ihrer Hände, reich. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war dem Kloster Lehnin die ganze Zauche und ein Theil des Havellandes zinspflichtig. Im Teltower Kreise gehörten ihm außer anderen Dörfern auch Zehlendorf. Die Lehniner Mönche hatten eine große Kleiderfabrik und Malzdarre angelegt, und sie betrieben einen schwungvollen Handel, der sie reich und immer reicher machte. Den Reichthum aber erträgt der arme Sterbliche schwerer noch als bittere Armuth. Denn nicht allein Die, welche reich werden wollen, sondern auch Die, welche reich sind, fallen gar zu leicht „in Versuchung und Stricke und viele schändliche, thörichte Laster." So ging es in seiner letzten Zeit auch diesem Anfangs so segensreich wirkenden Orden der Cistercienser, und die Trümmer seiner Klöster in Lehnin, Chorin u. s. w. erzählen uns heut noch mit stummer Sprache von seiner Größe und von seinem tiefen Fall.

Digitized by Google

Brandenburgs Verfall unter den bayerischen und luxemburgischen Markgrafen.

Ludwig von Bayern (1324—1351).

Was die prächtigen, tapferen, hochaufstrebenden hohenstaufischen Kaiser dem Deutschen Reiche zur Zeit der Blüte im Mittelalter, das sind die Askanier der Mark Brandenburg gewesen. Das fast zweihundertjährige Wirken dieses ruhmreichen Fürstengeschlechts glich einem Frühlinge, in dem sprühende Blitze und rollende Donner den Luftkreis erschüttern und unzählbare Knospen dem Lichte sich öffnen.

Dem frischen Erwachen christlichen und nationalen Lebens folgte jedoch bald im ganzen Deutschen Reiche, namentlich in der Mark, eine Zeit schmählichen Verfalls. Die mittelalterliche Kraftperiode war dahin, und die erwachten Regungen auf den Gebieten des Glaubens und Lebens vermochten erst nach schweren Kämpfen eine neue, bessere Ordnung der Dinge hervorzubringen.

Wir treten jetzt in die Zeit des Verfalles ein, welche von der Regierung obengenannter bayerischer und luxemburgischer Markgrafen ausgefüllt wird.

Betrachten wir jedoch zuvor in raschem Ueberblick den Entwicklungsgang der deutschen Kaisermacht, um uns in einer neu anbrechenden Zeit zurecht zu finden. Nach der wohlverdienten Zertrümmerung des Römischen Reiches sehen wir die deutsche kaiserliche Gewalt zuerst in Karl dem Großen und seinem Geschlechte, den Sitz derselben am Rheine. Von den Karolingern ging sie zu den sächsischen Kaisern nach der Elbe, von ihnen zu den Hohenstaufen nach Schwaben und von dort zu den Habsburgern nach der Donau, bei welchen sie mit einigen Unterbrechungen blieb, bis sie gemeinschaftlich mit der Gewalt, mit der sie lange gerungen hatte, zusammenbrechen sollte.

Noch vor dem Erlöschen des Geschlechtes der Askanier war bereits der erste Habsburger, Rudolf von Habsburg, auf die Weltbühne getreten und hatte das Scepter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation mit Kraft und Klugheit geführt. Auch ein zweiter Habsburger, Albrecht I. (elf Jahre vor dem Tode des letzten Askaniers von seinem Neffen ermordet), hatte schon den deutschen Kaiserthron inne gehabt. Hierauf folgten in einem Zeitraume von etwa 150 Jahren acht Kaiser, von denen nur einer dem Geschlechte der Habsburger entstammte.

Digitized by Google

Am Anfange dieses Zeitraumes befinden wir uns jetzt. Ludwig IV. (der Bayer) hat den deutschen Kaiserthron inne.

Kaum war das edle Geschlecht der Askanier von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten, als für die Mark so böse Tage kamen, wie sie nur später im Dreißigjährigen Kriege wiederkehrten. Ein Erbe des markgräflichen Hauses der Askanier, Heinrich der Jüngere von Landsberg, war allerdings noch vorhanden, dieser befand sich aber bei dem Tode Waldemar's noch nicht in dem volljährigen Alter, und als der Kaiser ihn, um den Zuständen in der Mark bei den sie bedrohenden Gefahren Halt zu geben, für mündig erklärte, starb er. Nun traten alte und neue Ansprüche von allen Seiten auf, und was in zwei Jahrhunderten durch geistige Anstrengungen und Blutarbeit mühevoll zusammengefügt worden war, brach, da dem Lande ein kühner Herrschergeist fehlte, jäh zusammen. Nachdem die verwittwete Gemahlin Waldemar's sich von den mittelmärkischen Städten hatte huldigen lassen und die Zusicherung ihres Rechtsanspruches auf die Altmark, Landsberg und die Pfalz Sachsen empfangen hatte, den sie bald darauf an ihren neuen Gemahl, den Herzog von Braunschweig, übertrug, trat der Herzog Heinrich von Schlesien-Jauer seine Rechte auf das Land Lebus und die Stadt Frankfurt an den König Johann von Böhmen ab, wogegen dieser die Oberlausitz mit ihm theilte. — Der Herzog von Glogau nahm Sagan, Krossen, Meseritz, Schwiebus und Züllichau in Besitz. Die Priegnitz und die Uckermark wurden in den Kämpfen der Herzöge von Mecklenburg und Pommern verheert; Beide gaben vor, Ansprüche auf diese Landstriche zu haben. Andere Theile der Markgrafschaft beanspruchten Wratislav von Pommern-Wolgast, Wladislaus von Polen, der Erzbischof von Magdeburg und Rudolf von Sachsen, und da ein jeder dieser Fürsten sein Recht mit dem Schwerte zu erringen strebte, so erschreckte der Waffen Klang allerorten die Bewohner des Landes. Rudolf von Sachsen gehörte einer Seitenlinie des askanischen Hauses an, die jedoch ein Recht auf die Erbfolge nicht besaß. Dennoch wußte er durch kraftvolles und kluges Auftreten sowie durch große Verheißungen einen Theil des brandenburgischen Landes zur Huldigung zu bewegen. Der Kaiser aber machte dem Handel zu seinem eigenen Vortheile ein Ende, indem er Brandenburg für ein eröffnetes Reichslehen erklärte, das zu besetzen ihm allein das Recht zustehe, und belehnte nun seinen ältesten Sohn, den neunjährigen Herzog Ludwig von Bayern, unter Zustimmung der Fürsten mit der Mark Brandenburg und allen Gebieten, die Waldemar vor seinem Tode besessen hatte, indem er sich zugleich meheischig machte, die Vormundschaft über das Lehen vorerst zu führen. Die Landplage des Faustrechts, von der Brandenburg unter der kräftigen Herrschaft der Askanier weniger als das übrige Deutschland zu leiden gehabt hatte, wucherte in den Jahren der Verwirrung in der Mark schnell empor. Von ihren festen Burgen aus, die meist in schwer zugänglichen Sumpfgegenden erbaut waren, setzten verwegene Raubritter das Land allerorten in Schrecken. Diese Burgen zu brechen, war die erste Verheißung, die der Kaiser der Mark gab, und er mühte sich auch redlich, sein Wort zu lösen, was ihm freilich nur unvollkommen gelang, da neue und größere Gefahren das Land bald genug bedrohten. Rudolf von Sachsen, von seinen Anhängern verlassen, sah sich gezwungen, sich zufrieden zu geben (später wurde ihm die Niederlausitz überlassen), die Herzöge von Mecklenburg und Glogau und der König von Böhmen aber hielten ihre Ansprüche in drohender Weise aufrecht, und sie mußten endlich durch die Abtretung der streitigen Landstriche befriedigt werden. Die größte Gefahr jedoch brachte der Papst Johann XXII. über das Land.

Der Kaiser war der Meinung, er besitze seine Würden von Gottes und der Fürsten Wahl wegen, daher er der Weihe durch die Hand des Papstes zu seinem kaiserlichen Amte nicht benöthigt sei. Dies erschien dem heiligen Vater als eine freche Anmaßung, und er schleuderte den Bannstrahl gegen Albrecht. Sogleich berief dieser die Fürsten nach Regensburg, legte ihnen seine Sache dar und hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie so wenig wie er des heiligen Vaters Grimm beachteten.

Digitized by Google

Die zersprengten Bewohner der Neumark in die Wälder geflüchtet. Nach A. de Neuville.

Digitized by Google

Einfall der Polen und Lithauer. Der Papst beschloß nun, den verhaßten Gegner auf der wundesten Stelle seiner Macht, in Brandenburg, zu treffen, rief den Polenkönig Wladislaus gegen dies Land auf und sprach zugleich die Brandenburger von dem Eide der Treue gegen ihren jungen Markgrafen, den Sohn des Kaisers, frei. Stephan Pezko, der Bischof von Lebus, hatte sich verrätherischer Weise dazu gebrauchen lassen, den Polenkönig in Krakau persönlich zu diesem Kriegs- und Raubzuge aufzufordern. Dieser, voll Groll gegen Brandenburg, dagegen dem Papste ergeben, der einige Jahre vorher ihm das Haupt mit der Königskrone geschmückt hatte, rüstete sich sogleich zum Zuge, und der Lithauerherzog sandte ihm zur Verstärkung seines Heeres eine zwölfhundert Mann starke Schar seiner wilden Reiter, unter Anführung des verrufenen David von Garten.

Gleich verheerenden Meeresfluten brachen die vereinigten Scharen, geführt von dem Polenkönige, im Frühjahre 1325 in die Neumark ein und trugen, Alles vor sich niederwerfend, Mord, Brand und Schändung in das Herz des Landes hinein. Von den heidnischen Lithauern wurden die Altäre besudelt, geweihte Hostien mit Hohnlachen auf Spießen zur Schau umhergetragen und Greuel allerlei Art ausgeübt, wie sie nur Unmenschen zu erdenken und zu begehen im Stande sind.

Waren sie ihrer teuflischen Gewaltthaten an einem Orte müde, so ließen sie denselben in Rauch und Flammen aufgehen. So sanken einhundertundfünfzig Dörfer mit ihren Kirchen und Klöstern in Asche. In einem Orte stritten einige lithauische Reiter um eine schöne Jungfrau, die sie gefangen genommen hatten, und es kam zum blutigen Handgemenge. Da sprengte ihr Anführer, der den Streit von fern mit angesehen hatte, herbei, sein Schwert blitzt durch die Luft — der Jungfrau mitten durch den Leib. „Nun nehme ein Jeder sein Theil!“ rief er und ritt hinweg. — Den Propst von Bernau, einen wohlbeleibten Mann, bogen die Lithauer zusammen und klemmten ihm sein Haupt zwischen die Schenkel. Dann öffneten sie ihm dem Rücken mit dem Schwerte und begehrten, daß er aus dem herniederströmenden Blute den Ausgang des Krieges weissage. (Aehnlich verfuhren damals die Skandinavier, wenn sie Blutrache übten.)

Eine rührende Sage aus jener Zeit hat sich erhalten:

In einem Kloster findet ein Lithauer eine Nonne, und ihre bezaubernde Schönheit reizt seine Begier. Er ergreift die Fliehende, die vergebens sich ihm zu entwinden strebt. Nun sinkt sie auf ihre Knie, erhebt ihre Hände, beschwört ihn, ihrer jungfräulichen Ehre zu schonen, und verspricht ihm endlich in ihrer Verzweiflung, wenn er sie frei lasse, ihn eine Kunst zu lehren, durch deren Ausübung er unverwundbar werde gegen Hieb und Stich. Der Krieger erstaunt und fragt. „So merke auf!“ sagt die Jungfrau, die den Tod der Schande vorzieht. „Es ist die Zauberformel, die dich unverletzlich macht: in manus tuas, Domine, commendo spiritum meum! (In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!) Wohlan, schlage zu, damit du erkennest, daß ich nun gegen dein Schwert unverwundbar bin!“ Und sie entblößt ihren Hals. Das Schwert blitzt durch die Luft, und am Boden liegt das Haupt der Jungfrau, die ihr Sterbegebet gesprochen hatte.

Ritter und Städte ermannten sich endlich und vereinigten sich mit dem markgräflichen Heere, das nun dem Feinde die Spitze zu bieten sich anschickte. Der Polenkönig wagte aber nicht, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, und zog sich, sechstausend Männer als Sklaven mit sich führend, über die Oder zurück.

Die Frankfurter nahmen schwere Rache an dem verrätherischen Bischofe von Lebus. Sie verwüsteten seinen Bischofssitz Göritz und führten ihn gebunden nach Frankfurt, wo sie ihn ein Jahr lang in enger Haft gefangen hielten. Dies zog ihnen später den Bann des Papstes zu, den sie indeß mit großem Gleichmuthe ertrugen, um so mehr, als die Bettelmönche nach wie vor die begehrten kirchlichen Verrichtungen ausübten.

Die Kämpfe, in die Markgraf Ludwig von Brandenburg, der inzwischen die Regierung des Landes angetreten hatte, mit den Pommern verwickelt wurde, endeten zu seinem Nachtheile.

Digitized by Google

Die Uckermark erhielt er für 6000 Mark Silbers zurück, jedoch die Anwartschaft auf die Lehnshoheit über Pommern wurde ihm nur für den Fall zugestanden, daß das Herrschergeschlecht des Landes ausstürbe.

Margarethe Maultasch. Auch im Süden hatte der Markgraf Ludwig von Brandenburg, der nun die Mitte der Zwanziger bereits überschritten hatte, einen grollenden Feind an dem Könige Johann von Böhmen. Dieser vermochte es nicht zu verwinden, daß nicht ihm die Markgrafschaft Brandenburg zugesprochen worden war. Sein Groll fand aber noch neue Nahrung durch eine Handlung des Kaisers, die wir zunächst vorzuführen haben.

Der Böhmenkönig — dem luxemburgischen Fürstengeschlechte entsprossen — hatte, um seine Macht zu mehren, die Vermählung seines Sohnes mit Margarethe, der reichen Erbin von Kärnthen und Tirol, zu Stande gebracht. Der Umstand, daß Margarethe auf dem tiroler Schlosse Maultasch geboren war, ward Anlaß, daß man ihr den Beinamen Maultasch gab — man wollte damit wol zugleich ihr unholdes Wesen bezeichnen. War doch ihr Leben mit ihrem Gemahl voll Aergerniß unsauberster Art. Hätte der Prinz Johann seinem Herzen folgen wollen, so würde es ihm wol gelungen sein, eine Scheidung von dem unbändigen Weibe zu bewirken. Aber der Besitz der reichen Länder bestimmte ihn, in der freudenlosen Ehe auszuharren. Nun geschah es, daß — muthmaßlich auf besondere Veranlassung des Kaisers — Margarethe mit dem Markgrafen von Brandenburg zusammentraf, der damals eben Wittwer geworden war. Seine schöne ritterliche Gestalt machte auf sie einen tiefen Eindruck und erregte in ihr den Wunsch, ihn zum Gemahle zu besitzen. In die Heimat zurückgekehrt, erhob sie alsbald die ärgsten Beschuldigungen gegen ihren Gemahl, rief die Tiroler auf und vertrieb ihn, der im Lande nur wenige Hülfe fand, mit Waffengewalt. Johann ward jedoch von seinem Bruder, dem Markgrafen Karl von Mähren, der sein Heer aufbot, wieder zurückgeführt. Karl — wir werden ihn später als Kaiser Karl IV. näher kennen lernen — bemächtigte sich der Gemahlin seines Bruders und hielt sie auf einer Burgfeste gefangen.

Nachdem Margarethe durch List und Bestechung frei geworden, floh sie zum Kaiser und flehte ihn um seinen Schutz an, indem sie ihm betheuerte, daß sie unter keinen Umständen zu ihrem verhaßten Gemahle zurückkehren werde, dagegen keinen lieber zum Gemahle begehre, als seinen Sohn Ludwig, den Markgrafen von Brandenburg. Das eben war es, was der Kaiser wünschte. Durch eine solche Heirath seines Sohnes neben Brandenburg nun auch noch Tirol und Kärnthen seiner Hausmacht hinzuzufügen, war für ihn zu verlockend, als daß er nicht dafür das Aeußerste zu wagen hätte bereit sein sollen.

Gegen die **Auflösung der Ehe** sprachen indeß die Kirchengesetze, über die sich freilich der Papst, wenn es sein Vortheil erheischt hätte, ebenso leicht hinweggesetzt haben würde, als über den Umstand, daß bei dem nahen Verwandtschaftsverhältniß zwischen Margarethe und dem von ihr zum Gemahle begehrten Brandenburger Markgrafen ebenfalls die kirchlichen Gesetze der Zulassung der Ehe entgegen waren. Nun meinte der Kaiser, dem kirchlichen Sinne der Fürsten und des Volkes bieten zu können, was er der Person des Papstes geboten hatte, nämlich Nichtbeachtung. Er setzte ein Gericht zusammen, das in seinem Namen die erste Ehe Margarethens ohne Weiteres für aufgelöst erklärte, und genehmigte darauf die Eingehung der Ehe derselben mit seinem Sohne, wonach auch alsbald (1342) die Hochzeit auf der Bergfeste Tirol mit großem Glanze gefeiert wurde. Nach des Kaisers Berechnung mußte nun Alles gut gehen. War doch seine Hausmacht so vergrößert, daß er meinte, den von ihm schwer beleidigten König von Böhmen nicht fürchten zu dürfen, und Margarethe sah im Geiste schon die Kaiserkrone auf ihrem Haupte, da ja, wie sie hoffte, nach dem Tode ihres Schwiegervaters, des Kaisers, Niemand anders das kaiserliche Scepter empfangen könne, als ihr jetziger Gemahl. Aber sie sowol als der Kaiser hatten sich arg verrechnet. Als der Kaiser früher den priesterlichen Anmaßungen fest entgegentrat, war ihm von allen Seiten Beifall zutheil geworden; jetzt hatte er den religiösen Sinn des Volkes auf

Digitized by Google

das Tiefste verletzt und sich damit die Zuneigung desselben verscherzt. Dazu kam noch, daß die Fürsten ja deutlich sahen, wie Ludwig bei dem ganzen Handel nur den einen Zweck vor Augen gehabt habe, die Kaiserkrone an sein Haus zu fesseln. So begannen denn die päpstlichen Bannstrahlen doch allgemach zu glühen. Das ganze Luxemburger Fürstengeschlecht, dessen Haupt eben der Böhmenkönig war, setzte nun Alles daran, des Kaisers Sturz herbeizuführen. Dem Markgrafen Karl von Mähren kam es dabei zu statten, daß sein ehemaliger priesterlicher Lehrer als Clemens VI. auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, und er wußte diesen zu bestimmen, den auf den Kaiser geschleuderten Bannfluch zu erneuern. In demselben wurde die zweite Ehe Margarethens für null und nichtig und der Kaiser aller Würden für verlustig erklärt. „Ludwig von Bayern", hieß es in der päpstlichen Bulle, „sei ehrlos, und kein Ehrloser könne die kaiserliche Krone tragen. Alle Anordnungen, die er in angemaßter Kaiserwürde getroffen, seien ungiltig. Niemand dürfe ihm Gehör schenken, kein Anwalt ihn vertheidigen, kein Richter seine Klagen beachten. Der Fürsten Pflicht sei es, mit vereinter Macht den Verfluchten auszurotten. Verflucht sei sein Eingang und sein Ausgang. Gott müsse ihn mit Wahnsinn und mit Blindheit schlagen, mit seinen Blitzen ihn verzehren, die Hölle sich öffnen, ihn zu verschlingen. Vor des Vaters Augen müsse seine Brut von feindlichen Schwertern gefressen werden." — Solche Verwünschungen ertönten von den Lippen des Papstes, der den Namen Clemens, zu Deutsch der Sanftmüthige, angenommen hatte! —

Hatte schon, wie bemerkt, der frühere Bannstrahl nachträglich zu wirken begonnen, so zündete der neue unmittelbar in unzähligen Herzen. Nun gelang es dem klugen Markgrafen Karl von Mähren, die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Sachsen und Böhmen zu überreden, daß Recht und Pflicht ihnen gebiete, eine neue Kaiserwahl vorzunehmen. Da aber er selbst nicht nur an Gaben des Geistes und Leibes unter den Fürsten seiner Zeit hervorragte, sondern auch, als Luxemburger, des Kaisers heftiger Widersacher war, so fiel die Wahl auf ihn, und er trat als Karl IV. in die Reihe der Deutschen Kaiser. Doch für den Augenblick hatte er nur erst den Titel eines Kaisers, und es galt nun, sich die Kaiserkrone zu erkämpfen. Die Gelegenheit schien günstig, da sich gerade der Markgraf von Brandenburg auf einem Zuge nach Preußen befand. Nicht allein mit dem Segen des heiligen Vaters ausgerüstet, sondern auch unterstützt von einer päpstlichen Hülfsschar, drang der neuerwählte Gegenkaiser in Tirol ein und belagerte die starke Bergfeste gleichen Namens, in die sich Margarethe geflüchtet hatte. Doch die Erfolge schritten nur langsam vor, so daß der Markgraf von Brandenburg, an den Eilbotschaft gesandt worden war, zum Entsatze herbeizueilen vermochte.

Karl mußte Tirol räumen, und seine Sache schien gefährdet. Da starb plötzlich (1347) der Kaiser Ludwig auf der Jagd. Die Sage geht, es sei ihm Gift beigebracht worden, und Karl habe seine Hand im Spiele gehabt. Kein Mensch weiß es, ob Wahrheit an dem Gerücht ist, die Gräber aber sind stumm. Könnten sie reden, welche Umwandlung würden dann manche Theile der Geschichtswerke erhalten! Man hat in dem listigen, verschlagenen Charakter Karl's Anhaltepunkte für die Aufstellung einer solchen Annahme zu finden gemeint, und der Leser möge in dem Verfolge der Geschichte selbst urtheilen, mit welchem Rechte.

Nun ward es dem Kaiser leicht, sich in seiner Herrschaft zu befestigen. Er, der mehr die Künste der Unterhandlung als die des Krieges liebte und anzuwenden verstand, war bald versöhnt mit allen deutschen Fürsten, ausgenommen den Markgrafen von Brandenburg. Sein vornehmstes Augenmerk ging jetzt darauf hin, die Macht dieses Fürsten zu untergraben, und er führte, um diesen Zweck zu erreichen, ein abenteuerliches Gaukelspiel auf, das seinem Scharfsinne und seiner Schlauheit, nicht aber seinem Herzen Ehre machte, und über das man lachen könnte, wenn nicht Brandenburg die Kosten dafür an Geld und Blut zu bezahlen gehabt hätte — mit einem Worte, er ließ den letzten Askanier, der längst im Kloster Chorin von seinem Tagewerke ruhte, wieder auferstehen! —

Digitized by Google

Der falsche Waldemar. Der brandenburgische Markgraf war durch die wohlberechneten Züge des kaiserlichen Staatskünstlers nach außen um fast alle Zuneigung gekommen, so daß die Hoffnung auf die Kaiserkrone, wenn diese einmal wieder erledigt sei, für ihn und für seine unliebsame Margarethe fortgesetzt in weitere Ferne rückte. Aber auch bei seinem Volke hatte er wenig Zuneigung. „Er habe das Land", sagt ein Zeitgenosse von ihm, „nicht freundlich behandelt." Unter diesen Umständen ist es wol erklärlich, daß unzählige Herzen sehnsüchtig zurück an die Zeit der Askanier dachten, die, mit der traurigen Gegenwart verglichen, ihnen als eine goldene Zeit erscheinen mußte. Darauf baute Kaiser Karl seinen Plan, den er mit seltener Geschicklichkeit durchführte.

Plötzlich erschien — es war im Frühjahr 1348 — ein ehrwürdiger Pilger in den Straßen von Wolmirstädt, pochte an die Pforte der erzbischöflichen Burg und begehrte vor den Erzbischof von Magdeburg geführt zu werden, dem er Dinge von hoher Wichtigkeit zu verkünden habe. Der Thürhüter verweigerte ihm den Eintritt, da der Bischof jetzt gerade an der Tafel sitze.

Der falsche Waldemar. Zeichnung von Ludwig Bürger.

Da sprach der Fremde: „Saget Eurem Bischof, ein alter Pilgersmann bitte ihn um einen Becher Weines."

Bald kam ein Diener mit dem begehrten Labetrunke zurück, der Pilger trank, warf darauf einen Siegelring in den Becher und sagte: „Trage dies zum Bischofe zurück, denn wahrlich, es liegt ihm viel daran!" Kaum erblickte der Erzbischof den Ring auf dem Boden des Bechers, so rief er: „Das ist des Markgrafen Waldemar's Ring! Führet mir den Pilger schnell herzu! Oder ist es etwa gar der Markgraf selbst?"

Als nun der Pilger vor ihm stand und er einige Worte mit ihm gewechselt hatte, rief er: „Ja, Ihr seid der Markgraf selbst, der längst todtgeglaubte tapfere Waldemar!" Und sogleich befahl er, fürstliche Kleider herbeizubringen, um dem hohen Gaste die ihm gebührende Ehre zu erweisen. Dieser aber lehnte alle Ehrenbezeigungen ab, bekannte sich, Markgraf Waldemar zu sein, und begann zu erzählen, welche Umstände sein Verschwinden und Kommen veranlaßt hätten. Von Gewissensqualen gefoltert, weil die Ehe mit seiner Gemahlin wegen zu naher Verwandtschaft vor den Geboten der Kirche keine Geltung gehabt habe, sei er zu dem Entschlusse gekommen, als reuiger Sünder nach Palästina zu wallfahren, um am Grabe des Herrn Vergebung zu erflehen und seine Buße zu vollenden. Es sei daher vor neunundzwanzig Jahren nicht seine Leiche, sondern die eines Andern in Chorin feierlich beigesetzt worden. So habe er, abgewandt von der Welt, in der langen Zeit,

Digitized by Google

in der ihm das Haar ergraut sei, im heiligen Lande gelebt und seine Schuld dem Höchsten zu bezahlen getrachtet. Endlich aber sei traurige Kunde zu ihm gedrungen. Sein geliebtes Brandenburg, habe es geheißen, sei dem Geschlechte des Bären entzogen und seufze nun unter der Botmäßigkeit eines fremden Herrscherhauses. Da habe er sich denn aufgemacht, um, nicht zu seinen, sondern zu Gunsten des Herzogs von Sachsen, der Fürsten von Anhalt und der bedrückten Brandenburger Einspruch gegen solche Fälschung des Rechts zu erheben.

Der Erzbischof erwiederte, seine Sache sei gerecht, wie je eine, doch würden die Gerechtsame seines Geschlechtes nur dann Geltung erlangen, wenn er zuvor selbst erst die ihm zustehende Regierung des Landes übernehme, und er böte ihm, um dies Ziel zu erreichen, gern seinen kräftigen Beistand an. Diese Worte überzeugten den Pilger, daß er denn freilich wol die Last fürstlicher Ehren werde auf sich nehmen müssen. Zugleich rührte ihn das großherzige Anerbieten des Bischofs, ihm kräftigen Beistand zu leisten, in dem Maße, daß er dem seine Sache fördernden, großherzigen Freunde mehrere Gebiete der Altmark abzutreten versprach. —

Schnell verbreitete sich die Kunde von der Wiederkehr Waldemar's, und es strömten Ritter, Städter und Landleute herbei, um den vielbeweinten, geliebten Fürsten zu sehen. Hegte Einer und der Andere noch Mißtrauen im Herzen, es wurde beseitigt, sobald er den Pilger sah. Angesicht, Gestalt, Haltung, Geberde, Sprache — Alles stimmte zu dem Bilde Waldemar's. Ja wol, er mußte es selbst sein! Freilich, eine oder die andere Einzelheit aus dem Privatleben Waldemar's — nun, die konnte ihm entfallen sein. Die Zeit — neunundzwanzig Jahre! — und dann die Wirkung langer Einsamkeit bei seinem harten Bußwerke! — Genug, er war es, alles Elend sollte ein Ende nehmen, die goldene Zeit der Askanier für das Land wiederkehren!

Aber eben so gern vernahmen Ludwig's auswärtige Feinde diese Kunde, und der Pilger ward von dem Herzog von Sachsen und den übrigen Fürsten aus dem anhaltischen Hause sowie von dem Herzog von Braunschweig und den Fürsten von Mecklenburg und Pommern öffentlich als der wiedergekehrte Waldemar anerkannt.

Nun sandte dieser vom Sitze des Erzbischofs aus Botschaft in die Mark und forderte Ritter und Bürger auf, sich von ihrem unrechtmäßigen Herrn abzuwenden und sich ihm in Treue anzuschließen. Der Botschaft zog er in Person nach, ward mit Fahnen und Spiel empfangen und ertheilte den Städten urkundliche Freiheiten und Gnadenbriefe. Die Mark bis zur Oder erklärte sich für ihn, bis auf die Städte Frankfurt, Spandau und Brietzen (daher der Name Treuenbrietzen). Die Neumark und die Lausitz blieben auf Ludwig's Seite. Dieser war keineswegs gewillt, sich feig zurückzuziehen, ob er gleichwol ahnen mochte, daß der Kaiser sich in den Handel mischen würde, wie es auch geschah. Karl IV. zog den angeblichen Waldemar, den er in einem Schreiben seinen „lieben Schwager" nannte, zu Hülfe und belagerte Frankfurt, in das sich der Markgraf Ludwig zurückgezogen hatte. Während der Belagerung ließ er zum Scheine noch eine förmliche Untersuchung anstellen, die natürlich seinen Wünschen entsprechend ausfiel, und er ertheilte darauf aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem „wiedergekehrten Waldemar" das Hoheitsrecht über die gesammten Länder, die er besessen habe, womit zugleich dem Herzog von Sachsen und den Fürsten von Anhalt die Anwartschaft auf die Marken nach des Markgrafen Tode zugesichert ward. Die Frankfurter schlugen indeß tapfern Muthes Sturm auf Sturm des kaiserlichen Heeres ab und vernahmen endlich zu ihrer nicht geringen Freude, daß des Markgrafen Vetter, Rudolf von Bayern, nebst dem ritterlichen Grafen Günther von Schwarzburg zu ihrer Hülfe herbeieilten. Der feurige Muth Rudolf's verleitete ihn zu einem unbedachtsamen Vordringen, wobei er geschlagen wurde und in Gefangenschaft gerieth. Dennoch wußte Markgraf Ludwig den Muth der Frankfurter aufrecht zu erhalten, und Karl sah sich endlich genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Nun versuchte Karl die Künste der Unterhandlung, in denen eben seine Stärke lag, und es kam ein Vertrag mit Ludwig von Brandenburg

Digitized by Google

zu Stande, in welchem der Kaiser seinen Ansprüchen auf Tirol entsagte, den Markgrafen Ludwig als rechtmäßigen Herrn von Brandenburg anerkannte, auch die Aufhebung des Kirchenbannes über denselben und die päpstliche Gutheißung seiner Ehe zu erwirken versprach, wogegen der Markgraf sich anheischig machte, an Karl die Reichskleinodien, die er immer noch im Besitz hatte, auszuliefern und ihn somit seinerseits als Kaiser anzuerkennen.

Aber durfte denn der Kaiser den wiedergekehrten Waldemar aufopfern, ohne fürchten zu müssen, den Ruf des ungerechtesten Fürsten auf sich zu laden? Er durfte es, jedoch nur auf Grund einer neuen, von ihm beeinflußten Untersuchung.

Der falsche Waldemar in Tangermünde. Zeichnung von B. Mörlins.

Durch dieselbe wurde bewiesen, und zwar „mit guter und wahrer Kundschaft", daß „der, welcher sich Waldemar, Markgraf von Brandenburg nenne, daran lüge und des verstorbenen Markgrafen Otto IV. Sohn nicht sei."

Alsbald beeilte sich der gerechte Kaiser, seinen „Irrthum" gut zu machen, und die erstaunten Märker bekamen nun den kaiserlichen Befehl zu hören, „sich nicht mehr an den Waldemar und seine Helfer zu kehren, sondern sich ohne Verzug und Widerrede an den Markgrafen Ludwig, der mit Unrecht aus der Herrschaft geworfen, und an seine Brüder zu halten, ihnen zu schwören und Huldigung und Gehorsam zu leisten, als ihren rechten Landesherren." — Das gab neue Aufregung unter den Brandenburgern, denn nicht Alle waren so klug und so leer an Gewissen, wie der Kaiser. Fünfzehn Städte hielten an Waldemar fest, sandten Botschaft an den Kaiser und baten um besseren Entscheid. Vergebens! Eine Stadt nach der andern mußte sich unterwerfen, jedoch erhielten sie vom Markgrafen Ludwig, in billiger Rücksicht dessen, daß nicht Uebelwollen, sondern arge Täuschung ihren Widerstand hervorgerufen habe, Sühnebriefe, in denen er versprach, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen.

Digitized by Google

Waldemar zog sich nun nach Dessau zurück, wurde dort fürstlich gehalten und nach seinem bald erfolgenden Tode in der Fürstengruft beigesetzt. Damit war das Gaukelspiel zu Ende.

Der „falsche Waldemar" soll, wie einige Geschichtsforscher behaupten, ein listiger Mönch, nach Anderen ein Müller, Namens Jakob Rehbock, gewesen sein, der in langjährigen Diensten am Hofe Waldemar's des Fürsten Eigenthümlichkeiten genau kennen gelernt habe und, da er ihm sehr ähnlich sah, bestimmt worden sei, jene Rolle zu übernehmen, die er — wenn die Annahme richtig ist — allerdings mit Geschick und Geistesgegenwart durchgeführt hat. Dagegen hat er auch auf dem Felde der Geschichtsforschung seine Vertheidiger gefunden, so daß er immer noch als eine mehr oder weniger räthselhafte Erscheinung zu betrachten ist. Zur Zeit ist die Ansicht vorherrschend, daß er ein Betrüger und Karl IV. der Veranlasser des Gaukelspiels war, das die Mark bezahlen mußte.

In der That, das Land war verwüstet, das gewerbliche Leben stockte, der Handel war gehemmt. Da ermüdete doch endlich Ludwig's Geist, um so mehr, als er nach den jüngsten Vorgängen zu der Erkenntniß gekommen war, daß er sich die Liebe des Volkes nicht zu gewinnen gewußt habe. Er wandte sich an seine Brüder Ludwig und Otto mit dem Antrage, die Mark zu übernehmen, ihm dagegen Oberbayern als Besitzthum abzutreten. Diesem Antrage gemäß wurde ein Vertrag geschlossen, und Ludwig verließ auf immer die Mark.

Ludwig der Römer und Otto (1352—1373).

Otto war noch in einem unmündigen Alter, so daß Ludwig der Römer (Römer, weil er in Rom geboren war) die Regierung der Markgrafschaft Brandenburg zunächst allein führte. Er war ein edeldenkender, tapferer Fürst, der durch Bestätigung der von dem falschen Waldemar ertheilten Freiheiten die Städte zu versöhnen suchte, und der auch für die Rechte des Landes, obwol ohne großen Erfolg, ritterlich focht.

Ein Jahr nach seiner Erwählung zum Kaiser berief Karl IV. einen Reichstag nach Metz, woselbst er (1356) in der Kathedrale das von ihm ausgearbeitete und von den Ständen gutgeheißene Staatsgrundgesetz (von der dem Dokument angehängten goldenen Kapsel, die das Reichssiegel enthielt, „Goldene Bulle" genannt) feierlich verkündete. In der „Goldenen Bulle (aurea bulla) wurde für „ewige Zeiten" bestimmt, „daß die sieben weltliche und geistliche Kurfürsten in Deutschland als die sieben heilige Leuchter den Kaiser küren und das heilige römische Reich in der Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen." — Der Siebenzahl wurde bekanntlich im Mittelalter eine heilige Bedeutung beigemessen. Dieser Auffassung, von der Karl bei dem Erlaß der „Goldenen Bulle" sich leiten ließ, gab später Schiller in den Worten Ausdruck:

„Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben."

Nach Schluß des sich an die Verkündigung anschließenden Gottesdienstes ward auf offenem Markte ein Mahl gehalten. Unter einem prunkenden Zelte wurden Karl und seine Gemahlin, die schöne polnische Königstochter, von den fürstlichen Inhabern der Erzämter (den sieben Kurfürsten) bedient; Schüsseln und Trinkgefäße waren von leuchtendem Golde. Bei dieser Gelegenheit geschah es zum ersten Male, daß der Menge ein gebratener Ochse überantwortet, daß für dieselbe ein Weinspringbrunnen aufgestellt und daß schließlich ein Regen kleiner Münzen über sie ausgeschüttet ward — ein Vorgang, der in der Folge bei Gelegenheit der Kaiserkrönungen Wiederholung fand.

Nach Ableben eines Kaisers hatten die sieben Kurfürsten das Recht und die Pflicht, innerhalb einer bestimmten Frist die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes zu vollziehen. Die sieben Kurfürsten waren: die Erzbischöfe von Mainz, von Trier und Köln, der Pfalzgraf am Rhein, der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Markgraf von Brandenburg.

Digitized by Google

Leipzig : Verlag von Otto Spamer.

Die Bayern in der Mark. Beim Schmaus in der Halle. Zeichnung von B. Mörlins.

Gegen dieses Gesetz erhoben sich die Herzöge von Bayern, ohne indeß in ihrem Brandenburger Vetter einen Bundesgenossen zu finden. Aber die Macht des bayerischen Fürstengeschlechts wurde noch mehr geschwächt, als Streitigkeiten unter den Gliedern desselben ausbrachen, an denen bald auch Ludwig und Otto von Brandenburg Theil nahmen. Diesen Zwist benutzte Kaiser Karl, und es gelang ihm, die brandenburgischen Fürsten dahin zu bringen, daß sie der schuldigen Rücksicht auf ihre bayerischen Vettern ganz vergaßen und (1363) einen Vertrag mit ihm schlossen, kraft dessen nach ihrem und ihrer männlichen Nachkommen Tode die Mark nicht an ihre fürstlichen Verwandten, sondern an des Kaisers Geschlecht (die Luxemburger) fallen sollte.

Zwei Jahre darauf starb Ludwig der Römer, und der neunzehnjährige Otto übernahm die Regierung der Mark. Mit ihm, dem allen fürstlichen Sinnes baren Jünglinge, der in einem Leben voll niederer Lust bereits die beste Kraft seines Geistes und Leibes vergeudet hatte, und der von seinen Zeitgenossen der „Finner“ oder der „Faule“ genannt wurde, hatte Karl leichtes Spiel. Er verlobte ihm seine fünfjährige Tochter Elisabeth und versprach ihm einen Brautschatz von 20,000 Schock großer Prager Groschen. Dies genügte dem Ehrlosen, um eine Unmündigkeitserklärung über sich ergehen und sich eine kaiserliche Vormundschaft („einstweilen“, wie es hieß) gefallen zu lassen. Damit war er vollkommen in die Gewalt des Kaisers gefallen, der sich nun alsbald mit allem Eifer des daniederliegenden Landes annahm, um sich die Liebe der Märker zu gewinnen. Karl wußte es auch dahin zu bringen, daß Otto anstatt der ihm Verlobten seine ältere Tochter Margarethe, die Wittwe Rudolf's von Oesterreich, die in ihrer zwölfjährigen Ehe mit ihrem ersten Gemahle kinderlos geblieben war, zur Gemahlin nahm. So konnte Karl hoffen, daß aus der neuen Ehe mit Otto ebenfalls kein Nachfolger entsprießen, die Mark also seinem Hause um so sicherer zufallen würde.

Die Ränke des kaiserlichen Herrn, dessen Absichten klar zu Tage lagen und die nur Otto nicht zu durchschauen schien, riefen in anderen Fürsten Groll und Besorgniß hervor; mußten sie doch fürchten, daß der Kaiser, wenn ihm auch noch Brandenburg zufalle, zu mächtig werden möchte. Von ihnen aus mochte Otto einen Anstoß erhalten, denn plötzlich sehen wir diesen sich aufraffen, um das ihm über das Haupt geworfene Netz mit der Schärfe des Schwertes zu zerhauen. Aber er schien etwas von seinem kaiserlichen Schwiegervater gelernt zu haben, indem er seine Zwecke nicht gleich bloßlegte. Der Herzog Barnim III. von Stettin war gestorben. Diese Gelegenheit nahm Otto wahr, um unter dem Scheine, als beabsichtige er gegen Barnim's Söhne zu fechten, Kriegsvölker herbeizuziehen. Inzwischen kam auf weitem Umwege durch Ungarn und Polen seines Bruders Stephan Sohn, Friedrich, ihm zugezogen, und nun sagte er sich (1371) öffentlich von dem Vertrage mit dem Luxemburgischen Hause los, ließ seinem Vetter Friedrich über die Neumark huldigen und versprach ihm die Nachfolge in sämmtlichen Marken.

Karl eilte mit böhmischen Truppen herbei und suchte die Mark zwei Monate lang durch Mord, Brand und Raub auf die entsetzlichste Art heim, während er zugleich allen seinen Scharfsinn anwandte, das Bündniß Otto's mit den übrigen Fürsten zu lösen. Mit Waffengewalt erreichte er keine anderen Erfolge, als Verwüstungen des Landes, vollständig aber gelang ihm die Entzweiung der Fürsten. Mit einem verstärkten Heere griff er nun noch einmal seinen Schwiegersohn an, der hinter den Mauern Frankfurts Schutz suchen mußte, und dem der Muth bei fortgesetzter Belagerung der Stadt entwich. Als Flehender erschien er in dem Lager des Kaisers und trat, gegen ein Jahrgeld von 3000 Schock Prager Groschen, alle seine Rechte an die Söhne Karl's feierlich ab. Einige Jahre später schloß er sein ruhmloses Dasein auf der an der Isar gelegenen Burg Wolfsstein.

Mit ihm endete nach fünfzigjähriger Dauer die Herrschaft des bayerischen Hauses über die Mark, eine Herrschaft, die dem Lande Unheil in Fülle gebracht hatte.

Wie weit die Regierung des Luxemburgischen Hauses über die Mark, die mit Karl IV. beginnt, derselben Segen brachte, werden wir bald sehen.

Digitized by Google

Karl IV. (1373—1378).

In der That brach mit der Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung Karl's (für seinen noch nicht mündigen Sohn Wenzel) eine bessere Zeit für das Land an. Die Wege, die Karl eingeschlagen hatte, um zur Macht zu gelangen, waren verabscheuungswerth, dagegen muß anerkannt werden, daß er, im Besitz der Macht, mit landesväterlicher Fürsorge das Wohl seiner Unterthanen nach jeder Richtung hin zu befördern suchte.

Das Erste, dessen das Land bedurfte, war Friede und Ruhe, um von den Wunden zu genesen, welche die fortwährenden unglücklichen Kriege seinem Wohlstande geschlagen hatten. Beides ward ihm; denn wer hätte es gewagt, den Kaiser in dem Lande, dessen Besitzergreifung ihm so sauer geworden war und das er nun um so lieber hatte, anzugreifen?

Vor allen Dingen strebte Karl danach, Brandenburg mit dem Königreiche Böhmen zu vereinigen (das verbindende Glied Schlesien war ja auch in seinem Besitze), was den Märkern durchaus zusagte. Hatten sie doch oft genug mit Neid auf dies Land geblickt, in welchem unter Karl's vortrefflichen Einrichtungen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissen blühten! Und so wurde denn zu Tangermünde, wohin Karl, nachdem er für sich und seinen Sohn Wenzel die Huldigung entgegengenommen hatte, die Stände berief, feierlich festgesetzt, daß Böhmen und Brandenburg fortan, und zwar „für ewige Zeiten", ein Reich bilden sollten. Hiernach schloß Karl Friedensbündnisse mit den der Mark zunächst wohnenden Fürsten und befestigte einzelne Grenzstädte.

Das Land athmete wieder auf. Vorzüglich beförderte Karl die Gewerbe und den Landbau. Bezeichnend für ihn als Pfleger der Landwirthschaft und für den Geist jener Zeit überhaupt ist folgender Zug. Die Cistercienser waren, wie bereits mitgetheilt wurde, tüchtige Landwirthe. Um nun einen Mönch, von dessen Umsicht Karl viel Lobenswerthes gehört hatte, zu prüfen, übergab er ihm die Verwaltung eines dürftigen Gutes, das bisher kaum die Unterhaltungskosten eingebracht hatte. Nun erschien er bei demselben plötzlich, und zwar zu einer Jahreszeit, in der, wie er wußte, von Vorräthen auf dem Schlosse nichts vorhanden sein konnte, und verlangte Bewirthung für sich und sein Gefolge. Nach aufgehobener Tafel sagte der Kaiser: „Du hast mir wohlzubereitetes Geflügel vorgesetzt; haben aber auch meine Leute Fleischspeisen erhalten?" Der Mönch bejahte es. Nun fragte der Kaiser, ob der Mönch einige Stücke des Zuchtviehes geschlachtet habe, was jener verneinte. Auf die weitere Frage Karl's, was für eine Art von Fleisch denn nun sein Gefolge erhalten habe, sagte der Mönch zögernd: „Was blieb mir, wollte ich der Wirthschaft nicht schweren Nachtheil bereiten, Anderes übrig, als den Schweinen Ohren und Schwänze abschneiden und diese auf mancherlei Weise kochen und zubereiten zu lassen?" — Dies gefiel dem Kaiser so wohl, daß er dem Mönche die Verwaltung größerer Güter anvertraute.

Je nachdem das Regiment streng oder schlaff war, sank oder mehrte sich das Raubritterthum. Unter der traurigen Herrschaft der Bayern war es üppig aufgewuchert. Ueberall im Lande waren Raubburgen emporgestiegen, von denen aus unaufhörlich Räubereien gegen die Städter und das Landvolk ausgeführt wurden. Diesem Unwesen in den Marken trat Karl mit derselben Entschiedenheit, die er in Böhmen bewiesen hatte, entgegen. Er zog mit einer Reiterschar durchs Land, und den Raben auf den Bäumen ward mancher Burgherr zum Fraße hingehängt, der es vergessen hatte, daß es des Adels Pflicht sei, Städter und Landvolk zu schützen, und nicht, sie zu verderben.

Wie sorgsam er darauf bedacht war, das Wohl des Landes zu fördern, zeigte er außer dem schon Angeführten nicht nur durch die Wiederherstellung der Rechtspflege, die bei seinem Regierungsantritt ganz danieder lag, sondern auch dadurch, daß er ein „Landbuch", d. h. ein Verzeichniß aller Ortschaften des Landes, der in denselben wohnenden Besitzer nebst ihren nutzbaren Grundstücken u. s. w., aufnehmen ließ. Auf Grund einer solchen Uebersicht hoffte er in heilsamster Weise für des Landes Wohlfahrt wirken zu können, und es wäre

Digitized by Google

dies auch gewiß geschehen, wenn nicht seine darauf hinzielenden Pläne mit ihm zu frühzeitig ins Grab gesunken wären. Dieses Landbuch, das neuerdings von dem gelehrten Archivar Fidicin aufs Neue herausgegeben worden ist, enthält höchst wichtige Anhaltepunkte für die Geschichtsforschung und ist zugleich ein dauerndes Denkmal der Ordnungsliebe Karl's IV.

Jährlich pflegte der Kaiser einmal auf längere Zeit nach der Mark Brandenburg zu kommen, wo er dann in Tangermünde, für das er eine besondere Vorliebe hegte, Hof hielt. Er baute sich hier ein herrliches Schloß und gedachte diese an der Elbe gelegene Stadt zu einem mächtigen Stapelplatz des Handels, zu einer Vermittlungsstation zwischen Prag und den reichen Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen zu machen.

Außerdem erbaute er daselbst ein Rathhaus und eine Kirche; auch gründete er ein Kollegiatstift. War er in seinen übrigen Landen, so ruhten seine Rechte in den Händen des Bischofs Peter von Lebus und Dietrich's von Schulenburg. Beide leiteten zugleich die Erziehung seiner Söhne Sigismund und Johann. Nach seiner Bestimmung sollte Wenzel Böhmen und Schlesien, Johann die Lausitz und die Neumark, Sigismund dagegen die Mark Brandenburg erhalten. — Seinem Sohne Wenzel hatte er bereits die deutsche Königswürde verschafft, womit diesem die Nachfolge auf dem Kaiserthrone gesichert war.

Wol mochte er in der Stunde seines Todes sich mit der Hoffnung trösten, für den Bestand seines Hauses auf lange Zeiten gesorgt zu haben. Wer aber vermag in die Zukunft zu schauen?

Das alte Tangermünde.

Sigismund (1378—1388).

Fünf Jahre nur hatte Karl's Regierung für die Mark gewährt, eine Zeit des Segens, Sonnentage nach jahrelangen Stürmen — und wieder sollte die Nacht kommen, finsterer, grauenvoller, als es je eine Zeit für Brandenburg gewesen war.

Wie Kaiser Karl IV. darauf bedacht gewesen war, seiner Länder Wohl zu pflegen, so hatte er sich auch redlich bemüht, seinen Söhnen eine sorgsame Erziehung zu geben und ihnen namentlich die Pflichten eines Herrschers seinen Unterthanen gegenüber durch lebendiges Beispiel einzuprägen. War er doch in dieser Beziehung ein Muster für alle Fürsten. Leider starb er, ehe die Söhne es auf der von ihm geführten Bahn zu klarer Einsicht und Willensstärke gebracht hatten. Wenzel zählte beim Tode des Vaters siebzehn, Sigismund elf, Johann neun Jahre. Den Anlagen nach waren die Söhne an Geist und Leib tüchtige Naturen, leider aber gereichte ihnen die Ungebundenheit, in die sie zu früh geriethen, zum Verderben. Wenzel war — um hier gleich vorgreifend ein Gesammturtheil über ihr späteres Auftreten abzugeben — ein dem Trunke und anderen niederen Lastern ergebener Mensch, launenhaft und leicht zum Zorn geneigt, der sich oft bis zur Wuth steigerte; noch widerwärtiger in seiner Sinnes- und Lebensart war Johann, wogegen Sigismund wenigstens äußerlich eine gewisse Würde zu wahren suchte, daneben auch durch Geist und Redegabe zu glänzen wußte.

Digitized by Google

Obgleich er bei des Vaters Tode, wie bemerkt, sich noch in einem sehr jugendlichen Alter befand, lesen wir doch nirgends von einer vormundschaftlichen Leitung des Knaben. Daß nun alles Unheil in der Mark, das unter Karl's IV. Regierung mit allen Mitteln des Rechts und der Gewalt niedergekämpft wurde, vorzüglich das Raubritterthum, wieder hervorbrach, ist leicht erklärlich, zumal Sigismund nur einmal während seiner Regierung (im Herbst 1381) in der Mark sein Hoflager aufschlug. In der ganzen übrigen Zeit hielt er sich meist in Ungarn an dem Hofe Ludwig's des Großen von Ungarn und Polen auf, der ihn mit seiner ältesten Tochter verlobt hatte, wodurch ihm eine Aussicht auf bedeutende Besitzthümer geworden war. Die Mark ward indeß von Statthaltern verwaltet, die machtlos waren, daher sie dem einreißenden Verderben keinen festen Damm entgegenzusetzen vermochten. Wie wenig ihm an der Mark lag, gab er in noch entschiedenerer Weise schon im Jahre 1385 zu erkennen. Er wollte eine Verpfändung derselben eingehen, was aber an der Nichteinwilligung seines ältesten Bruders und dem Widerspruche der Stände scheiterte. Drei Jahre später indeß hatte er sich mit Wenzel geeinigt, und die Stände mußten sich eine Verpfändung des Landes an die Markgrafen Jobst und Procopius von Mähren gefallen lassen. Diese Markgrafen waren Söhne Johann Heinrich's, des ersten Gemahls der Maultasch, den man, als ihm sein zornmüthiges Weib und damit Tirol verloren gegangen war, mit Mähren abgefunden hatte. Den Ständen war die Uebertragung besonders zu dem Zweck empfohlen worden, „alle Sachen mit Gottes Hülfe also zu bestellen, daß alle Zwietracht und Kriege, die so lange gewesen und noch sind, ein glimpfliches Ende nehmen und guter Friede und Ordnung ohne Zweifel folgen müssen." — Sehen wir nun, ob diese Verheißung sich bewahrheitete.

Jobst von Mähren (1388—1411).

Die beiden Brüder waren nun Pfandinhaber der Mark geworden, und sie sollten sie behalten, bis Sigismund die darauf geliehenen 20,000 Goldgulden würde zurückbezahlt haben. — Zwischen Jobst und Procopius muß jedoch ein besonderes Abkommen getroffen worden sein, denn wir hören weiterhin nur von Jobst als dem Pfandinhaber der Mark.

Jobst kam nach der Mark und begann seine Regierung mit einem Kriegszuge, um Gebietstheile, welche benachbarte Fürsten an sich gerissen hatten, zurückzugewinnen. Da jedoch die Kriegslorbern nicht so wohlfeil waren als er gedacht hatte, steckte er das Schwert wieder in die Scheide und that nichts mehr für Verbesserung der Zustände des Landes.

Im Gegentheil! Dem Lande konnte kein größeres Unglück widerfahren, als von ihm regiert zu werden. Es mochte ihm scheinen, daß es im Grunde doch thöricht sei, sich für ein „Pfand" besonders zu bemühen. Gerathener sei es, dem Pfande in Form von Steuern, an Geld und Gut so viel als nur möglich abzupressen. Gleiche es dann schließlich einem ausgedrückten Schwamme, nun, dann möge der eigentliche Landesherr — Sigismund — zusehen, wie dem Dinge späterhin wieder abzuhelfen sei! — In diesem Sinne wenigstens handelte Jobst. Kam er ins Land, so geschah es nur, um die Beute in Empfang zu nehmen, die von ebenso gewissenlosen Statthaltern für ihn eingezogen worden war, oder um Schlösser, Landesfreiheiten u. s. w. an Adelige zu verpfänden. Seine Forderungen an die Steuerkraft des Landes stiegen in dem Grade, in welchem Handel und Wandel stockten. Nebenher trieben in zunehmender Zahl und Unverschämtheit Raubritter ihr höchst unritterliches Gewerbe der Wegelagerei, des „Lebens aus dem Stegreife", wie man ihre Art Räuberei nannte, so daß die Straßen des Landes immer unsicherer wurden. Das arme Volk seufzte zum Himmel in seiner Noth, während Jobst im Auslande den sauren Schweiß des Landes vergeudete und auch nicht einmal einen Versuch machte, dem Räuberunwesen in der Mark Einhalt zu thun. Die „Ritter vom Stegreife" thaten im Grunde freilich nichts Uebleres als er selbst, und dies bestimmte ihn vielleicht, gegen sie Nachsicht zu üben.

Digitized by Google

Raubritter in der Mark. Als es nun in dieser Weise dem Lande mehr und mehr ans Leben ging, mochte der Erzbischof von Magdeburg meinen, auch die „Kirche“ müsse von dem Raube ihren Pflichtantheil haben. Daß er als geistlicher Vampyr lange genug schon unter dem trügerischen Schilde des Ablasses an dem Marke des Landes gesogen hatte, genügte ihm nicht mehr. Befanden sich eine große Zahl von Rittern im Besitze von Raubburgen, so glaubte auch er ihnen nicht nachstehen zu dürfen, und er machte seine Feste Mylow ebenfalls zu einer Raubburg, von der aus er die Gegend ringsum heimsuchte. Das nahm ihm denn doch der Statthalter des Landes, Ritter Lippold von Bredow, übel, und er zog gegen die Feste, um sie zu brechen. Aber er gerieth in die Gefangenschaft des Erzbischofs, und nun verband dieser sich mit dem Fürsten von Anhalt, um das Werk der Räuberei gegen die Mark im Großen zu betreiben.

Eindringen von Raubrittern und Stellmeisen. Von B. Mörlins.

Bald konnte man von den Mauern und Thürmen Brandenburgs Dörfer in Feuer aufgehen sehen, kurze Zeit darauf vernahm man von dem Falle Rathenows. Dem Fürsten von Anhalt war es durch Verrath gelungen, der Stadt Herr zu werden, in der seine Kriegsscharen nun ihre thierische Lust und Mordgier in grauenhafter Weise walten ließen. Auf dem Marktplatze mußten die Bürger dem Fürsten huldigen, wonach er ihnen gebot, ihre Panzer anzulegen und dem Erzbischofe entgegenzuziehen, um ihn feierlich zu empfangen. Als sie einige Meilen weit von der Stadt entfernt waren, wurden — es war zur Winterzeit, und es herrschte große Kälte — Greise, Weiber und Kinder zu den Thoren der Stadt

Digitized by Google

hinausgejagt, indem man sie mit dem Tode bedrohte, wofern sie es wagten, zurückzukehren. Nun richtete sich das Raubgesindel in der Stadt ein, um von hier aus weitere Beutezüge auszuführen.

Auf kurze Zeit griff der wackere Markgraf Wilhelm von Meißen, dem Jobst die Mark für 40,000 Schock Groschen verpfändete, in einem bessern Sinne in die Geschicke des Landes ein. Ihn baten die Stände flehentlich, er möchte sich doch ihrer annehmen, da „die Lande heftig sehr alle Tage von allen umgesessenen Fürsten und Herren angegriffen würden." — „Diese alle", heißt es in dem Ausschreiben der Stände weiter, „so wie ihre Mannen sind der Lande Feinde und rauben, brennen, schinden die Lande, die nie bei Menschengedenken so verdorben worden, so unvermeidlichen Schaden gelitten haben und noch leiden." Die Hülfe währte nur kurze Zeit, denn bald sehen wir die Mark wieder unter der Verwaltung Lippold's von Bredow, des schwachen Mannes, der weder im Innern den Räubereien ein Ziel zu setzen, noch den heutegierigen äußeren Feinden mit Erfolg die Stirn zu bieten vermochte.

Aber es kam noch schlimmer, und der völlige Ruin des Landes schien unvermeidlich zu sein. Sigismund und Jobst, so sehr sie ihre Pflichten als Regenten zu üben vergaßen, hatten doch wenigstens den Schein der landesväterlichen Fürsorge zu wahren gesucht und dadurch gezeigt, daß ihnen noch eine gewisse Scheu vor der Tugend innewohne. Aber die Märker sollten das namenlose Unglück erleben, das Laster ohne jegliche Maske auf dem Throne zu sehen. Denn Lippold von Bredow — die höchste obrigkeitliche Person des Landes — gab einem der verwegensten und gefürchtetsten Häupter des Raubadels, Hans von Quitzow, seine Tochter zum Weibe, ja er legte bald darauf sein hohes Amt in dessen von unschuldigem Blute befleckte Hände, und Jobst sagte Ja und Amen dazu.

Wurde auch Jobst nach einiger Zeit durch den Klageruf der Brandenburger bewogen, andere Statthalter einzusetzen, so ließ er es doch geschehen, daß Hans von Quitzow und dessen Bruder, der nicht weniger als er gefürchtete Raubritter Dietrich von Quitzow, den Anordnungen der Statthalter offen Hohn sprachen, ja diese selbst befehdeten und beraubten.

In der That, man kann sich kaum schlimmere Zustände in einem Lande denken, als diejenigen waren, unter denen Brandenburg seufzte. Mehr noch als früher mochte das gequälte und geängstigte Volk an die Asianier denken und einen Helden sich als Retter wünschen, der jenen hohen Fürsten an Kraft und edler Gesinnung gleich sei.

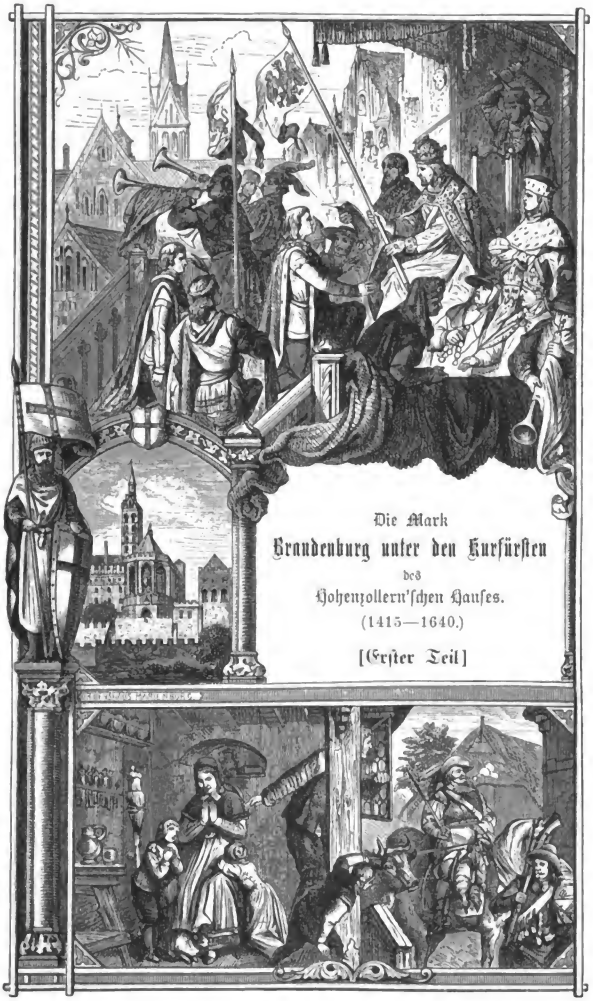
Und ein solcher Held war da, ein Held, erprobt in manchem Kampfe, ein Held, in dem die helleren Seiten des Ritterthums eine Verkörperung fanden.

Dieser Held war der **Hohenzoller, Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg**, der es, so lange Jobst in seiner schmachvollen Weise seine Herrschaft über die Mark übte, nicht ahnte, daß die Vorsehung ihn bestimmt habe, der bis an den Rand des Abgrunds gekommenen Mark gleichsam eine neue Seele einzuhauchen und in dem verwüsteten Landstriche den ersten Grundstein zu einer europäischen Großmacht zu legen, einer Großmacht, die zugleich der Träger, Förderer und Mittelpunkt deutschen Lebens geworden ist.

Ein Geschlecht, das so Machtvolles vollbracht hat, verdient, soweit es das Dunkel der Geschichte gestattet, in seinem Ursprunge betrachtet zu werden.

Daher — ehe wir den Burggrafen Friedrich, ernsten Angesichts und milden Blickes, auf schnaubendem Streithengste in die verwilderte Mark einreiten sehen, in der er von einer geschlossenen, starken Macht ritterlichen Raubgesindels mit frechem Hohn empfangen wird, einen Blick auf sein Geschlecht!

Digitized by Google



Die Mark

Brandenburg unter den Kurfürsten

des

Hohenzollern'schen Hauses.

(1415—1640.)

[Erster Teil]

Digitized by Google

Dies Haus, auf eim Felsen hart
Verwart,
Ist gewaltig unterfasset;
Wasser, Wind kann's nicht bewegen
Noch Regen —
Ohn' Schad sich all's abflosset.
Gott fürchten ist sein Burg und Schloß
Und kein Geschoß
Kann das zersprengen:
Gott's Wort sein Waffen ist und Schwert!

Paul Rebhuhn († 1546).

Digitized by Google

Das alte Nürnberg. Nach einem Stiche aus dem Jahre 1491.

Die

Hohenzollern in der Mark.

Einleitung

Ein Wort des größten Fürsten dieses Geschlechts, Friedrich's des Einzigen, möge diesem Abschnitt zur Einleitung dienen.

„Das Haus Brandenburg, oder vielmehr Hohenzollern", sagt er in seinen „Denkwürdigkeiten zur brandenburgischen Geschichte", „ist so alt, daß sein Ursprung sich in den Dunkelheiten des Alterthums verliert. Ich würde von der Herkunft desselben entweder Fabeln oder Muthmaßungen anführen können: allein Fabeln darf man der heutigen scharfsinnigen und erleuchteten Welt nicht vorlegen. Es ist also gleichgiltig, wenn die Genealogisten dieses Haus von den Colonna's herleiten und aus einem groben Versehen das Scepter im brandenburgischen Wappen mit der Säule verwechseln, welche dieses römische Geschlecht in seinem Wappen führt. Es ist auch nicht ausgemacht, ob man die Grafen von Hohenzollern von Wittekind oder von den Guelphen oder von einem andern Stamme herleiten müsse; mich dünkt, es stammen Alle aus einem gleich alten Geschlechte ab. Ueberhaupt sind die Nachforschungen eines Genealogisten, oder die Beschäftigungen der Gelehrten, die nur auf die Ableitung der Wörter gerichtet, solche Gegenstände, die nicht würdig sind, denkende Köpfe zu beschäftigen. Man fordert merkwürdige Thaten und solche Sachen, die vermögend sind, die Aufmerksamkeit vernünftiger Personen auf sich zu ziehen."

Digitized by Google

Diesem königlichen Worte entsprechend, wollen wir uns darauf beschränken, nur Thatsachen von den Hohenzollern'schen Vorfahren des Burggrafen Friedrich's VI. von Nürnberg zu erzählen, wie gelehrte neuere Forscher, die Mittheilungen fabelnder Genealogisten der Vergangenheit berichtigend, sie ans Licht gefördert haben. Wir wollen nur im Vorübergehen erwähnen, daß die genannte alte Reichsstadt von den Kaisern öfters zur Residenz auserkoren worden ist, und daß in ihr die Reichskleinodien aufbewahrt wurden.

Das Geschlecht der Hohenzollern. Die Stammburg der Hohenzollern liegt nahe dem einst burggekrönten, jetzt kahlen Hohenstaufenberge — so recht im Herzen des Schwabenlandes — auf einem achthundert Meter hohen Vorberge der Rauhen Alp. Früher noch als die Hohenstaufenburg war sie erbaut worden; gepriesen ward sie von Dichtern in alter Zeit als Königin der Burgen Schwabens. In einer Reimchronik heißt es:

„Hohenzollern, du wehrliches Haus,
Wie weit hast du geschaut hinaus!
Allum und um im Schwabenland
Ward'st du ob allen Burgen genannt."

Im Munde des Volkes hieß der bezeichnete Berg lange vor der Zeit, in der sein Felsgipfel mit einer Burg gekrönt ward, Zollernberg oder Zoller. Zoller ist der Ausdruck in schwäbischer Mundart für Söller. Wie das Volk auf diesen Namen kam, ergiebt sich leicht für Den, der zur Abendzeit bei klarem Himmel den Berg Zoller aus den westlich gelegenen Niederungen betrachtet. Während der hinter dem Zoller liegende Gebirgsstock der Rauhen Alp sich bereits in Dunkel gehüllt hat, glüht des Zollers Gipfel noch eine Zeit lang im Abendlichte. Dies gab die Vorstellung des erleuchteten Söllers einer Burg.

Im elften Jahrhundert, als erbliche Familiennamen Sitte wurden, erscheint im Herzen von Schwaben, die aus den Gauen Hattenhuntare und Sülichgau entstandenen Grafschaften beherrschend, das edle Geschlecht Zolra. Die Grafen Burkart und Wezil de Zolorin fallen 1061 im Kampfe. Die Vornamen Burkart und Wezil, die wie Friedrich und Adalbert beim Zollern'schen Geschlechte forterben, verbürgen die Abkunft des Hauses von dem Stamme der Rhätischen Burkardinger, welcher dem alemannischen Schwabenlande mehrere Herzöge gab.

Adalbert de Zolra ist im J. 1095 Hauptstifter des Klosters Alpirsbach im Kinzigthale des Schwarzwaldes und Graf Friedrich, sein Vetter, der erste Schirmvogt des Klosters. — Friedrich Graf von Zolra war einer der vertrautesten Räthe Kaiser Heinrich's V., seine Gemahlin Udalhild eine Tochter Egino's von Urach. Sein gleichnamiger Enkel wurde durch seine Vermählung mit Sophia, Gräfin von Raz und Abenberg, Erbburggräfin von Nürnberg, der Stammvater des Zollerisch-Nürnberg'schen Hauses. Er war der erste Burggraf aus dem Zollern'schen Geschlecht. Er war reich begütert in Schwaben, am obern Neckar, über die Donau hin bis zum Bodensee. Die Bedeutung der fränkischen Hohenzollern lag indeß nicht in ihrem reichen Besitz, auch nicht in den Vorrechten des Grafenamtes als Gerichtshalter und Kriegsbefehlshaber, sondern in ihrem reichstreuen Verhalten von Geschlecht zu Geschlecht. — Friedrich's erstgeborener Sohn, Friedrich, pflanzte den schwäbischen Zweig in Hohenzollern fort, der zweitgeborene, Konrad (also genannt nach dem mütterlichen Großvater), den fränkischen zu Nürnberg.

Zahlreiche Urkunden, abgedruckt in dem sieben Bände umfassenden neuen Prachtwerke „Monumenta Zollerana", bezeugen, daß eben so wie die Zollern des zwölften Jahrhunderts, auch die Zollern'schen Burggrafen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts sich um Kaiser und Reich bald im Frieden, bald im Kriege hochverdient gemacht.

Der schon oben genannte zweite Sohn Friedrich's und Sophia's, Burggraf Konrad III. von Nürnberg, betrieb die Berufung des edlen Hohenstaufensprossen Friedrich, des Enkels Barbarossa's, auf den deutschen Thron, und erwies sich darauf dem Kaiser in schweren Zeiten als treuer Vasall und einsichtiger Rathgeber. Trotz ruhmreichen Kampfes erlag Kaiser Friedrich II. dennoch den von Rom geführten feindlichen Mächten.

Digitized by Google

Die Burg Hohenzollern. Nach Stieler, „Aus dem Schwabenlande".

Digitized by Google

Sein Enkel Konradin, der letzte Sproß des herrlichen Hohenstaufengeschlechts, war in dem Kampfe für sein von dem Papste für eine Jahresabgabe von 8000 Unzen Gold und einen weißen Zelter räuberischer Weise an Karl von Anjou verkauftes Erbe Neapel unglücklich; er gerieth in die Gefangenschaft Karl's, der ihn — allem Rechte zum Hohn — hinrichten ließ. — Das große Kaisergeschlecht war im Kampfe mit Rom erlegen, es folgte für Deutschland die „schreckliche kaiserlose Zeit", in der an Stelle des Rechts das Faustrecht zur Geltung kam. Als durch gewaltthätige Große bald auch die deutschen Kirchenhäupter schwer heimgesucht wurden, da erging vom Papste aus die Mahnung an die deutschen Fürsten, einen neuen Kaiser einzusetzen.

Um diese Zeit hatte der Hohenzoller Friedrich III. das burggräfliche Amt inne. In Verbindung mit dem Pfalzgrafen Ludwig von Bayern und dem Erzbischof von Mainz, wurde hauptsächlich auf seinen Betrieb sein Jugendfreund Rudolf von Habsburg auf den deutschen Thron erhoben. Friedrich hatte mit seinen sämmtlichen Besitzungen für die Habsburger Gewähr geleistet; er war es auch, der in dem schweren und blutigen Kampfe Rudolf's gegen den mächtigen Ottokar von Böhmen, welch Letzterer auf dem Marchfelde bei Wien Krone und Leben verlor, die Sturmfahne trug, ein sprechender Beweis dafür, daß er sich im Heere Rudolf's den Ruf eines der stahlfestesten Kämpen erworben hatte. — Auch hinterher erwies er sich dem Kaiser Rudolf treu und hold. Rudolf „pflog", wie es in einer Chronik heißt, „alle Tage seines Rathes und folgte ihm vor Allen, die er je um sich sah." Friedrich war bereits zu alt, um nach des Kaisers Tod an seine eigene Erhöhung zu denken; aber ein anderer Sproß des Hohenzollern'schen Geschlechts, der sangeskundige Albrecht von Hohenberg, ward von einer Anzahl Reichsfürsten als Nachfolger Rudolf's vorgeschlagen. Jedoch der hochadelige Minnesänger stellte sich selber auf die Seite der Habsburger und verlor dabei nicht nur werthvollen Besitz, sondern auch das Leben. Auf Betreiben des schmählich erkauften Erzbischofs von Köln hatte sich die Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten für Adolf von Nassau, das „arme Gräflein", entschieden, während die anderen Fürsten Rudolf's Sohn, Albrecht I., zum Kaiser erkoren. Adolf von Nassau gab sich alle Mühe, den alten Burggrafen für sich zu gewinnen. Er verlieh ihm werthvolle Reichslehen im Henneberg'schen und Koburgischen und stellte ihm eine verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Hause in Aussicht; aber sein Regiment dauerte nicht lange. Er fiel im Kampfe 1298 gegen den siegreichen Kaiser Albrecht. Aber auch dieser erfreute sich der errungenen alleinigen Macht und des erlangten großen Besitzes nur zehn Jahre lang. Er ward 1308 durch Johann von Schwaben ermordet.

Burggraf Friedrich IV., Friedrich's III. Nachfolger, erwies sich gleich ausgezeichnet an Ritterlichkeit und Einsicht. Er hatte schon in jungen Jahren eine Heldenhaftigkeit seltener Art zu erkennen gegeben. War ihm doch schon in seinem achtzehnten Lebensjahre von dem hervorragendsten Fürsten des Luxemburgischen Hauses, dem Kaiser Heinrich VII., der Oberbefehl über das Reichsheer anvertraut worden! — Nach dem frühzeitigen Tode Heinrich's entbrannte ein Kampf zwischen den Anhängern und den Gegnern des Hauses Habsburg. Erstere wählten den Habsburger Herzog Friedrich von Oesterreich, Letztere den Herzog Ludwig von Bayern. Der Burggraf Friedrich IV. stand diesmal auf der Seite Ludwig's. Bei Mühldorf kam es 1320 zur Schlacht. Als die Wage der Entscheidung schwankte, durchbrach der Burggraf, das hocherhobene Reichsbanner schwingend, mit vierhundert Geharnischten die feindlichen Reihen, nahm den Gegenkönig Friedrich von Oesterreich gefangen und übergab ihn an Ludwig, der durch diesen Sieg in den nunmehr unbestrittenen Besitz der Königswürde gelangte. Zu den Helden des Tages von Mühldorf gehörten auf Seiten Ludwig's der kriegskundige Schweppermann und der tapfere Ritter Rindsmaul. Das Hauptverdienst an dem Siege wird jedoch in allen Aufzeichnungen dem Burggrafen Friedrich IV. zugeschrieben. Ludwig legte ihm im Hinweis auf den Erfolg der Schlacht den Titel „Retter des Reiches" bei.

Digitized by Google

So lange der Bayer im Felde wie im Rathe den Burggrafen zur Seite hatte, blieb sein Stern im Aufsteigen. Nachwehen schwerer Verwundungen nöthigten den Burggrafen später, sich auf seine Burg zurückzuziehen; — damit war der gute Geist von des Kaisers Seite gewichen, und es ging mit seiner Macht niederwärts. Wie den Kaiser, traf auch den Burggrafen der päpstliche Bann, der aber von ihm nicht beachtet ward. Bemerkenswerth ist es, daß Ludwig aus freiem Antriebe dem Burggrafen Friedrich „den Platz der gebrochenen Burg Hohenstaufen mit dem Rechte, sie wieder aufzubauen", verlieh.

Die Burg Hohenstaufen ist jedoch von den Hohenzollern nicht wieder aufgebaut worden, wol aber haben sie in langer, mühevoller und opferreicher Arbeit des Reiches Macht, die mit den Hohenstaufen gesunken war, wieder aufgerichtet.

Burggraf Friedrich IV. führt den gefangenen Gegenkönig Ludwig dem Bayern zu. Nach Ehrhardt.

Noch eines Hohenzollern, des Burggrafen Johann II., haben wir aus der Zeit Ludwig's des Bayern zu gedenken. Wie (S. 144) erzählt worden, hatte der Kaiser Ludwig der Bayer nach dem Aussterben der Askanier seinen Sohn mit der Mark Brandenburg belehnt. Da Letzterer jedoch anfänglich in der Mark sich nicht zu behaupten vermochte, forderte der Kaiser den Burggrafen Johann auf, die Mark auf einige Zeit als Statthalter in Verwaltung zu nehmen. Ohne ahnen zu können, welche Bedeutung die Mark später für seinen Stamm gewinnen würde, entsprach Johann jener Aufforderung, weilte über Jahr und Tag in der Mark und rechtfertigte das in ihm gesetzte Vertrauen vollkommen, indem er sich, wie es in einem kaiserlichen Briefe hieß, als „mächtiger Schutzherr des Landes erwies".

Aus der Zeit Karl's IV. haben wir des Burggrafen Friedrich's V. Erwähnung zu thun. Er begleitete den Kaiser auf dessen Römerzuge und nahm auch an der 1356 zu Metz stattfindenden Berathung der „Goldenen Bulle" lebhaften Antheil. Der Kaiser

Digitized by Google

überhäufte ihn mit Rechten und Vortheilen, mit Ehren und Würden, erhob ihn auch — in Rücksicht darauf, daß die Hohenzollern'schen Burggrafen längst als „Fürstengenossen" angesehen worden seien — förmlich und feierlich in den Reichsfürstenstand.

Endlich ist noch Burggraf Johann (der Bruder Friedrich's VI.) zu nennen, der dem nachmaligen Kaiser Sigismund in der blutigen Schlacht von Nikopolis das Leben rettete.

Hierbei möge zugleich bemerkt werden, daß die im Laufe der Jahrhunderte fortwährend an Umfang gewachsenen Besitzungen der Hohenzollern (unter dem Namen der Markgrafschaften Ansbach und Baireuth) denselben bis 1807 zu eigen blieben.

Hören wir zum Schluß des Abschnittes ein Urtheil Carlyle's über die Burggrafen von Nürnberg: „Das Haus nahm stetig zu, sozusagen vom ersten Tage an, indem die Hohenzollern allezeit von wachsender, gedeihlicher Natur waren. Eine wirthschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei biedern Charakters und gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in hohem Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlerischer Gesinnung."

Friedrich und seine Gemahlin Elisabeth (1415—1440).

Der Burggraf Friedrich VI., heißt es in einer alten Chronik, sei unter den Fürsten seiner Zeit gleichsam der Morgenstern inmitten der Wolken gewesen, welcher seine Strahlen nach allen Seiten hin aussendet.

Damit ist der Eindruck bezeichnet, den Friedrich auf den bessern Theil seiner Zeitgenossen machte. Leuchtend tritt sein Bild aus dem Strome des geschichtlichen Lebens hervor. Er war ein hoher, ritterlicher Herr, einer der schönsten Männer seiner Zeit. Auf seiner Ahnen Burgen waren neben der Wissenschaft der Minnesang und edle Künste anderer Art gepflegt worden. Die Worte, gesprochen bei der Ritterweihe der aufstrebenden Jünglinge des Stammes: Treue, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigkeit, Stärke, Wahrheit, Freigebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit — sie waren nicht wie „Rauch und Schall" dahingeschwunden, sondern hatten in dem Geschlechte Leben und Sein gewonnen.

Die Blütezeit des Ritterstandes war vorüber — Friedrich VI. darf uns dennoch als ein vollkräftiges Bild edelster Ritterlichkeit gelten. Dem kaum sechzehnjährigen Jünglinge mit dem schönen, lockenumwallten Antlitze begegnen wir zuerst mitten in einer Schlacht, in der er sich seinen ersten Waffenruhm erwirbt. Zum Manne herangereift, ist er ein Bild der Kraft und Schönheit. Sein Antlitz bekundet den Adel der Seele, die Hoheit seines Denkens, die Würde seines Charakters. Seiner Natur nach war er ein Freier der altgermanischen Zeit, doch seine Kraft hatte im Lichte des Christenthums eine höhere Weihe empfangen, so daß er sich nicht gebannt fühlte in dem Kreise seines Standes, sondern ihm der Adel der Seele an sich und Anderen mehr galt, als der Adel der Geburt. Außer seiner Muttersprache war er der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig und zugleich im Besitze einer glänzenden Rednergabe. Durch seinen bescheidenen Sinn entwaffnete er Neid und Mißgunst, war herablassend und freundlich gegen die niederen Stände, wußte aber auch in Pracht und Würde aufzutreten, wo es galt, fürstliches Ansehen zu zeigen. Stark im Einzelkampfe sowol, wie umsichtig in der Führung des Heeres, liebte er doch den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern griff für eine ihm gut erscheinende Sache zum „letzten Beweismittel", dem Schwerte, erst dann, wenn alle friedlichen Mittel erschöpft waren, und auch dann that er wiederum nur das Nothwendige. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich auf seiner heimatlichen Burg gern mit dem Lesen von Chroniken, Dichterwerken und Erbauungsschriften; aber auch auf Kriegsfahrten begleiteten ihn stets die Annalen der Geschichte und unter den Dichterwerken namentlich Petrarca's Gesänge.

Digitized by Google

Elisabeth, die Gemahlin Friedrich's, stammte aus dem bayerischen Fürstengeschlechte. Stephan, der Bruder der brandenburgischen Kurfürsten Ludwig des Aeltern, Ludwig des Römers und Otto's, war der Großvater Elisabeth's. Sein Fürstengebiet war Bayern-Landshut. Elisabeth, die nachmalige Gemahlin Friedrich's von Hohenzollern, ward in Landshut an den lieblichen Gestaden der Isar geboren. Ihre Vermählung mit Friedrich erfolgte 1400, als Friedrich 28 und sie 18 Jahre zählte.

Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, und seine Gemahlin Elisabeth von Bayern.
Nach den Bildnissen auf der Thür eines Altarschreins zu Kadolzburg.

Wie der Leser nicht irre gehen wird, wenn er sich den Burggrafen Friedrich als ein Bild edelster Ritterlichkeit vorstellt, so wird er ebenso das Richtige treffen, wenn er sich in Elisabeth eine Frau von seltener Schönheit, Kraft und Anmuth denkt. Als Friedrich nach der Vermählungsfeier seine jugendliche Gemahlin heimführte, machte ihre Erscheinung im Frankenlande sowol unter den Edelleuten als im Volke großen Eindruck, und es wurde ihrer Schönheit aus Volksmunde eine Beglaubigung ausgestellt, die mehr gilt als ein hinterlassenes, in der Reihe der Ahnen sogleich aufbewahrtes Bild: man nannte sie allgemein die „schöne Else". — Von Friedrich und seiner Gemahlin Elisabeth sind in neuester Zeit Abbildungen auf der Thür eines Altarschreins in der Kirche zu Kadolzburg aufgefunden worden.

So viel über das fürstliche Paar vor seinem Einzuge in Brandenburg.

Ehe wir indeß Beide nach der Mark begleiten, müssen wir uns über die in derselben herrschenden christlichen und weltlichen Angelegenheiten, insbesondere über das Kulturleben und die sittlichen Zustände der damaligen Zeit ein möglichst eingehendes Verständniß zu verschaffen suchen, denn nur dann werden wir Friedrich's Wirken zu verstehen und zu würdigen vermögen.

Digitized by Google

Zustände im vierzehnten Jahrhundert.

In dem letzten Rückblick auf das Kulturleben hatten wir manches Gute und Schöne zu berichten. Wir konnten erzählen vom Kriegerstande der Adeligen, der in den Kreuzzügen gleichsam eine Weihe empfangen und sich zum Ritterstande erhoben hatte, und von einem Bürgerstande, der Kunst und Wissen pflegte und im Meistersange, im Kirchenbau und vielen anderen Uebungen und Werken der Kunst Zeugniß davon ablegte, daß Keime eines wahrhaft christlichen Lebens in ihm aufzusprießen begannen. Jetzt haben wir von dem eingetretenen Stillstande des Aufschwungs und dem Verfall der Sitten zu sprechen.

Die Kirche, das heißt die päpstliche Gewalt, war gestiegen, die Macht des deutschen Kaiserthums gesunken. Der heidnische Geist des alten Römerreiches hatte noch einmal den vollen Sieg über die Welt erlangt. Es herrschte eine „Theologie der Hölle", deren Träger sich in „Himmelsglut" kleideten, in ihrem Herzen aber die frechsten Verächter des Göttlichen waren. „Es geschah", heißt es in einem Schreiben des Papstes Bonifacius VIII. vom J. 1303, „daß die Sonne wieder schien, die zuvor in Wolken verborgen war, Makkab. II., 1, 22. — Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleineres Licht, das die Nacht regiere. Diese zwei großen Lichter machte Gott, wie es in der Genesis heißt, nach buchstäblichem Verständnisse. Doch auch geistlich verstanden, machte er jene zwei Lichter, nämlich die Sonne, das ist die kirchliche Gewalt, und den Mond, das ist die zeitliche oder kaiserliche, die Welt zu regieren. Und wie der Mond kein Licht hat, als das von der Sonne empfangene, so besitzt auch keine irdische Gewalt irgend etwas, was sie nicht von der kirchlichen Gewalt empfängt." — So der Papst.

Es fehlte nicht an Stimmen, die kühn auf das Verderben der Kirche hinwiesen, doch sie verhallten in der Nacht des Aberglaubens, die von der angeblichen „Sonne" verbreitet wurde, oder sie wurden von der Inquisition, welche die Kirche zu ihrem Schutze errichtet hatte, erstickt. Ueber die kirchlichen Zustände sprachen aber die Thatsachen lauter als die Zeugen, die, von dem Geiste der Wahrheit beseelt, das einreißende Verderben erkannten. Als Johann II., ein gelehrter Herr, im Jahre 1362 nach Hildesheim ging, um dort sein bischöfliches Amt anzutreten, versammelte er zunächst die Domherren und fragte nach der Bibliothek. Da führten ihn Jene in ein Zeughaus, wiesen auf die zahlreichen Waffen und Rüstungen und sagten: „Dies sind die Bücher deiner Vorfahren, mit denen diese sich ihre Zeit vertrieben, und die du auch benutzen mußt, wenn du unsere Macht erhalten willst."

Eine noch wirksamere Kriegführung wurde aber von der Geistlichkeit durch den Bann ausgeübt, der um jene Zeit nicht nur von Päpsten und Bischöfen, sondern auch, namentlich in der Mark, von niederen Geistlichen bei den geringfügigsten Gelegenheiten gehandhabt wurde. Ueber den Bann oder die Exkommunikation heißt es in dem von Benedikt herausgegebenen „Regelbuche des kirchlichen Amtes": „Die Exkommunikation ist eine dreifache, nämlich: die kleinere, die größere und das Anathema. Die Formel des Anathema lautet, nachdem die Gründe der Belegung mit dem schweren Bann aufgeführt sind: „Deshalb scheiden wir ihn mit allen seinen Mitschuldigen und Gönnern nach Gottes des Allmächtigen Richterspruch .... und auch kraft des Ansehens und der Machtvollkommenheit unserer Wenigkeit, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden, die uns von Gottes wegen verliehen ist, von dem Empfang des göttlichen Leibes und Blutes und von der Gemeinschaft aller Christen und schließen ihn aus von den Schwellen der heiligen Mutter, der Kirche, im Himmel und auf Erden und bezeichnen ihn als Ausgestoßenen und Verfluchten und verurtheilen ihn als mit den Teufeln und dessen Engeln und mit allen Verworfenen zum ewigen Feuer Verdammten, bis er von den Stricken des Teufels wieder zu sich kommt und zur Besserung und Buße zurückkehrt und der Kirche Gottes, die er beschädigt hat, Genugthuung leistet. So übergeben wir ihn dem Satan zum Untergang des Fleisches, damit der Geist gerettet werden möge am Tage des Gerichts."

Digitized by Google

Straße im alten Nürnberg.

Digitized by Google

Die niederen Geistlichen führten in den Marken den anstößigsten Lebenswandel. Da war es noch Sitte, daß die Bauern, wenn sie in der Schenke tanzen wollten, sich den Pfaffen — dies Wort hatte damals nicht die heutige schmähende Bedeutung — herbeiholten, der ihnen auf der Geige aufspielte und ihnen in den Pausen Zoten erzählte. Es sind Erlasse geistlicher und weltlicher Behörden vorhanden, die den Pfaffen diese Beschäftigung verbieten, andere, durch die ihnen untersagt wird, kirchliche Gefäße in den Schenken zu versetzen. — Der Reichthum der Klöster hatte zugenommen (so z. B. besaß das Kloster Diesdorf 45 Dörfer nebst Mühlen, Wäldern, Seen), und statt die Seelen in ihrem Sprengel mit dem Worte Gottes zu speisen, pflegten die Mönche lieber sich selbst, also ihre Leiber. Viele Klöster hatten sich in wahre Lasterhöhlen verwandelt. Da die höheren geistlichen Aemter den Inhabern derselben viel Geld einbrachten, so meinten die schlechteren Päpste, auch einen Antheil beanspruchen zu dürfen. So entstand der Mißbrauch des Verkaufs der geistlichen Aemter (die Simonie). „Keine Bewerbung", erzählt uns ein ernstgesinnter Bischof zu Anfang des 15. Jahrhunderts (Matthäus von Cracow, Bischof zu Worms), „um eine noch so niedrige Stelle, selbst wenn der Bewerber arm wäre, hat in Rom Erfolg, wenn nicht vorher ein vollwichtiger Dukaten bezahlt ist, so daß auch nicht ein Pfennig fehlt." Bei dem Ansuchen um bessere Stellen — sie wurden meist vergeben, ehe sie erledigt waren — zahlte man auch 30, 40, 50 Dukaten. Dieses simonistische Unwesen mußte die ganze Geistlichkeit verwüsten. Die unausbleibliche Folge war, daß würdig gesinnte Männer sich vom geistlichen Stande zurückzogen, die Unwürdigsten dagegen, wenn sie nur Geld und eine freche Stirn hatten, sich in alle Stellen drängten. „Diese Art von Stellenbesetzung", sagt derselbe Bischof, „ist ein Haupthinderniß für tüchtige und ehrenwerthe Männer, die durch Vernunft und Scham abgehalten werden, sich vorzudrängen und die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen, während es dagegen der einfachste Weg ist, daß leichtfertige Personen und Vagabunden, die sich Alles gern gefallen lassen, die zu den gemeinsten Diensten zu gebrauchen sind, hohe Stellen erhalten. Kann es wol etwas Kläglicheres geben? Kaum findet sich ein Stallbedienter, ein noch so geringes und trauriges Subjekt, dem nicht eine oder mehrere, mitunter bedeutende Gnadenstellen zutheil würden, welche eigentlich ausgezeichneten und gelehrten Personen gebührten. Kaum ist einer so lasterhaft und anstößig, daß er nicht zum geistlichen Amte zugelassen würde. An die Besserung solcher Menschen denkt keiner von Denen, welche die Macht haben. Davon nur reden zu wollen, schiene lächerlich. Kein Wunder, denn die Leute verbrauchen so viel Zeit und Kraft zu anderen Dingen, daß sie zu Dergleichen keine Zeit haben." Statt Studien zu treiben, beschäftigten sich diese Leute mit Hunden und Vögeln, ja wenn es nur dabei noch geblieben wäre! — — Wer gedenkt hierbei nicht der Worte: „Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" und „Kann auch ein Blinder der Blinden Führer sein?" —

Der Ablaß bildete eine andere Hauptquelle des Reichthums der Geistlichen.

Die Anfänge des Ablasses finden wir in den ältesten Zeiten der christlichen Kirche, als in derselben der Geist des göttlichen Stifters noch waltete. Aus diesem Geiste entsprang der fromme Gebrauch, über die Reinheit der Gemeindemitglieder mit strengem Ernst zu wachen. Der offenkundige Sünder wurde ausgestoßen. Ging er in sich und gab er das Verlangen kund, wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden, so mußte er sich schweren Bußübungen unterziehen. Diese bestanden in Entbehrungen und in Tugendübungen, namentlich in Werken der Barmherzigkeit. Zeigten sich nun in seinem Leben entschiedene Spuren der Reue und Besserung, so geschah es, daß ihm etwas von der Zeit der ihm bestimmten Bußübungen abgelassen wurde. Dies war der Nachlaß oder Ablaß in seiner ursprünglichen, reinen Bedeutung.

Aber der fromme Geist, der jene heilbringende Form geschaffen hatte, schwand, die schlechteren Zeitalter behielten die Form bei, bildeten aber ihren Inhalt um. Man machte — je nachdem — die Bußübungen zu einer vernichtenden Waffe oder zu einem bloßen Scheine, endlich zu einem gemeinen Mittel der Besteuerung für die Kirche.

Digitized by Google

Den Fürsten dieser Welt, sofern sie sich nur zu Denen, die dem Namen nach „Kirchenfürsten“ waren, gut zu stellen wußten, wurden die Büßungen bequem gemacht, ja man erlaubte ihnen sogar, bezahlte Stellvertreter für sich eintreten zu lassen. Mehr und mehr aber neigte die Kirche sich dahin, das Geld selbst in Empfang zu nehmen, und sie erfand, um den Schein ihrer Heiligkeit nicht zu verlieren, vielmehr ihn noch zu vergrößern, eine neue Lehre, die Lehre von dem sogenannten geistlichen Schatze.

Reliquienverkauf. Zeichnung von B. Mörlins.

Der Papst, so sagte man, verfüge, um Gnaden frei austheilen zu können, über einen unermeßlichen Schatz „überschüssiger Verdienste“. Derselbe stamme von dem Heilande, der Mutter Maria und den Heiligen. Ein einziger Tropfen Blut des Heilandes habe schon genügt, das Menschengeschlecht zu erlösen. Der Heiland habe aber sein ganzes Blut hingegeben. Damit habe er den Nachfolgern des Apostels Petri einen Schatz von Gnaden hinterlassen wollen, als Mittel, der sündigen Welt weiterhin zu Hülfe zu kommen. Dieser Schatz sei noch vergrößert worden durch Maria und die Heiligen, die an guten Werken viel mehr

Digitized by Google

gethan, als zu ihrer eigenen Seligkeit erforderlich gewesen sei, und der Ueberschuß ihrer Verdienste sei eben auch in den Schatz der Gnaden, den der Papst nach freiem Ermessen verwalte, übergegangen. Aus ihm vertheilen der heilige Vater und seine Bevollmächtigten, die er sende, seine Vermittler, die Gnade.

So war der Ablaß zu einer gemeinen finanziellen Maßregel herabgesunken, mittels der die Geistlichkeit die abergläubische Menge in schamloser Weise beraubte. Wurden doch sogar, um die Einnahmen ergiebiger zu machen, zukünftige Sünden besteuert, wie auch Gelder für den Erlaß von Strafen für Verstorbene angenommen. — In der That, man weiß nicht, ob man mehr staunen soll über die Gottlosigkeit der Geistlichen, die da vorgaben, daß sich ihre Macht sogar bis in das Jenseits hinein erstrecke, oder über die Blindheit des Volkes, das solche Zustände so lange Zeit zu ertragen vermochte.

Der Ablaßhandel wurde unter den geistlichen Herren förmlich verpachtet. Ein Theil dieses Sündengeldes wurde freilich für Kirchenbauten verwandt, jedoch keineswegs, um christliches Leben zu pflegen, vielmehr, wie auch schon an einer andern Stelle angedeutet worden, lediglich in der Absicht, durch die Großartigkeit der kirchlichen Gebäude die äußere Geltung der Kirche und der Geistlichkeit zu erhöhen.

Reliquienverkauf. Nicht minder wurde die arme betrogene Menge durch den Handel mit Reliquien ausgebeutet. Man verkaufte sogenannte „heilige Leiber", nämlich menschliche Gerippe, die mit kostbaren Stickereien, Gold, Perlen und Steinen verziert waren, und die angeblich von Heiligen stammten. Da wurde denn manchem, von trügerischen Pfaffen auf dem Schindanger oder unter dem Galgen aufgelesenen Knochen und manchem Fetzen aus irgend einer Trödlerbude von dem gläubigen Sinne des Volkes die tiefste Verehrung zutheil.

Man möchte fast auf den Glauben kommen, daß es niemals ungläubigere, frechere, ehrfurchtslosere, alles Heilige in der Menschenbrust so dreist verachtende Menschen gegeben hat, als es die meisten Geistlichen jener Zeit waren, da sie Betrügereien dieser Art auszuüben sich nicht scheuten. Milch von Maria, der Mutter Jesu, ward vorgezeigt, wie auch solche Ueberbleibsel von Heiligen, die den Hohn geradezu herausfordern. Findet man doch heut noch im Brandenburger Dome unter den aus jener Zeit übriggebliebenen Reliquien die Hirtentasche David's, einen Knopf von der Bettstelle der Mutter des Heilandes, ein Stück von dem Spazierstocke des Riesen Goliath! —

Die Kirche hatte für Geld Alles feil, nicht nur Verkürzung der Fegefeuerqualen und einen hohen Platz im Himmelreiche, sondern gestattete dafür auch die schnödeste Wollust. In den kirchlichen Gebäuden wurden nicht selten die tollsten Lustbarkeiten ausgeübt. Am Vormittage donnerte ein Geistlicher von Himmel und Hölle in der Kirche, und am Nachmittage kam auf derselben Stelle der empörendste Mummenschanz zur Aufführung, dem die Menge, die am Vormittage gläubigen Herzens auf den Bänken gesessen hatte, mit Lachen, Kreischen und Absingen von Zotenliedern beiwohnte.

Ueber die Entweihung der Festtage und des sonntäglichen Gottesdienstes wird vielfach von erleuchteten Männern geklagt. Daß Ritter und Herren mit ihren Hunden und Falken zur Kirche kamen, fiel gar nicht mehr auf. Während die diensthabenden Priester ihre geistlichen „Geschäfte" besorgten, unterhielten sich die übrigen Priester und Chorherren von Krieg oder anderen Neuigkeiten und trieben nicht selten die gemeinsten Scherze.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts durchzog die aus Asien gekommene Pest des schwarzen Todes, „das große Sterben", die europäischen Länder und brachte unsägliches Leiden über die Menschheit. Da die Kirche Alles vermochte, hoffte die Menschheit auch von ihr allein Rettung von dem Uebel. Da wurden alle vernünftigen Mittel gegen die entsetzliche Seuche verschmäht, die Menschen trugen ihr Geld auf die Altäre, lagen vor den Reliquien, schrieen zu den Heiligen empor und flehten die Priester an, sie von dem Uebel zu befreien. Wir werden auf das „große Sterben" weiter unten zurückkommen. — Die Heiligen standen namentlich in einem hohen Ansehen. Ließ auch mancher Heilige

Digitized by Google

unzählige Male den Bittenden unerhört — es entstand doch kein Zweifel gegen ihn. Uebermannte endlich den Flehenden wirklich einmal der Unmuth, so geschah es wol, daß er das Bildniß seines Heiligen umriß, es verstümmelte, in den Schmutz trat oder in das Wasser warf. Gläubig kehrte er aber dann bald zu dem Heiligen zurück und flehte ihn nun um so inbrünstiger an. War es ihm doch von der Geistlichkeit eingeprägt worden, daß jeglicher Zweifel an dem Worte der Kirche vom Teufel komme, und daß das eben der rechte Glaube sei, jedes Priesterwort als wahr anzunehmen, auch wenn es aller Vernunft widerstreite.

Allein durch die Verbreitung und Befestigung einer solchen Lehre vermochte die Geistlichkeit sich zu halten. Ihr mußte Alles dienen, was im Lande überhaupt geschah. In fruchtbaren Jahren stiegen ihre Forderungen, dem Höchsten durch „Gaben an die Kirche Dank darzubringen“; bei Mißwachs hieß es: „Opfert dem Herrn auf unseren Altären, damit seine Hand euch nicht gänzlich verderbe!“ — Jeder Erscheinung am Himmel oder auf der Erde legte die Kirche eine für sie Nutzen bringende Bedeutung bei.

Erschien ein Komet am Himmel, so hallten die Kanzeln von Drohungen und Verwünschungen gegen die harten Herzen, die der Kirche ihre Spenden versagten, wieder.

Eine Art von Schmetterlingen, die bei der Entpuppung einen rothen Saft von sich geben, erschien einmal in einem Jahre in großer Zahl, und man fand auf Gras und Blättern viele rothe Flecken. Eine natürliche Erklärung dieser Erscheinung wäre als Eingebung des Teufels verworfen worden, nur die Kirche vermochte es, ihren Sinn zu enträthseln. Und was sagte sie? „Der Himmel wirft in seinem Zorn rothe Kreuze auf die Erde hernieder. Wehe, wehe über das entartete Geschlecht!“ — Und voll waren die Beichtstühle, und auf den Opferaltären erklangen die Münzen.

Bald war ein blutiges Schwert erschienen, bald ein strahlendes Kreuz, bald ein Engel mit einem feurigen Schwerte — und sofort wurde Alles mit List gedeutet. Wir müssen zur Ehre der Menschennatur annehmen, daß so manchem Geistlichen von dem in der Kirche herrschenden Wahnglauben die eigene Urtheilskraft geraubt war. Wie an dem krank gewordenen Menschenleibe der Sinn des Geschmacks leidet, so verhält es sich auch mit dem Geiste in Bezug auf den Sinn für Wahrheit. Die Lehre der Kirche war im Laufe der Jahrhunderte so verderbt, daß dadurch die Seelen verkümmerten, vornehmlich die, welche als ihre Träger wirkten. — Immer erfinderischer ward die Kirche, ihr so verderbliches System der Verfinsterung durch Trug zu stützen. Unzählige Dinge müssen als nebensächlich übergangen werden, und es mag hier nur noch Eines, „das Wunderblut zu Wilsnack“, erwähnt werden.

Ein Edelmann, Heinrich von Bülow, war in räuberischer Absicht ins Havelbergische eingefallen, hatte das Vieh aus elf Dörfern zusammentreiben und diese darauf anzünden lassen. Die Hütten der armen Leute waren sämmtlich niedergebrannt. Als die Einwohner des Dorfes Wilsnack, die ihr Leben durch die Flucht zu retten gesucht, zurückkehrten, fanden sie von ihrem ganzen Dorfe nichts als rauchende Schutthaufen. Nur von der Kirche waren die Einfassungsmauern stehen geblieben. Nachdem nun der Schutt weggeräumt worden war, entdeckte der Geistliche in einer Vertiefung des steinernen Altars drei Hostien, die bereits lange an dieser Stelle gelegen hatten. Daß diese unversehrt geblieben waren, galt schon für ein Wunder; als ein viel größeres aber ward der Umstand angesehen, daß sich auf den Hostien drei rothe Flecken zeigten, durch die sie fest an einander gehalten wurden. „Wunder, o Wunder!“ rief jetzt die Geistlichkeit, „das geweihte Brot — der Leib des Herrn — konnte von des Feuers Glut zwar nicht verzehrt werden, aber er hat in den Qualen Blut geschwitzt! Sehet, hier ist wahr und wahrhaftig des Heilandes Blut!“ —

Von da ab spielte das Wunderblut aller Orten eine große Rolle. Hier regnete es Blut, dort weinte ein Muttergottesbild oder das Bild eines Apostels zu gewissen Zeiten und nach feierlicher Anrufung der Priester blutige Thränen, dort wieder hatten Juden aus teuflischem Haß gegen den Heiland eine Hostie mit Nadeln durchstochen, und es waren

Digitized by Google

danach helle Blutstropfen hervorgequollen. Daß bei diesen Dingen der allergröbste Betrug obwaltete, wird Niemand in Zweifel ziehen, der außerhalb der Einwirkung solcher kirchlicher Gläubigkeit steht, wie wir sie eben geschildert haben.

Wahrscheinlich ist es, daß der Geistliche zu Wilsnack in schamloser Weise sein eigenes Blut für das des Heilandes ausgegeben hat. Indeß ist auch noch eine andere Erklärung des Vorfalls möglich, wenigstens haben berühmte Kirchenlehrer neuerer Zeit, unter Anderen Neander, nicht einen so handgreiflichen Betrug wollen gelten lassen. Letzterer erzählt die Niederbrennung Wilsnacks, und daß man nach dem Feuer in einer Vertiefung des Altars die drei rothgefärbten Hostien gefunden habe, und fährt dann fort: „— eine Erscheinung, wie sie ähnlich seit dem Alterthum öfter vorgekommen, von verschiedenen Standpunkten ins Wunderbare gedeutet worden ist, deren Grund jedoch die Fortschritte der neueren Naturforscher erkennen gelassen haben. Brot und ähnliche Stoffe werden an feuchten Orten von einer unsichtbaren animalischen Schöpfung, deren Bestandtheile nur das Mikroskop zu erkennen vermag, bedeckt, und das Gebilde nimmt die Färbung des Blutes an." — Im J. 1857 zeigten sich in der sehr warmen Speisekammer eines neuen Hauses in Bonn auf einem stehengebliebenen Kartoffelgericht zahlreiche rothe Flecken, die das Aussehen hatten, als ob Blut mit einem Pinsel unregelmäßig aufgetupft sei. Beim Berühren mit dem Finger gaben diese Flecken einen hochrothen Saft. Die von dem Professor Binz veranstaltete mikroskopische Untersuchung ergab, daß die Flecken aus sehr kleinen, dicht an einander liegenden Körnchen bestanden, die keinen Zweifel über ihre pflanzliche Natur übrig ließen. Es war die sogenannte Wundermonade, die man heut meistens zu den Urkornalgen, speziell zu der Gattung Palmella zählt. Sie wuchert, im Ganzen nicht sehr häufig, mit Vorliebe auf gekochten, in feuchten und warmen Räumen stehenden Mehlsubstanzen und kann von ihnen auf andern ähnlichen Nährboden leicht übertragen werden. —

In Wilsnack wurde nun das „Wunder" außerordentlich und auf betrügliche Art ausgebeutet. Es wurde für Bekanntmachung in weiten Kreisen genügend gesorgt, und bald zogen Gläubige und Kranke von allen Seiten herbei und brachten ihre Gaben.

Die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus beglaubigten ohne Bedenken das Wunder, der Erzbischof von Magdeburg verhieß den nach Wilsnack pilgernden Gläubigen reichlichen Ablaß.

Das brachte nicht nur der Kirche, sondern auch den Einwohnern Wilsnacks, die beim Brande ihr Alles verloren hatten, großen Vortheil. Wie ein Phönix erhob sich der Ort aus der Asche, nach kurzer Zeit erhielt er Stadtberechtigung. Die Straßen von Wilsnack waren täglich gefüllt von Leuten aus aller Herren Ländern. Sogar die Königin Dorothea von Dänemark wallfahrtete zum gepriesenen Heiligthume. Pilgergenossen von Ungarn und Polen, die in jedem Jahre kamen, unterhielten für die Kirche eine Wachskerze von solcher Höhe, daß sie von dem Orgelchore aus angezündet werden mußte. — Zahlreich waren auch die Scharen der stellvertretenden Pilger, die die Beschwerlichkeiten der Reise nicht scheuten, um ein gutes Stück Geld zu verdienen und den Ablaß für Die, von denen sie gesendet waren, in Empfang zu nehmen.

Die in einem starken Krystall befindlichen Hostien thaten Wunder über Wunder.

Es sind sicherlich Heilungen geschehen, aber in anderer Weise, als die Priester sie darstellten. Wir können es noch heut sehen, was bei Krankheiten mancherlei Art die Freude, die Hoffnung, besonders aber der Glaube thun. Uebrigens fehlte es auch nicht an äußerst keckem Betruge bei Erzählung von Heilungen.

Ein reicher Böhme, der eine lahme Hand hatte, kam nach Wilsnack. In dem festen Glauben, daß er dort Heilung finden werde, hatte er sich in Prag von einem Goldschmiede eine silberne Hand anfertigen lassen, die er der Kirche nach erfolgter Heilung zum Geschenk machen wollte. Leider war sein Uebel derartig, daß sein Glaube ihn nicht davon zu befreien vermochte. Dennoch wollte er die silberne Hand nicht wieder zurücknehmen, vielleicht

Digitized by Google

weil er dachte, daß sie auf dem Altare der Kirche noch nachträglich für ihn wirken könnte. Er übergab sie den Geistlichen und reiste ab. Aber er kehrte zurück, um zu hören, was die Priester, denen er seinen Schmerz über die getäuschte Hoffnung ausgedrückt hatte, hinterher sagen würden. Als er nun am nächsten Sonntage unter der Schar der Gläubigen in der Kirche saß und ein Priester die Wunderkraft der Hostien pries, mußte er mit Erstaunen hören, daß auch er als einer der Geheilten bezeichnet wurde, wonach der Priester nicht zu bemerken vergaß, daß eine silberne Hand — er zeigte sie — als Zeichen der Dankbarkeit hinterlassen worden sei. Da erhob der Böhme seine Hand und rief: „Pfaffe, du lügst!"

Die Sünderwage. Nach H. Lüders.

Die späteren Ablaßbriefe des Erzbischofs von Magdeburg und der Erzbischöfe von Havelberg, Brandenburg und Lebus ertheilten den Pilgern für jede Meile Weges vierzig Tage Ablaß, eben so viel für jeden Umgang um die Kirche und für jede kniefällige Anbetung der Hostie.

Endlich erfand man noch ein neues Gelderpressungsmittel, die sogenannte „Sünderwage". Der Erlaß der Strafen wurde an die Bedingung geknüpft, daß ein Jeder seine Sünden mit Geld oder Geldeswerth müsse aufwiegen lassen. Der Pilger wurde zunächst in die Sakristei geführt, in der sich eine große Wage befand. Er mußte sich in eine Schale stellen, und nun wurde sein Geld, oder was er sonst an werthvollen Dingen für die Kirche mitgebracht hatte, in die andere gelegt, und die Freisprechung erfolgte erst, sobald die Schale, in der er stand, stieg. Wunderbar! Es mochte ein Jeder sich sonst schon gewogen haben — hier war sein Gewicht ein anderes. Aber hier wurden ja auch seine „Sünden"

Digitized by Google

gewogen, und sein Leibesgewicht kam bei der Wunderwage nicht in Betracht. Später gab das Auffinden eines Drahtes, der von der Wage nach dem Gewölbe führte, genügende Erklärung.

Als Pilger wurde übrigens nur Derjenige angesehen, der sich in Havelberg ein sogenanntes „Zeichen" gekauft hatte. Dies „Zeichen" war in Hostienform aus Blei gegossen und hatte drei rothe Flecke. Die Einnahme dafür floß dem Bischofe von Havelberg zu.

Zu den Männern, die gegen den Wilsnacker Trug eifrig predigten, gehörte Huß, der später auf das Drängen der Kirchenmacht dem Feuertode überliefert ward. Er war selbst in Wilsnack gewesen und trat nun in einer besondern Schrift gegen den dort gepflegten Aberglauben auf. Welch ein reiner evangelischer Sinn in seiner Seele lebte, mögen folgende Stellen aus dieser Schrift beweisen:

„So sehr, ach! hat die Schlechtigkeit habsüchtiger Geistlicher jetzt zugenommen, daß Boten des Antichrists ihr eigenes Blut für das Blut Christi auf teuflische Weise bei dem heiligen Abendmahle ausgegeben haben, und es wird dasselbe von den thörichten und ungläubigen Christen, welche ungläubig Wunder suchen, verehrt."

„— Wahrlich, wenn die Priester bei dem evangelischen Rath Christi blieben und Christi Worte dem Volke predigten viel mehr als lügenhafte Wunder, so würde der gnädige Heiland die Priester selbst und das Volk von dem schlechten Wege hinwegführen, von dem Wege der Sünde und Lüge."

„— Es ist ein größeres Verdienst, die Wahrheit zu bekennen und Gerechtigkeit zu üben, als in die Augen fallende Wunder hervorzurufen."

„— Welcher Priester oder Diaconus seine Feinde liebt, Reichthum verachtet, die Herrlichkeit der Welt für nichts hält, die Beschäftigung mit weltlichen Händeln meidet und schreckliche Drohungen, auch Verfolgungen um des Evangeliums willen geduldig leidet, der vollbringt Wunder und hat ein Zeugniß davon, daß er ein echter Jünger Christi ist."

In Bezug auf den Ablaß sagt er: „Der thörichte Reiche wird zu einer eitlen Hoffnung verleitet, das Gesetz Gottes wird verachtet, das rohe Volk wird bereitwilliger zum Sündigen gemacht, schwere Sünden werden für leicht geachtet, und das Volk wird im Allgemeinen geplündert."

Judenschlächtereien. Auch in Belitz wurde die Betrügerei des Ablasses mit Hülfe einer blutigen Hostie getrieben. Dort sollte es, wie schon bemerkt, geschehen sein, daß Juden eine Hostie mit Nadelstichen durchbohrt hätten, wonach Blut geflossen sei. Sie hatten nach der Erzählung der Priester die Hostie von einer Magd empfangen. Das hervorquellende Blut setzt sie in Schrecken, und sie bringen die Hostie der Magd zurück. Diese verbirgt sie, in ein leinenes Tuch gehüllt, unter dem Dache des Hauses. Da erblicken denn die Wächter zur Nachtzeit an dem Dache einen hellen Schein. Sie klopfen den Hausbesitzer heraus, man sucht nach, findet die blutige Hostie und trägt sie in feierlicher Prozession noch in derselben Nacht nach dem Gotteshause.

Das war der Anfang eines über hundertundfünfzig Jahre, nicht nur geduldeten, sondern auch begünstigten Truges, der der Priesterschaft reichen Gewinn brachte. Die unglücklichen Juden, die jene Uebelthat begangen haben sollten, wurden verbrannt.

Andere Wunder- und Wallfahrtsorte können wir unerwähnt lassen, da sich im Grunde überall dieselbe Täuschung wiederholte. Es möge dagegen ein Wort über den Marienkultus diesen Abschnitt beschließen.

Ein bemerkenswerther Umstand bleibt es, daß die damaligen Gläubigen sich viel weniger an Gott und den Erlöser, als an Maria und die Heiligen wandten. Sollte vielleicht trotz der allgemeinen Verkommenheit in den Tiefen der Seelen doch noch eine Scheu vor dem Heiligsten gewohnt haben? — Es gab schon eine Unzahl von Marienfesten, und doch fand man immer noch neue Veranlassung, die Reihe derselben zu vergrößern. Zu Ende des 14. Jahrhunderts war eine Zahl von Gläubigen zusammengetreten, welche die längst aufgestellte Lehre der Kirche, daß Maria siebenfache Schmerzen empfunden habe,

Digitized by Google

zum Gegenstande ihrer Betrachtung machten. Diese religiöse Gesellschaft nannte sich „Brüderschaft der sieben Schmerzen Mariä“, und das Fest, das sie feierte, erhielt den Namen „Mariä Ohnmachtsfeier oder Fest der sieben Schmerzen“. In Meißen entstand aus gleicher Veranlassung zu derselben Zeit das Fest „Mariä Mitleiden“; in Neetz, einem Dorfe bei Wriezen im Oderbruche, eine „Brüderschaft der heiligen Jungfrau Maria, genannt vom Psalter“. Einem Jeden, der sich in die letztgenannte Brüderschaft aufnehmen ließ, ward ein Ablaß auf 120 Jahre (Verkürzung der Fegefeuerqualen) ertheilt.

Der Adel. Der päpstlichen Gewalt war es gelungen, die deutsche Kaisermacht in ihren Grundfesten zu erschüttern. Hätten beide Mächte einen Gegensatz gebildet, wie es derjenige ist zwischen Geist und Leib, zwischen evangelischer Wahrheit und materieller Gewalt, so müßten wir unbedingt den Sieg des Papstthums segnen. Aber so war es ja eben nicht. Die Kirche strebte, wie wir gesehen haben, ebenfalls nach einem Reiche von dieser Welt, und ihre Herrschaft war darum so verderblicher Art, weil sie, um bestehen zu können, sich gezwungen sah, die Nacht des Aberglaubens über die Menschheit zu bringen und jede bessere Stimme, die in ihrem Schoße erwachte, zu ersticken.

Eine starke deutsche Kaisermacht hätte wenigstens eine äußere Ordnung in dem Reiche hergestellt und die nationale Größe des Vaterlandes, dem Auslande gegenüber, aufrecht erhalten; sie wäre im Stande gewesen der Uebermacht geistlicher und weltlicher Feudalherren Schranken zu setzen.

Was fragte aber eine durch und durch verweltlichte Geistlichkeit, deren Haupt im Auslande seinen Sitz hatte, nach dem deutschen Vaterlande?

Die deutschen Fürsten wählten sich ihren König, und wenn es dem Papste gefiel, gab er ihm den Kaisertitel. Aber die jetzigen Kaiser waren Schattenbilder, verglichen mit den hervorragenden Männern der karolingischen, sächsischen und hohenstaufischen Kaisergeschlechter.

Dagegen war der Herrenstand während des Sinkens der kaiserlichen Macht üppig emporgewuchert. Dieser Stand war keineswegs die Fortsetzung des Standes der Freien. Unter dem mächtigsten der früheren deutschen Kaiser war vielmehr ein neuer Waffenadel entstanden, der allerdings Viele der Freien in sich schloß. Die Kaiser hatten den kriegstüchtigsten Theil der Nation um sich geschart und Diejenigen, die sich am meisten auszeichneten, mit kleineren oder größeren Besitzungen auf Lebenszeit belehnt. So war das Vasallenthum entstanden. Natürlich erwachte in den Vasallen jener Zeit der Trieb, die Belehnung der Person auf die Belehnung des Geschlechts auszudehnen, was mehr und mehr, besonders unter schwachen Kaisern, Erfolg hatte. Dabei war auch, wie wir gesehen haben, die Kirche in den Besitz großer Ländereien gekommen.

Jetzt gab es eine Unzahl von Bischöfen, Aebten, Herzögen, Grafen und Baronen, denen gegenüber die kaiserliche Macht eben zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war.

Man wählte wol einen Kaiser, aber keineswegs in der Absicht, ihm die Rechte einzuräumen, die zur Herstellung einer Reichseinheit nöthig waren, sondern nur, um bei überhandnehmender Unordnung in einzelnen Landestheilen an ihm eine Art Reichspolizeimeister zu haben. So war Deutschland eine Art Herrenrepublik geworden; die Herren aber, geistliche sowol wie weltliche, übten in ihren Landestheilen die härteste Tyrannei aus. — Viele vormals Freie, deren Ahnen als freie Männer den Landbau getrieben hatten, traf nun das Los der ehemaligen Hörigen und Sklaven.

Außer den Städtern, die hinter festen Mauern ihre gewonnene Selbständigkeit zu wahren strebten, gab es nur Herren und Unterdrückte. Der Wille der Herren war Gesetz. Es trat eine Zeit der Verwilderung ein, wie sie zur Urzeit nicht größer gewesen sein mochte. Es ward ja von der Kirche an den Menschen nicht mehr die Anforderung zur Besserung gestellt, sondern nur die, zu zahlen, wonach sie für der Seelen Seligkeit schon sorgen wolle. Mußten unter solchen Umständen die Sitten der Menschen, namentlich die der Mächtigen, nicht immer mehr verfallen?

Digitized by Google

Jede Art geistiger Beschäftigung ward von der großen Mehrzahl der Herren verachtet, Jagd, Krieg und Schmausereien füllten ihre Zeit. Aber woher die Mittel zu der wachsenden Schwelgerei nehmen?

Zunächst durch immer neue Steuern, die auf der Unterthanen Aecker und Wiesen, Tennen und Scheuern, Ställe und Teiche gelegt wurden. Als die Mittel sich erschöpften, kamen Einfälle in andere Gebiete in Gebrauch. Im Zeitalter des Faustrechts konnte auf Grund des sogenannten Fehderechts ein Jeder, den man zu berauben beschloß, nach einer drei Tage vorher ergangenen Ankündigung überfallen werden. Da wurden denn, so weit die Macht der Waffen es gestattete, Landstriche schonungslos geplündert, die armen Leute ihres Geldes und ihres Viehes beraubt, die Felder verwüstet, die Hütten in Brand gesteckt.

Der Raubadel. In Büschen, in Hohlwegen ward dem Wanderer aufgelauert. Es ging in Wahrheit, wie es in dem Dichtworte heißt:

„Der Hohlweg soll von hole weg,
Von hole weg sich nennen,
Weil, wer dort reist, sich vom Gepäck,
Sich vom Gepäck muß trennen.
Was schreit der Kerl und klagt uns an?
Ein Jeder nährt sich, wie er kann!
Wir können nur in Waffen
Uns was zu leben schaffen; —
Um Mitternacht, da wird's vollbracht,
Im schönen dunklen Hohlweg,
Im Hohlweg!"

Der Wanderer ward mitgeschleppt und so lange in schwerer Gefangenschaft gehalten, bis die Seinigen für ihn ein willkürlich angesetztes Lösegeld erlegten. Das Reisen von einem Orte zum andern war jetzt noch gefahrvoller als zu alten Zeiten, in denen man das Begegnen wilder Thiere zu befürchten hatte. Straßenraub wurde ein ritterliches Gewerbe, und man konnte vielfach das Wort hören:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Es thun's die Edelsten im Lande."

Der bessere Theil des Adels war diesem einreißenden Verderben gegenüber fast ohnmächtig. Es ging hier und da den wirklich adeligen Herren so wie den besseren Geistlichen: sie wurden verhöhnt, ja geradezu befeindet, und mancher wackere Mann, der im Stillen über das Unwesen seufzte, sah sich zu seiner eigenen Erhaltung bisweilen gezwungen: „mit den Wölfen zu heulen!"

Aeltere Schriftsteller erzählen, daß es damals als ein Wunder gegolten habe, wenn Jemand ungefährdet durch Deutschland gekommen sei; durch die Mark aber habe in keinem Falle eine Reise ungestraft gemacht werden können.

Die Mark war eben der wundeste Fleck des Deutschen Reiches; alle die Uebel, an denen Deutschland überhaupt litt, waren hier unter der traurigen Regierung der Bayern und der Luxemburger zur höchsten Höhe gestiegen. Nirgends war im deutschen Lande der Adel räuberischer und der Obergewalt der Fürsten gegenüber eigenmächtiger geworden.

Das hatte aber keineswegs allein das klägliche Regiment der bayerischen und luxemburger Fürsten bewirkt. Es sei hier an den Askanier Otto II. erinnert, von dem die Geistlichkeit, als er ihr nicht zu Willen handelte, jene Geschichte von dem Hunde verbreitete, der von des Markgrafen Hand nicht habe Nahrung annehmen wollen. Diese lügnerische Erzählung entfremdete dem Markgrafen die Herzen des Volkes, und er mußte, um die Geistlichkeit zu versöhnen, den Erzbischof von Magdeburg als Lehnsoberen über seine Familiengüter anerkennen. An dieser Lehnshoheit hatte der erzbischöfliche Stuhl durch die Jahrhunderte festgehalten und sie wol noch erweitert. Nun betrachteten die Erzbischöfe von Magdeburg die Adeligen der Altmark ohne Weiteres als ihre Lehnsleute, und es wurden dieselben von ihnen, so oft sie die Mark mit Krieg überzogen, aufgefordert, unter ihrem Krummstabe Befehlshaberstellen anzunehmen, was denn auch vielfach geschah. Mit anderen Adeligen der Mark gingen sie Bündnisse gegen deren eigene Landesherren ein und entbanden sie auf Grund ihrer geistlichen Gewalt von den Pflichten gegen dieselben.

Digitized by Google

Daß durch ein ſolches Verfahren der gewaltthätige und widerſetzliche Sinn der Adeligen um ſo mehr genährt wurde, erhellt auf den erſten Blick. In der That war der Sinn für Geſetzlichkeit in dem märkiſchen Adel faſt gänzlich geſchwunden, ebenſo die ſchuldige Achtung gegen die an Würde und Stand Höheren. Verhaßt waren ihm ſolche Höfe der Fürſten, an denen Bildung, Sitte und Sinn für Geſetz und Ordnung herrſchten. Unter den märkiſchen Adelsgeſchlechtern waren die Quitzow's weit und breit gefürchtet. „So mächtig waren ſie", heißt es in einem Lehnin'ſchen Manuſkript, „daß Niemand von Mannen oder Bürgern wagen durfte, um eines Bedrängten willen ein Pferd zu ſatteln oder ein Wort zu ſprechen, das wider jene geweſen wäre. Sie waren der Kaufleute und der Wanderer Schrecken."

Der Ueberfall.

Bürger und Bauern. Nur unter der belebenden Macht der Sonne öffnen ſich Knoſpen und reifen Früchte. Ebenſo vermag die Entwicklung der Menſchheit nur in dem Lichte der Religion zu gedeihen. Das Papſtthum nannte ſich Sonne, obgleich, wie wir geſehen haben, nächtiges Dunkel von ihm aus über die arme Menſchheit ſich ausbreitete.

Auch im Bürgerſtande war dem ſchönen Aufſchwunge Stillſtand und Rückſchritt gefolgt. Ehrbarkeit, Scham und Zucht ſchwanden aus dem Leben, und es werden uns von Zeitgenoſſen Schilderungen ſo entſetzlicher Sittenloſigkeit gegeben, daß die Feder ſich ſträubt, darüber zu berichten. — Ein alter Hauptfehler der Deutſchen, auf den ſchon Tacitus hinwies, das Trinken berauſchender Getränke, war zu einer bedenklichen Höhe geſtiegen. Bier- und Weinmangel ward in jener Zeit für mindeſtens eben ſo übel angeſehen als Brotmangel. „Dieſer große mittelalterliche Durſt", ſagt Franz Pfalz, „hing eng zuſammen mit der vorwiegenden Fleiſchnahrung und ganz beſonders

Digitized by Google

damit, daß man das Fleisch übermäßig würzte. Pfeffer war ein sehr bedeutender Handelsartikel, Pfeffer mußten die Kaufleute, welche überseeische Waaren einführten, als Zoll entrichten, Pfeffer mußten die Juden ihren Schutzherren steuern, ein Pfund Pfeffer wollte in einer ritterlichen Haushaltung nicht weit reichen. Kein Wunder, wenn man viel trank! In jeder Stadt gab es Brauereien in Menge, an vielen Orten hatten, wie in Erfurt, die Bürger alle die Braugerechtigkeit, die Klöster brauten, auf den Dörfern wurde gebraut, und außerdem wurden noch schwere fremde Biere in Masse eingeführt. Eine echt mittelalterliche Erscheinung ist der Bieraufrufer. Wurde in einem brauberechtigten Bürgerhause „ein Bier aufgethan", dann ritt er durch die Straßen und verkündete das frohe Ereigniß mit gewichtiger, lobpreisender Miene." Es werden 116 märkische Städte genannt, von denen manche mehrere Arten namhafter Biere brauten. Selbst die Namen, die man den Bieren gab, werfen schon ein gewisses Licht auf die Sitten und Anschauungen der Zeit. In Werben ward „Cerberus" gebraut, in Belitz „Beelzebub", in Kyritz „Mord und Todschlag". In Berlin gab es drei berühmte Biere: „Bullerbuck, Hofbier und Muhlnecker". In den Trinkstuben der Stadtjunker, den Rathskellern, den Zunfthäusern wurden förmliche Bierschlachten geliefert, bei denen die besten Trinker den Preis davontrugen. Um den „Abt mit seinen Mönchen" — den Krug mit den Bechern — nahm die Gesellschaft Platz, und nun wurde beim Erzählen von Zoten und unter gotteslästerlichen Flüchen, die bei dem Vergnügtsein so wenig fehlen durften, wie die zum Trinken reizenden Salzbrezeln, in der Regel so lange getrunken, bis der größte Theil der Tischgenossen sinnlos am Boden lag. Längst war das „Gesundheitstrinken" aufgekommen. Wer nun nicht Demjenigen, der ihm zu Ehren seinen Becher oder sein Trinkhorn leerte, „Bescheid that", ward als Beleidiger angesehen. Der erstickende Rauch freilich fehlte in den Bierstuben damaliger Zeit, da der Tabak in Europa noch unbekannt war.

„Je mehr Einer das Saufen oder Bulletrinken pflegt", sagt der Chronist Kantzow, „desto angenehmer ist er bei den Leuten gewesen. Daher mancherlei Art und grobe Bußen des Bulletrinkens, als: ein Kleeblättlein, das sind drei Gläser, ein jedes in einem Trunke; will Einer ein Stänglein dazu thun, so ist's das vierte Glas; ferner den Fuchs schlessen, wenn Einer eine große Kanne nimmt und umhertrinkt, sodann der Letzte, wenn auch wenig daraus getrunken worden, dieselbe leeren und eine neue antrinken muß, wodann sein Nächster das Letzte bekommt und so die Reihe hindurch, so lange getrunken werden kann; weiter, die Parlenke trinken, das heißt, Einem eine große Schale zutrinken, und wenn sie fast aus ist, einem Andern das Uebrige in die Augen und die Schale auf den Kopf schlagen, und darüber darf Keiner zürnen; Einen zu Wasser reiten, das ist, man setzt entfernt eine Schale voll Getränks auf den Boden, Derjenige, welcher trinken soll, legt sich auf Hände und Kniee nieder, ein Anderer, der ihm zugetrunken hat, setzt sich auf seinen Rücken und reitet auf dem Kriechenden zur Schale hin, welche dieser so austrinken muß; noch andere Arten waren zu trinken kurle murle puf, eine blanke Hase, ein Schlänglein, und der Unart so viel, daß es eine Schande ist." Ein Ritter Hahn ritt einst auf solche Art den Herzog Wratislav IX. zu Wasser. Als sie an die Schale kamen, spie derselbe Ritter hinein. Dennoch trank der Herzog — wie hätte er die Gesetze des Trinkens verletzen sollen! — die Schale aus.

Das Bürgerthum hatte, nachdem es ihm gelungen war, sich dem Adel gegenüber seine Selbständigkeit zu erkämpfen, gegen die landesfürstliche Macht eine eben so trotzige und selbstherrliche Stellung eingenommen wie der Herrenstand. Die Bürger hatten nun auch gelernt, mit den Waffen umzugehen.

Da die Städte von raublustigen Feinden umgeben waren, so mußte der Bürgerstand fortwährend kriegsbereit sein. Niemand durfte zu hoffen wagen, Kaufmannswaaren ohne Begleitung waffengeübter Männer von einem Orte zum andern zu führen; so kam es, daß ein jeder Bürger auch Kriegsmann war. Die Oberalten oder Zunftmeister waren die Anführer der Zunftgenossen.

Digitized by Google

Der Adel saß auf seinen Burgen, die Bürgerschaft wohnte in Städten, das heißt erweiterten Burgen, nur die armen Landleute in ihren kläglichen Lehm- und Strohhäusern waren allen Schutzes bar.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Wille der Kirchenfürsten, Grafen, Herren, in deren Besitzung seine Hütte lag, Gesetz für den Landmann war. Der Gedanke, daß er den Segen des Feldes, wenn Gott Sonnenschein und Regen gäbe, werde sein nennen können, erquickte nie sein Herz. Bei den fast ununterbrochenen Fehden konnten schon morgen feindliche Scharen seine Aecker verwüsten, oder seinen Herrn konnte es gelüsten, ihm plötzlich eine neue Steuer aufzulegen. „Je mehr Wolle, desto mehr wird geschoren!“ Das sagten sich die Leute, und dieser Gedanke konnte sie eben nicht zum Fleiße anspornen.

Die Ritter beim Humpen. Nach H. Lüders.

Auch der nicht, daß, wenn ein Stück Land durch Fleiß einträglicher geworden war, es ganz in dem Willen des allmächtigen „Herrn“ stand, es dem Eigenthümer zu nehmen und ihm dafür einen wüsten Fleck zur Bearbeitung zu geben. Mußte das nicht den Bauersmann stumpf und gleichgiltig gegen die Zukunft machen? Was ihm nun Feld und Stall einbrachte, suchte er alsbald zu verzehren. Denn wozu sparen? „Mein Herr oder fremde Herren oder deren Krieger nehmen mir's doch heut oder morgen!“ — In den Kriegen zwischen Adeligen und Städtern hatten es die armen Bauersleute am übelsten. Bald diese, bald jene Partei zwang sie, mitzukämpfen, und wenn bei langwierigen Kriegen Sieg und Niederlage wechselten, fielen sie der Rache bald dieser, bald jener Partei anheim. Die Männer fortgeführt und in Burgverließe geworfen, deren Boden Moder und Unrath war. Dort lagen sie in Schmuz, Finsterniß und Kälte, bis die Angehörigen das für sie

Digitized by Google

angesetzte Lösegeld erstatteten. „Einen Bauer verfaulen lassen“ war nicht eine figürliche Redensart der Gewaltthätigen jener Zeit, da es in der That nichts Seltenes war, daß Gefangenen solcher Art die Füße abfaulten. Ein weniger grausames Verfahren brach sich zuerst in Städten Bahn. So heißt es in dem Rotenburger Stadtbuche: „Es ist gesetzt und ist auch göttlich und recht, daß man arme Bauersleut, die gefangen sind, und die man abschätzen will, nicht martern soll, es sei denn mit Wasser und Brot ungefährdet.“

Eine Schrift aus etwas späterer Zeit enthält über den Stand der Bauern folgende ganz anschauliche Schilderung:

„Der viert Stand ist der Menschen, die auf dem Felde sitzen und in Dörffern, Höffen und Wylerlin und werden genennt Bawern, darumb das sie das Feld bawen und das zu der Frucht bereiten. Diese fürn gar ein schlecht und niederträchtig Leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschieden und lebt für sich selbst mit seinem Gesind und Viech. Ihre Häuser sind schlechte Häuser von Kot und Holz gemacht, uff daz Extrich gesetzt und mit Strow gedeckt. Ihre Speiß ist schwarz rucken Brot, Haberbrey oder gesocht Erbsen und Linsen. Wasser und Molken ist fast ihr Trank. Ein Zwilchgippe, zwen Buntschuch und ein Filzhut ist ihre Kleidung. Diese Leute haben nimmer Ruh. Früh und spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nächste Stett zu verkaufen, was sie Nutzung übernommen auf dem Feld und von dem Viech und kaufen ihn dagegen was sie bedörffen. Denn sie haben keine oder gar wenig Handwerkslewt bei ihnen sitzen. Ihren Herrn müssen sie offt durch das Jahr dienen, das Feld bawen und Gräben machen. Do ist nichts das das arme Volk nicht thun muß und on Verlust nitt aufschieben darf.“

Wir haben gesehen, wie die Freien in der Urzeit die Leibeigenen dem Vieh gleichstellten und sie auch wie das Vieh verkauften. Diese Sitte war in Deutschland noch nicht ausgestorben, ja in dem nach allen Richtungen hin verderbten vierzehnten Jahrhundert kam sie vielfach wieder in Gebrauch. Eine Urkunde aus dem Jahre 1333 möge statt vieler anderer Beweise hierzu einen Beleg liefern:

„Ich Konrad der Truchses von Urach, Ritter, thue kundt und verjehe öffentlichen an diesen Briefe, allen den, die diesen Brief lesen, daß ich den ehrsamen geistlichen Herren dem Abt und dem Convent des Closters zu Lorch hab geben die 2 Frawen Agnes und ihr Schwester Mahilt, Degan Reinboldt's seligen Töchter, und ihre Kindt, die davon kommen mögen, um drei Pfund Heller ꝛc.“

Ein Ritter verkaufte also einem Kloster zwei Weiber und die Kinder, „die davon kommen mögen“, für drei Pfund Heller, nach unserm Gelde drei Mark und fünfzig Pfennige — damals freilich von größerem Werth als heut.

Kriegsführung. Die Kriegsführung der damaligen Zeit war höchst barbarisch, und es gewährt uns Deutschen wahrlich wenig Trost, uns sagen zu können, daß man uns in Italien, Frankreich und England noch an Grausamkeit übertraf. In dem großen Städtekriege ließ der Pfalzgraf Ruprecht sechzig gefangene Troßbuben in einen glühenden Kalkofen werfen. In Deutschland war es, mit wenigen Ausnahmen, lange Zeit Sitte, daß man bei Einnahme einer Stadt die Gefangenen, mochten sie sich gleich durch bewunderungswürdige Tapferkeit Heldenruhm erworben haben, mit kaltem Blute, manchmal erst an dem folgenden Tage, hinrichten ließ. Nur ausnahmsweise behielt man Standespersonen zur Auswechselung zurück, oder um für sie hohe Summen als Lösegelder einzutreiben.

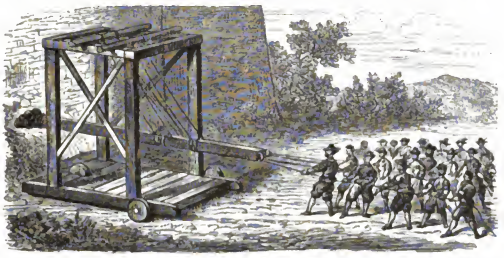
In dem alten Buche: „Kurze Beschreibung der alten löblichen Stadt Frankfurt a. d. O., auch von ihrer ersten Fundation, Erbawung und herkommen ꝛc.“ findet sich folgende Stelle:

„Da sind etliche Burger gegen Schwibuschen zu Marckte gezogen, und nicht weit vom Dorff Spiegelbergk, von vielen vom Adel angerand worden und überweldiget, vielen aus jenen (under welchen auch Weiber und Jungfrawen gewesen) die rechte hand abgehawen, etliche beide hande, etliche sind gar erschlagen und darunter ynen viel wahr von gewande und tücher genommen ꝛc.“

Digitized by Google

Fielen die adeligen Herren einander in ihre Gebiete, so wurde gemordet, geplündert und gebrannt. Durch den Mord der Unterthanen und und durch die Vernichtung der Habe derselben suchten sie einander zu schwächen. Nicht nur zerstörte man Saaten und säete Unkraut in den Boden, sondern es wurden auch die Obstbäume abgehauen und die Weinreben aus dem Boden gerissen. Oftmals geschah es, daß Menschen und Vieh in den Wäldern umherirrten und elendiglich umkamen. Infolge solcher Kriegsführung entstanden dann Hungersnöthe und als natürliche Folge davon Seuchen, die viele Menschen dahinrafften.

„Am Ende eines abgebrannten Fleckens", erzählt ein Schriftsteller jener Zeit, „traf ich zwei alte Frauen, die einen Haufen von etwa vierzig Kindern, Knaben und Mädchen, wie eine Herde Schweine vor sich hertrieben. Die in Lumpen gehüllten Kinder waren vom Hunger so ausgemergelt, daß ihr Anblick Entsetzen erregte. Auf meine Frage, wohin sie die unglücklichen Geschöpfe trieben, zeigten sie nach einer Wiese. Kaum sahen die Kinder die Wiese, so eilten sie, so schnell es ihre Entkräftigung erlaubte, auf dieselbe, fielen nieder, rissen Gräser aus und verschluckten sie gierig. Sie hatten die Gräser und Kräuter bereits kennen gelernt, die schmackhaft waren. Die Alten schrieen: „Ach, wären die Armen nie geboren!" — Von ihnen vernahm ich auch, daß schon eine doppelte Zahl der Kinder auf dem Wege gestorben war. Sie fügten hinzu: Der Krieg hat die Väter getödtet, die Heimatstätten in Schutthaufen verwandelt, die Mütter sind todt, gefangen oder vertrieben.



Anwendung des Sturmbocks.

Nur wir sind übrig geblieben und ziehen nun mit den Kindern durchs Land, bis der Tod uns Alle vom Uebel erlöst. Als ich dies sah und hörte, brachen mir die Thränen aus, und ich konnte nicht anders, als den Krieg aus dem Grunde des Herzens verabscheuen."

Derselbe Schriftsteller erzählt: „Die wilden Soldaten trafen einen Bauern an, der ein Faß Wein auf dem Wagen hatte. Man durchbohrte das Faß mit Lanzen und fing den Wein mit den Helmen auf. Dies dauerte den Anderen zu lange, und diese schlugen dem Fasse den Boden aus, daß der Wein verschüttet wurde. Hierüber entstand ein Streit, in welchem gegen fünfzig Soldaten getödtet und über hundert verwundet wurden. In dem Rausche konnte Keiner unterscheiden, ob er einen Freund oder einen Gegner vor sich habe, ein Jeder fiel Denjenigen an, den er vor sich hatte. Einzelne saßen auf den blutigen Leichnamen und tranken, was noch zu trinken war."

Die Zahl Derer, die in den Feldschlachten umkamen, war, im Vergleich zu der heutigen Zeit, verhältnißmäßig sehr bedeutend, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil es an der nöthigen Pflege der Verwundeten fehlte. Wer gefährlich verwundet war, wurde ohne Weiteres todtgeschlagen. Leichtere Wunden wurden gefährlich, da es an Aerzten fehlte, die für ihre Heilung Sorge trugen.

Digitized by Google

Die Kampfesart war erbitterter, weil Gefangenschaft den Tod oder mindestens — der Sache nach — Leibeigenschaft nach sich zog. Verwundete und Erschöpfte beim Nachsetzen, deren man habhaft ward, wurden erschlagen.

Erwägt man dies Alles, so läßt sich erkennen, wie es kam, daß zu jener Zeit nicht in der Mark allein, sondern im ganzen deutschen Lande, mit Ausnahme weniger Landstriche, die Bauernhütten den heutigen elendesten Viehställen glichen. Wer, wenn er auch im Besitze der Mittel gewesen wäre, hätte Lust haben können, ein stattliches Haus zu bauen, da die ununterbrochenen Fehden und namentlich die Art derselben ihm den Bestand nicht eine Stunde sicherten? Eine elende Hütte von Lehm, Holz und Rohr ließ sich leichter wieder aufführen. Und ist es nicht eben so natürlich, daß „die armen Leute" — so hießen die Bauern in diesem und auch noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein — es immer noch lieber sahen, wenn ihre Herren sie zu Kriegsfahrten aufriefen, als daß sie verdammt waren, auf ihrer Scholle ein dumpfes, elendes Leben zu führen! Der Krieg brachte doch wenigstens Abwechselung in ihr freudenloses Dasein, und sie handelten nun ganz in dem Geiste ihrer Zeit, wenn sie in feindlichen Gebieten vergalten, was ihnen und den Ihrigen in der Heimat zugefügt worden war. Dazu kam die Gier, den stündlichen Gefahren gegenüber von den Freuden des Lebens noch so viel wie möglich zu genießen, wobei göttliches und menschliches Recht unbeachtet blieben.

So waren die Krieger jener Zeit, mochten sie nun den Herren der Welt, oder den Herren der Kirche dienen.

Das „große Sterben". Wir haben der Einschleppung der Pest aus dem Orient schon bei Vorführung der Kreuzzüge im Allgemeinen gedacht. Wir wollen hier nur das Verhalten unseres Volkes bei dem „großen Sterben" im vierzehnten Jahrhundert wenigstens nach den Hauptrichtungen hin erwähnen. Der schwarze Tod trat in Deutschland zum ersten Male im Jahre 1310 auf und währte ununterbrochen sieben Jahre lang. Unzählige Dörfer und sogar viele Städte starben gänzlich aus. In der Mitte des Jahrhunderts erschien die Krankheit zum zweiten Male und wüthete mit kaum verminderter Heftigkeit unter Menschen und Thieren. In vielen Gegenden blieben die Todten auf den Straßen liegen, und herrenlos irrten die Hausthiere auf den unbestellten Aeckern umher. In London erlagen 80,000, in Straßburg 16,000, in Erfurt 16,000, in Lübeck 9000 (in einer einzigen Nacht 1600), in Wien in einem Zeitraume von drei Monaten täglich 700 bis 800 und zur Zeit der höchsten Höhe einmal an einem einzigen Tage 1400 Menschen der Krankheit. So ging es fünf Jahre lang, von 1348—1352, worauf ein noch stärkerer Ausbruch der entsetzlichen Seuche erfolgte. Zu der Zeit geschah es, daß auf einer Kirchenversammlung fünf Kardinäle und hundert Bischöfe an dieser Krankheit starben. Man warf ihre Leichen, wie die der Gestorbenen aus anderen Ständen, zu den Fenstern hinaus und ließ sie auf der Straße liegen. Zum dritten Male trat die Pest im Jahre 1367 auf und währte bis 1374. — Nach Berechnung einzelner Geschichtschreiber raffte die Krankheit den dritten Theil der europäischen Bevölkerung hinweg.

Die Kirche stellte den Würgengel als einen Strafboten Gottes dar und verkündete das gänzliche Aussterben des Menschengeschlechts. Dessenungeachtet nahm sie die reichlichen Gaben, die ihr von allen Seiten geboten wurden, an, obwol doch, wenn ihre Prophezeiung Wahrheit geworden wäre, sie der Gaben auch nicht mehr bedurft hätte. Die Verschreibungen an die Kirche wurden jetzt so bedeutend, daß weltliche Fürsten, um den natürlichen Erben der Verschreiber nicht gar zu viel Schaden zufügen zu lassen, mit strengen Verordnungen dagegen aufzutreten sich genöthigt sahen.

Das Uebelste war, daß die Kirche durchaus keine andere Hülfe, als die von ihr ausgehende, als heilsam, oder auch nur als erlaubt anerkennen wollte. Eine ärztliche Wirksamkeit erklärte sie als einen frechen Eingriff in den göttlichen Willen. So kam es, daß die Menschen jede Vorsichtsmaßregel verschmähten, was zur Folge hatte, daß die Krankheit

Digitized by Google

nur um so gewaltiger um sich griff. Schwerkranke schleppten sich in die Kirche und lagen mit den Gesunden vor den Altären; an feierlichen Umzügen nahmen solche Kranke ebenfalls Theil, und so waren oft die Wege von Todten und Sterbenden gezeichnet. In einzelnen Orten bereitete die Geistlichkeit „Seelenbäder" aus Wein und Brot und gab davon dem Hülfesuchenden, damit er die geweihten Substanzen zu Hause in sein Bad mische. Das nützte wiederum nur dem Säckel der Geistlichen. Es liegt auf der Hand: die Verpestung der Gemüther durch Aberglauben gab mit Anlaß zur unerhörten Ausbreitung der Krankheit.

In der Mark wüthete die Krankheit am ärgsten, weil der Bildungszustand des Volkes hier der niedrigste war und ein dumpfer Wahn in den Menschen fast den letzten Funken Vernunft verlöscht hatte. Unbegraben lagen an vielen Orten die Leichen, an anderen warf man sie ins Wasser. So wurde die Krankheit durch die Verpestung der Luft und des Wassers unterhalten und immer mehr verbreitet.

Die Geißelbrüder und die schwarze Pest. Nach Ehrhardt.

War es wol zu verwundern, daß solche Art Glauben mitunter in das entsetzlichste Gegentheil umschlug? Hier und da kam man auf den Gedanken, daß die Juden schuld seien. Sie hätten, sagte man, aus Feindschaft gegen die Christen die Brunnen vergiftet. An anderen Orten dagegen behauptete man dasselbe von den Todtengräbern, denen es blos darum zu thun sei, ihre Einnahmen zu erhöhen. Nun war man mit dem Todtschlagen der Beschuldigten schnell bei der Hand. Namentlich wurden viele Juden getödtet.

Um den Schrecken vollständig zu machen, geschah es, daß Häuser, in denen eine Person erkrankte, sogleich zugenagelt und zugemauert wurden, so daß mit den Kranken auch Gesunde elendiglich sterben mußten. Es läßt sich ermessen, welch ein Pesthauch aus solchen Häusern hervordrang, wenn sie nach Jahr und Tag geöffnet wurden!

Ein erneuerter Ausbruch der Krankheit im Orte war oft die unmittelbare Folge. — „Der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn." —

Digitized by Google

Das Schlimmste während derartiger Heimsuchungen in jener Zeit und auch noch viel später war, daß der Muth der Aerzte und ihre Kunst meist sich nicht der Größe der Noth gewachsen zeigten. Von der Feigheit der Aerzte giebt schon das unseren Lesern vorgeführte Bild eines Pestdoktors aus der Zeit des 17. Jahrhunderts eine Andeutung. Die Scheu der damaligen Jünger Aesculap's vor dem orientalischen Würgengel war so groß, als gegenwärtig das muthvolle Verhalten unserer Aerzte der kürzlich uns drohenden Gefahr gegenüber. Wagten es Letztere doch im Frühjahr 1879, ohne die Schutzmittel, welche unser Bild zeigt, anzuwenden, die Hauptstätte des russischen Pestherdes zu durchforschen. Wie unsere Abbildung eines geharnischten italienischen Pestarztes um 1650 zeigt, trugen die Aerzte bei ihren Krankenbesuchen ein langes Kleid von Wachstuch, ihr Angesicht war verlarvt, um den Pesthauch abzuhalten, die Augen waren geschützt durch große krystallene Brillen, an Stelle der Nase starrte auf der Larve ein langer Schnabel hervor, weshalb man die Heilkünstler auch „Schnabeldoktoren" nannte; jener Schnabel barg wohlriechende Spezereien. In einer der mit Handschuhen bekleideten Hände trugen die Doktoren einen langen Stab, um auf das hinweisen und das bezeichnen zu können, was der Kranke zu gebrauchen und zu beobachten habe. — Durch derartige Vorsichtsmaßregeln glaubte man sich vor der Ansteckung schützen zu können. Auf allen Straßen Roms rannten diese ärztlichen Vogelscheuchen, die so fürchterlich aussahen, daß die Kinder vor ihnen die Flucht ergriffen, umher.

Ein Pestdoktor von 1650.

Die Geißelbrüder. Der verdüsterte Menschengeist, verlassen von der Religion, so sehr es auch im Lande von Priestern wimmelte, ging nach allen Seiten hin irre. Um des Himmels Zorn zu sühnen, thaten sich Haufen von sogenannten Flagellanten oder Geißlern zusammen. Wer in diese Brüderschaft trat, verpflichtete sich auf so viele Tage, als er Lebensjahre zählte, oder auch auf dreiunddreißig oder vierunddreißig Tage. Täglich fanden zweimal Bußübungen statt, die folgender Art waren: Die Geißler zogen paarweise ins Freie oder durch die Straßen, hielten an einem Orte an, entkleideten sich, warfen sich auf die Erde und ließen sich von ihren Meistern die Blutttaufe geben, das heißt, sich blutig geißeln, wonach sie sich selbst noch unter Gebet, Gesang und Kniebeugung geißelten. Erst als die Unsittigkeit zu groß und aller Sitte und Scham bei diesen Umzügen Hohn gesprochen wurde, traten an einzelnen Orten kirchliche Verordnungen dagegen auf. Endlich schwand die Seuche. „Da das Sterben, die Geißelfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End' hatten", erzählt die Limburger Chronik, „da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein!"

Kleidertrachten. Das zerfahrene Wesen zeigte sich so recht in der neu aufkommenden Kleidertracht. Schönheit, Anstand und Bequemlichkeit waren beseitigt; ein buntes, krauses Allerlei machte sich geltend, über das vollständig zu berichten hier unnöthig sein würde.

Es kam die Schellentracht auf. Hüte, Mützen, Röcke, Hosen, Schuhspitzen, die bisweilen bis zu den Knieen hinaufreichten und an denselben mit Schnüren befestigt waren, wurden mit Schellen besetzt. Ein Sporenträger heutigen Tages kann nicht selbstbewußter auftreten, als es ein Stutzer jener Zeit that. Das war ein noch ganz anderes Geklirr, als

Digitized by Google

es ein Paar Sporen und ein rasselnder Degen hervorzubringen vermögen! Trugen doch sogar die Ritter, die in der Schlacht bei Sempach (1367) gegen die schweizer Bauern fochten, schon Schnäbel von solcher Länge an den Schuhen, daß ihnen dieselben, als sie von den Pferden stiegen, um zu Fuß zu kämpfen, beim Gehen hinderlich waren, und sie auf den praktischen Gedanken kamen, dieselben mit den Schwertern abzuhauen, was freilich, wie bekannt, den für sie unheilvollen Ausgang der Schlacht nicht abwandte.

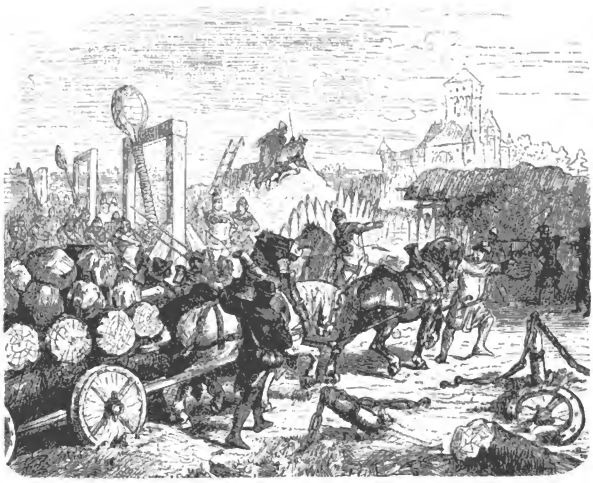
Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ward es Mode, Rock und Hose von oben herab in zwei verschiedenfarbige Hälften zu theilen; die rechte Seite des Rockes war schwarz, die linke roth, das rechte Hosenbein weiß, das linke gelb. Eine solche Theilung ist eben so geschmacklos wie albern; damals aber galt dieser Farbenwechsel weder für thöricht, noch für anstößig, und gar mancher ehrbare Mann trug auf diese wunderliche Weise die eigenen Wappenfarben oder die des Herrn, dem er diente, zur Schau. Stutzerhaft galt es nur, die sonderbare Theilung, die seit längerer Zeit bei den Hosen nicht selten war, auch auf den Rock auszudehnen. Entschieden „neumodisch und geckenhaft" erschien unseren Altvordern der auf S. 189 abgebildete Junker, und die Enge und Kürze seines Rockes mit seiner Menge von Zacken und Lappen, Troddeln und Zotteln, welche das Kleid am untern Rande, am Halse und an den Schultern umsäumten, erregten Verdruß. Eben so wenig Beifall fand die Kapuze, welche damals meistens mit dem Rocke verbunden im Nacken hing oder über den Kopf gezogen wurde, und deren Zipfel sich wurmartig über den Rücken bis auf die Waden hinabwand. Was aber ernsten Personen als das Anstößigste erschien, das war das lange, künstlich gebrannte und gekräuselte Haar des Gecken und sein gedrehter Schnurrbart. Die Männer waren seit längerer Zeit gewohnt, das Haar zu kürzen und den Bart zu scheren, nur alte Leute und Herren in hoher, Ehrfurcht gebietender Stellung, die höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträger, Kaiser, Könige, Erzbischöfe und Aebte, trugen Vollbärte. Jetzt drang von Osten her, zunächst wahrscheinlich aus Böhmen, unter die adelige Jugend jene neue Bartmode ein. Man verachtete diese Mode Anfangs als eine heidnische und verglich spottend die ungewohnten Schnauzbärte mit den Bärten der Hunde und Katzen. Aber es blieb dabei.

Schützentracht.

„Anno 1400 bis man schrieb 1430", heißt es in einer alten Chronik, „war ein so großer Ueberfluß an prächtigem Gewant und Kleidunge der Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Knechte, auch der Weiber, als es niemals gehört worden; da trug man silberne Fassungen oder Bänder mit großen Glocken von zehn, zwölf, funfzehn, bisweilen von zwanzig Marken." Andere trugen in ihrem „Fröhlichsein" fünf, sechs Schock Knöpfe in kreuz und quer gehenden Reihen an den Kleidern. Wieder Andere verhüllten ihr Haupt zum größten Theile in ihre am Rande ausgezackten Kapuzen in allen hellen Farben, gelb, hellgrün, rosa, hochroth u. s. w.; ja Viele — es war dies namentlich in Böhmen der Fall — verstiegen sich später so weit, daß sie das Gesicht verschlossen hielten und nur mit den Augen aus den Luglöchern heraussahen und die Umhüllung meist erst vor dem Essen aufknöpften.

Der bessere Theil des Adels und des Bürgerstandes dagegen hielt in Bezug auf die Kleidung möglichst an edler Einfachheit, Ehrbarkeit und Anstand fest.

Digitized by Google



Zurüstung zur Belagerung.

Burggraf Friedrich VI. als oberster Hauptmann der Mark.

In dem Vorhergehenden ist, soweit die spärlich fließenden Quellen es gestatten und unser Zweck es erfordert, ein Bild von dem Leben und Treiben der Bewohner der Mark um jene Zeit gegeben worden. Ueber manche Zustände, die nicht berührt wurden, wird im weiteren Verlaufe der Geschichte noch das Nothwendige gesagt werden.

Mußte es nicht scheinen, als ob das Land nicht tiefer sinken könne? Was ihm fehlte, war, um mit dem Dichter zu reden:

„— — ein Pfleger alles Heilsamen,
Ein Hort des Friedens und ein Hort des Rechts,
Ein ernster Rächer alles Uebermuths."

Es wird sich nun zeigen, ob der Burggraf Friedrich ein Mann dieser Art war.

Orientiren wir uns einen Augenblick, und nehmen wir den Faden der Geschichte wieder auf, den wir bei Anfang des Rückblickes aus den Händen ließen.

Wenzel von Böhmen war nach dem Tode Karl's IV. Kaiser geworden, doch wurde er im Jahre 1400 seines kaiserlichen Amtes für unwürdig erklärt, und die deutschen Fürsten wählten den tapferen Ruprecht von der Pfalz zu ihrem Staatsoberhaupte, der sich zehn Jahre lang, bis 1410, redlich, wiewol vergebens, mühte, im deutschen Lande Gesetz und Ordnung zur Geltung zu bringen. Beim Tode Ruprecht's machte Wenzel neue Ansprüche auf den Kaiserthron, zugleich aber traten auch seine beiden Brüder, Sigismund und Jobst, als Mitbewerber auf. Zwischen den beiden Letzteren schwankte die Wahl, da starb Jobst, und Sigismund kam nun in den Besitz der kaiserlichen Macht.

Digitized by Google

Seine Wahl dankte er zumeist den Bemühungen seines fürstlichen Freundes und Waffengefährten, des Burggrafen Friedrich. Diesem lag nichts so sehr am Herzen, als die Stärkung der deutschen Kaisermacht, und wenn auch gegen Sigismund's Charakter Manches einzuwenden war, so war er doch zur Zeit der mächtigste der deutschen Fürsten, indem er Ungarn und Brandenburg besaß und außerdem noch erbliche Ansprüche auf Böhmen und Mähren hatte. In Bezug auf des Burggrafen Bemühung für seine Wahl und die Stellung desselben zu ihm lesen wir in Köhler's Reichshistorien S. 337 Folgendes:

„Daß aber Sigismund unter den Kurfürsten eine Partei und so guten Erfolg hatte, verursachte die große und treubeflissene Mühe und Sorgfalt des gedachten Burggrafen Friedrich von Nürnberg, welcher sich äußerst angelegen sein ließ, Kaiser Sigismund zum Reiche zu befördern und vorstellte, daß sich Sigismund und Wenzel künftig am besten vertragen würden, und daß Sigismund wegen seiner großen Erblande nicht Ursach haben würde, auf die Reichszölle und andere kaiserliche Einkünfte so genau zu sehen. Dieser Burggraf Friedrich war auch nach der so streitig abgelaufenen Kaiserwahl Sigismund's beste Stütze in Deutschland, ja fast seine rechte Hand, durch den er Alles verrichten mußte."

Ein Geck. (Vgl. S. 187.)

Die Wahl Sigismund's zum deutschen Oberhaupte mochte neue Hoffnungen in der Mark erwecken. Zwar hatte den Märkern seine und seines Bruders Jobst Herrschaft bisher kein Heil gebracht, aber er war jetzt Kaiser geworden, war also an Macht gewachsen, und nur ein mächtiger Mann konnte in dem zerrütteten Lande die Ordnung wieder herstellen.

Sigismund berief 1411 die brandenburgischen Stände, das heißt die Abgeordneten des Adels und der Städte, zu sich nach Ofen. Die Ritter sandten als ihren Bevollmächtigten den Erbmarschall der Mark, Kaspar Edlen Gans von Putlitz, der seit einem Jahre Hauptmann der Priegnitz war; die Städte waren durch zahlreiche Abgeordnete vertreten. Letztere machten dem Kaiser eine herzergreifende Schilderung von dem Zustande der Mark, aus der wir (nach der Magdeburger Schöppen-Chronik) Folgendes entnehmen:

„Sie klagten dem König der Lande Mißstand und Nothdurft, und namentlich klagten sie die von Quitzow an und etliche andere Mannschaft und Landsassen und deren Helfer, die dem Lande überlegen waren mit Schlössern überall, die sie unter sich gebracht hatten, und von denen aus sie die Lande groß beschädigten, und die mit anderen Herren und Landen umher große Kriege führten; sie baten den König, daß er Rath finden möchte, daß solche Unsteuer, Krieg und Schaden beigelegt und niedergehalten werden möge."

Weiter heißt es hierauf in der Chronik: „Der König antwortete, selbst könne er nicht kommen, da er, zum römischen König erwählt, arbeiten wolle, das Reich zu handhaben und Eintracht der heiligen Kirche zu erwerben; aber er wolle ihnen einen Herrn ins Land senden, der ihnen hülflich sein sollte; er nannte ihnen den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern, daß die Räthe gar sehr erfreut wurden und war ihnen eine gute Zuversicht. Also schieden sie gütlich vom Könige und kamen fröhlich wieder ins Land."

Friedrich war gerade am Hofe Sigismund's gegenwärtig und mochte wol eine noch eingehendere Schilderung über die Mark von den Abgeordneten empfangen.

Sigismund hatte den Ständen also versprochen, ihnen in dem Burggrafen Friedrich „einen Herrn ins Land zu senden, daß er ihnen hülflich sei." Dieser Herr sollte in seinem

Digitized by Google

Namen als Statthalter, oder wie dies Amt damals zumeist genannt ward, als Landeshauptmann regieren. Daß die Abgeordneten der Städte infolge dieser Eröffnung „fröhlich wieder in ihr Land kehrten", ist ein Beweis dafür, daß Friedrich sich bereits einen guten Ruf durch das deutsche Land erworben haben mußte. Auf die Herren vom Adel machte die Absicht Sigismund's indeß einen entgegengesetzten Eindruck, über den sich bald Näheres ergeben wird.

Ob das Amt der Landeshauptmannschaft über die Mark besonders lockend war, möge sich der Leser nach der oben gegebenen Schilderung selbst sagen. Die Burggrafschaft Nürnberg stand natürlich damals auch unter dem Einflusse der Uebel, die in Deutschland herrschten, und wir würden, wollten wir den Maßstab der heutigen Entwicklungsstufe anlegen, genug zu tadeln haben. Allein gegen Brandenburg war die Burggrafschaft denn doch ein wahres Paradies. „Es war die Mark", wie ein Chronist sagt, „durch den häufigen Wechsel der Herren in solche Armuth gekommen, daß Niemand sie gern hat haben wollen."

Daß Friedrich dennoch das genannte Amt übernahm, beweist, daß er ein Element in sich hatte, das alle großen Naturen kennzeichnet: Thatkraft, die mit der entgegentretenden Schwierigkeit und den höheren Zielen wächst. Er übersah vollkommen klar die Lage. Es galt, in der schäumenden Flut wilder Gesetzlosigkeit einen Fels des Rechts aufzurichten, ein Unternehmen, bei dem freilich — dies sah er klar — ein Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich war.

So war denn Friedrich urkundlich zum „vollmächtigen gemeinen Verweser und obristen Hauptmann der Mark" bestellt und dadurch für das schwerbetroffene Land endlich eine bessere Zeit gekommen.

„— Darum haben wir" — heißt es in der darüber von Sigismund ausgefertigten Urkunde vom 8. Juli 1411 — „mit wohlbedachtem Sinne und gutem Rathe die ganze lautere Liebe und Treue in Betracht gezogen, die der hochgeborene Friedrich, Burggraf zu Nürnberg, unser lieber Oheim, Fürst und Rath, zu uns hat, und die merklichen und mannichfaltigen Dienste und Werke, die er vor unserer Berufung zum heiligen römischen Reiche in den Reichs- und anderen Angelegenheiten getreulich und eifrig für uns gethan hat und noch täglich thut, wie auch das ganze Vertrauen, das wir zu seiner Vernunft haben, und hoffen zu Gott, daß er mit seiner Arbeit, Mühe und Macht die Mark, die leider seit langer Zeit durch Krieg und aus anderen Ursachen schwer verfallen und in Verderben gekommen ist, wieder aufbringen werde. So haben wir ihm denn mit dem Rathe unserer Edlen und Getreuen unsere Mark zu Brandenburg befohlen und mit Wissen übergeben und ihn zu einem rechten obristen und gemeinen Verweser und Hauptmann darüber gesetzt.

„— Und so ist denn unsere ernste Meinung und gebieten wir auch allen und jeglichen Prälaten, geistlichen und weltlichen Grafen, Freien, Edlen, Rittern, Knechten, Burggrafen, Vögten, Amtleuten, Richtern, Bürgermeistern, Schöffen, Räthen, Bürgern und Gemeinden aller und jeder Städte ꝛc. ernstlich und festiglich mit diesem Briefe, daß sie Friedrich und seinen Erben zu der vorgeschriebenen Verwesung und Hauptmannschaft in allen Dingen unterthänig, gehorsam und gewärtig seien und ihm auch darauf huldigen sollen, so lieb es ihnen ist, unsere schwere Ungnade zu vermeiden."

Zugleich erließ Sigismund einen „Gebotsbrief" an die „Ritterschaft und Einwohner" der Mark, in welchem es u. A. heißt:

„Demnach weisen wir Euch mit diesem Briefe wohl wissentlich und wohl bedacht an denselben Friedrich und heißen und gebieten Euch auch ernst und festiglich bei unserer Huld, daß Ihr ihn als Euren und der Mark obristen Verweser und Hauptmann fortan betrachtet und ihm und den Seinen, laut unserer eben angeführten Briefe, getreu, beständig, gehorsam, unterthänig und gewärtig seid — —."

Wir haben gesehen, wie die Mark in letzterer Zeit „pfandweise" aus einer Hand in die andere gegangen war. Hier wurde ein solches „Pfandgeschäft" nicht gemacht!

Digitized by Google

Allerdings lieſt man in vielen Lehrbüchern der preußiſchen Geſchichte noch immer die alte Angabe, Friedrich habe an Sigismund vor dem Jahre 1411 mehrfache Darlehen bis zum Betrage von 100,000 Gulden*) gewährt und dafür ſei ihm von Sigismund, da dieſem die Rückzahlung immer nicht möglich geweſen ſei, die Mark verpfändet worden. Sigismund habe darauf weitere Darlehen genommen, ſo daß ſeine Schuld nach und nach bis auf 400,000 Gulden angewachſen ſei, wofür er endlich die Mark an Friedrich habe abtreten müſſen.

Die völlige Haltloſigkeit dieſer Annahme hat ein hochverdienter Forſcher märkiſcher Geſchichte, Riedel, in ſeinem Werke: „Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherren des preußiſchen Königshauſes“ aufs Klarſte nachgewieſen.

Ernennung des Burggrafen zum Landeshauptmann. Zeichnung von H. Lüders.

Nach Riedel iſt die Uebertragung der Mark an Friedrich aus Sigismund's freiem Entſchluſſe hervorgegangen, und zwar einestheils aus Fürſorge für das ausgeſogene Land, anderntheils aus Dankbarkeit gegen Friedrich. Hätte nicht Wenzel noch Antheil an der Mark gehabt, ſo würde Sigismund ohne Zweifel die Uebergabe derſelben jetzt ſchon als Eigenthum an Friedrich haben erfolgen laſſen. Da dies nicht ging, ſtrebte er wenigſtens danach, Friedrich's Macht nach Kräften in der Mark zu befeſtigen. Daher die Zuſicherung, daß, wenn etwa von Seiten der Erben des Luxemburger Geſchlechts die Mark wieder zurückverlangt würde, dem Burggrafen „für ſeine Arbeit“ und dafür, „daß er ſein Vermögen zugeſetzt habe“, eine Summe von 100,000 Gulden ausgezahlt werden ſollte. Wenige Monate darauf erhöhte Sigismund die Entſchädigungsſumme noch um 50,000 Gulden.

*) Es ſei hier bemerkt, daß unter Gulden nicht die heutige Geldmünze dieſes Namens gemeint iſt. Der damalige Gulden (altdeutſch Guldin, von Gold) war etwa einen Dukaten werth.

Digitized by Google

Diese Zusicherung eines „Ersatzes“ an Friedrich hat nun eben zu der Annahme geführt, als ob Sigismund die Mark als „Pfand“ für ein Darlehen hingegeben habe, und diese Annahme ist, wie Aehnliches ja so häufig geschieht, ohne gründliche Prüfung aus einem Geschichtswerke in das andere übergegangen.

Genug, Friedrich war jetzt in aller Form Rechtens ernannter Landeshauptmann der Mark, und es wäre für ihn und das Land nichts vortheilhafter gewesen, als wenn er sogleich den Ständen hätte nachreisen können. Leider ward er von Sigismund, „dessen rechte Hand er war“, in Angelegenheiten des Reiches, fast noch ein volles Jahr zurückgehalten, ein Umstand, der die Schwierigkeiten erhöhte, die seiner in der Mark warteten.

Friedrich hatte sich die alte Stadt Tangermünde zu seiner Residenz ausersehen. Das uralte und, wie oben des Näheren angeführt wurde, von Kaiser Karl IV. umgebaute Schloß daselbst soll das schönste aller damaligen fürstlichen Gebäude in Deutschland gewesen sein. Gerühmt wurde namentlich die Kapelle im Schlosse, die nicht nur von geglättetem Alabaster und Marmor glänzte, sondern sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt war.

Friedrich gegen den Raubadel. Kaspar von Putlitz kehrte nach der Mark zurück und legte seinen Standesgenossen die Urkunde vor, die die Bestallung Friedrich's enthielt. Welchen Eindruck Friedrich auf Putlitz gemacht hatte, erkennen wir aus einer von ihm gegen die Ritterschaft gethanen Aeußerung: „Ihm möchte ich am ersten huldigen — wenn ich überhaupt Jemand huldigen wollte!“

Das war's, und darin stimmte ihm auch die ganze Ritterschaft bei. „Wozu einen Herrn im Lande über sich haben? Das hieße ja so viel, als von unseren Standesvorrechten dem allgemeinen Wohle Opfer bringen sollen! Wir leben nach unseren Rechten und leben dabei gut, und dabei soll's verbleiben! Und gar aus der Fremde Einer! Von Nürnberg her! Er versuch's einmal! Er soll es erfahren, was der märkische Adel vermag!“

Wie nun die Herren nach „ihren Rechten“ lebten, nachdem ihnen bereits die Bestallungsurkunde bekannt geworden war, möge aus einigen Zügen erhellen.

Von einer räuberischen Schar unter Iwan von Wulffen und Hennig Kracht wurden am 28. September 1411 die Dörfer Retzow und Möthlow überfallen und geplündert, oder nach dem ritterlichen Ausdruck „ausgepocht“. Nachdem 300 Schweine, 1034 Schafe, über 200 Ochsen und Kühe und viele Pferde hinweggetrieben worden waren, hieß es: „Wählt nun, ihr Leute — Feuer in eure Dächer, oder, wenn wir die Orte verschonen sollen — Ablösung!“ — Man befriedigte die Mordbrenner, indem man das Geforderte gab: 65 Schock böhmische Groschen und 20 Paar Hosen. — „Raub und Brandschatzungen“ — das waren die „althergebrachten Rechte“ der märkischen Herren, die sich dieselben nicht wollten nehmen lassen. In Retzow war bei diesem „Auspochen“ der Besitzer des Ortes erschlagen worden, aus Möthlow hatte man einen Bauer gefangen fortgeführt, um von ihm nachträglich noch ein Lösegeld zu erpressen.

An den Streifzügen einer Bande unter Hans von Treskow nahmen die von Katte, Meienborf, Meseberg, Predöhl, Möllendorf und von Restorf Theil. Von ihr wurden unter anderen die Dörfer Bredow, Niebehde und Bauerstorf „ausgepocht“. Der letzte Ort ging in Feuer auf und ist seitdem spurlos verschwunden. Aus Bredow, das man zur Nachtzeit überfiel, wurden 75 Pferde, 300 Schafe, 120 Schweine und 45 Kühe hinweggetrieben; außerdem nahm man das beste Hausgeräth, selbst Betten mit. Zwei Bauern zwang man, bei der Hinwegführung behülflich zu sein. Sie aber laufen zu lassen, als der Raub eingeheimst war — das wäre gegen Bauern zu edel gewesen! Man warf sie in den Thurm und forderte von den Angehörigen für sie sechs Schock böhmische Groschen. „Verkauft das Letzte, wenn ihr die Euren frei haben wollt!“ hieß es. Und so geschah es. Die Gefangenen wurden frei, und das Land hatte zwei Bettlerfamilien mehr. — Noch erbarmungsloser wurden in der Altmark die „althergebrachten Rechte“ von Barthold von Oberg, Busso von der Asseburg, Ludwig von Veltheim und Anderen ausgeübt.

Digitized by Google

Von zwei Gesellschaften hatte das Magdeburger Gebiet um diese Zeit besonders schwere Heimsuchungen zu erleiden: die eine unter Gebhard von Alvensleben, die andere unter Kaspar Gans, Edlem Herrn zu Putlitz, Dietrich und Hans von Quitzow. In der Regel wurden die überfallenen Ortschaften, nachdem das Raubgeschäft beendet war, in Asche gelegt. Ausnahmen fanden nur statt, wenn einer bedeutenden Brandschatzung Genüge gethan werden konnte, doch kam es auch vor, daß eine Ortschaft mehrmals hinter einander gebrandschatzt wurde. So verging es z. B. dem Dorfe Bähne bei Rathenow.

Kaspar Gans und die beiden Quitzow's überfielen diesen Ort am 11. Februar 1412 und nahmen an Pferden, Kühen, baarem Gelde und Kleidungsstücken, was sich vorfand.

Fortschleppen von Geiseln durch die Quitzow's. Zeichnung von B. Mörtius.

Um nun aber die Brandfackel von dem Orte fern zu halten, mußten die Einwohner geloben, in kurz gemessener Frist sechs Wispel Hafer und fünf Fuder Bier nach Rathenow zu liefern. Weitere Brandschatzungen fanden um Pfingsten und um Bartholomäi statt.

Von Sigismund war ein zweiter „Gebotsbrief" erschienen, der aber, wie aus Obigem erhellt, ebenfalls keine Beachtung gefunden hatte. Sigismund hat im „Reich" genug zu ordnen, dachten die Herren; wir haben es höchstens mit dem „Nürnberger" zu thun! Aus Nürnberg ging zu jener Zeit schon sehr viel Spielzeug, „Tand" benannt, in die Welt. Mit Bezug darauf nannten die Herren den Burggrafen Friedrich „Nürnberger Tand", und die Quitzow's sagten: „Und wenn es ein ganzes Jahr lang Burggrafen vom Himmel regnete, so sollten sie doch hier zu Lande nicht aufkommen!"

Endlich erschien Friedrich in der Mark. Es war am 21. oder 22. Juni 1412, als er an der Spitze eines zahlreichen und glänzenden Gefolges in Brandenburg, der alten

Digitized by Google

Hauptstadt des Landes, einritt. Er berief die Stände dorthin und verlangte Huldigung, somit also Anerkennung seiner Rechte. Eine Zahl von Städten leistete ihm dieselbe sogleich, wogegen er ihnen ihre Freiheiten bestätigte.

Der „schloßgesessene" (der im Besitze fester Schlösser sich befindende) Adel des Havellandes erklärte indeß trotzig, dem Burggrafen nicht huldigen zu wollen. Die „Zaunjunker" (so genannt, weil ihre Schlösser nicht mit Mauern, sondern nur mit starken Bohlenzäunen umgeben waren) schlossen sich ihnen an. An der Spitze der Ersteren standen Dietrich und Hans von Quitzow, Kaspar Gans Edler zu Putlitz, Achim von Bredow, die Brüder Pape, Werner und Albrecht von Holzendorf, Albrecht von Uchtenhagen, Lutken und Gerken von Arnim, Gebhard von Alvensleben, Wichard von Rochow, die von der Schulenburg, von Jagow, Bardeleben, Bismarck, Maltitz und Andere.

Diese Herren suchten ihrer Widersetzlichkeit den Schein des Rechts zu geben, indem sie sich darauf beriefen, daß die Mark unter Karl IV., dem Vater Sigismund's, „auf ewige Zeiten" mit Böhmen verbunden worden sei. Hatten diese „ewigen Zeiten" nicht aber bereits mit der Verpfändung der Mark an Jobst ihr Ende gefunden? Damals hätten die Ritter ihren Widerspruch erheben sollen, wenn es ihnen darum zu thun gewesen wäre, die Kraft des Vertrages zu erhalten. Jetzt war derselbe, gerade infolge der stillschweigenden Zustimmung der Stände, thatsächlich beseitigt. Ueberdies hatte ja Sigismund in Betreff der Uebertragung der Mark an Friedrich sich die Zustimmung seines Bruders Wenzel, des Königs von Böhmen, zu sichern gewußt. Der Rechtspunkt war nicht zu Gunsten der Herren.

Dem Lehniner Abte, Heinrich von Stich, gelang es, einen kleinen Theil des Adels zur Anerkennung Friedrich's zu bewegen. Die genannten Geschlechter aber beharrten bei ihrem Widerstreben, hielten Zusammenkünfte und scharten sich enger an einander. Die Häupter der Bewegung waren Putlitz und die Quitzow's. Sie hatten den Entschluß gefaßt, sich des Burggrafen unter allen Umständen zu entledigen. Durch einen Schwur verbunden, rüsteten sie im Stillen und befestigten ihre schon starken Schlösser und Burgen noch mehr.

Der Burggraf suchte indeß durch gütliche Auseinandersetzung den bessern Theil des Adels für sich zu gewinnen. Langmüthigen Sinnes, wie er es war, würde er auch, selbst im Besitze einer starken Waffenmacht, nicht sogleich zu Gewaltmaßregeln gegriffen haben. Um so weniger konnte er dies jetzt thun, da seine Widersacher nicht nur Herren der festen Schlösser und Burgen des Landes, sondern ihm auch an Mannschaften und anderen Mitteln des Widerstandes weit überlegen waren. Auch beurtheilte er den märkischen Adel keineswegs in so einseitiger Weise, daß er ihm allein alle Schuld an dem Verderben des Landes aufbürdete. In der gesetzlosen Zeit, die, mit wenigen kurzen Unterbrechungen, fast seit einem Jahrhundert hier gewaltet hatte, lagen die tieferen Ursachen der unheilvollen Zustände des Landes und namentlich auch des Umstandes, daß der Adel von einem so unerhört unritterlichen Geiste durchdrungen war. Friedrich ging deshalb langsam vor, keineswegs aus Schwäche, sondern eben in billiger Berücksichtigung geschichtlich gewordener Verhältnisse. Die Widerstandskraft durch freundliches Benehmen zu schwächen, einzelne Glieder des Adels an sich zu ziehen und sich nebenher zu dem voraussichtlich nicht zu umgehenden letzten Akt der Gewalt zu rüsten, das waren die Anschauungen, die ihn zu jener Zeit leiteten. Seine Macht wuchs auch auf diesem Wege bis zu einem gewissen Grade. Wir sehen dies aus nachfolgender Stelle in dem neuen Gebotsbriefe Sigismund's vom 12. August 1412: „— zumal da doch Prälaten, Mannen und Bürger in anderen Theilen dieser Provinz, namentlich in den Landen Lebus, Sternberg und Teltow Huldigung geleistet haben und gehorsam geworden sind."

Indeß hatte der Herzog Swantibor von Pommern — wie es scheint, auf Einwirkung der märkischen Adetigen — eine feindliche Haltung gegen Friedrich angenommen. Er war unter Jobst eine Zeit lang Landeshauptmann der Mark gewesen. Damals hatte die Ritterschaft ihm sein Amt schwer genugsam zu verleiden gewußt, jetzt aber hegte er

Digitized by Google

Groll gegen Sigismund, weil dieser ihn bei der Wahl eines Landeshauptmannes übergangen hatte. Freilich verband ihn mit den Rittern noch etwas Anderes.

So wie diese fürchteten, die ihnen unter Jobst's schmachvoller Regierung verpfändeten Schlösser (die sie bereits als ihr Eigenthum ansahen) wieder herausgeben zu müssen, wenn es dem Burggrafen gelänge, festen Fuß in der Mark zu fassen, so befürchtete Swantibor die Zurückforderung mehrerer märkischen Ortschaften, deren er sich widerrechtlich bemächtigt hatte. Sein hohes Alter erlaubte ihm eine Betheiligung an kriegerischen Unternehmungen nicht mehr. Um so eifriger nahmen seine beiden Söhne, Kasimir und Otto, die Gelegenheit wahr, für Dasjenige, was sie als ihres Vaters Recht ansahen, mit den Waffen in der Hand einzutreten, und sie fielen im Oktober 1412 verheerend in das brandenburgische Gebiet ein.

Schlacht am Kremmer Damme. Nach H. Lüders.

Friedrich zog ihnen mit seiner kleinen fränkischen Schar, die in der Eile nur durch wenige märkische Mannschaften verstärkt werden konnte, entgegen, und es kam auf dem Kremmer Damme (einem schmalen Erdstriche, der sich durch das Kremmer Luch hindurchzieht) zu einem blutigen Zusammenstoße, bei dem auf Seiten Friedrich's unter Anderen der Graf Johann von Hohenlohe, Krafft von Leutersheim und Philipp von Utenhoven ihr Leben verloren. Die jungen Pommernherzöge behielten das Feld, doch mochte der Sieg theuer erkauft sein, da sie keine Anstalten machten, von demselben Vortheil zu ziehen. — Die Ritter beharrten nun um so mehr in ihrer widersetzlichen Haltung, ja sie sprachen Drohungen gegen Diejenigen aus, die sich dem Burggrafen anzuschließen die Absicht kund gaben. So stellten Kaspar von Putlitz und die von Quitzow dem havelbergischen Bischofe Otto folgende Zeilen zu:

Digitized by Google

„Es ist uns zu wissen geworden, daß Ihr Euch auch setzen wollt von unserm Herrn, dem Könige von Ungarn, zu dem Burggrafen, was wir kaum von Euch glauben. Sollte es aber dennoch sein, und erführen wir, daß Ihr dies wirklich beabsichtigt, so müßt Ihr darum unsere Freundschaft entbehren, und wir werden das Eurige dafür angreifen, was wir Euch bei Zeiten hierdurch melden." —

Indessen wuchs die Anerkennung der Herrschaft Friedrich's im Lande, so daß er zu hoffen begann, die Partei des Widerstandes werde endlich wohl oder übel sich ihm beugen. Er hatte gegen dieselbe beim königlichen Hofgerichte Klage erhoben, und es war an jeden Einzelnen der Herren eine Einladung von Sigismund ergangen, bei Hofe zu erscheinen, um sich daselbst zu verantworten. Sie leisteten der Einladung keine Folge; damit aber trat für sie die Gefahr ein, von der Reichsacht betroffen zu werden. Den Spruch derselben, der auf ihre Vertreibung von ihrem Besitzthum gelautet haben würde, hätten die umwohnenden Fürsten in Gemeinschaft mit Friedrich auszuführen gehabt. Sie mußten daher Bedacht darauf nehmen, einem solchen Schritte zuvorzukommen, und sie beschlossen, dies durch eine Schein-Unterwerfung zu thun.

So kam im April 1413 zu Berlin ein Vergleich zu Stande, der jedoch, wie aus dem Vorigen erhellt, nur von Seiten des Burggrafen ehrlich gemeint war. Die verpfändeten Schlösser wurden den adeligen Herren größtentheils noch „bis auf Weiteres" gelassen, nur die Städte Tangermünde, Straußberg und Saarmünde mußten sie sogleich abtreten. Sie huldigten dem neuen Landeshauptmann, gelobten ihm gewärtig und gehorsam zu sein und versprachen, die Schlösser nach Zahlung der darauf stehenden Pfandsummen abzutreten.

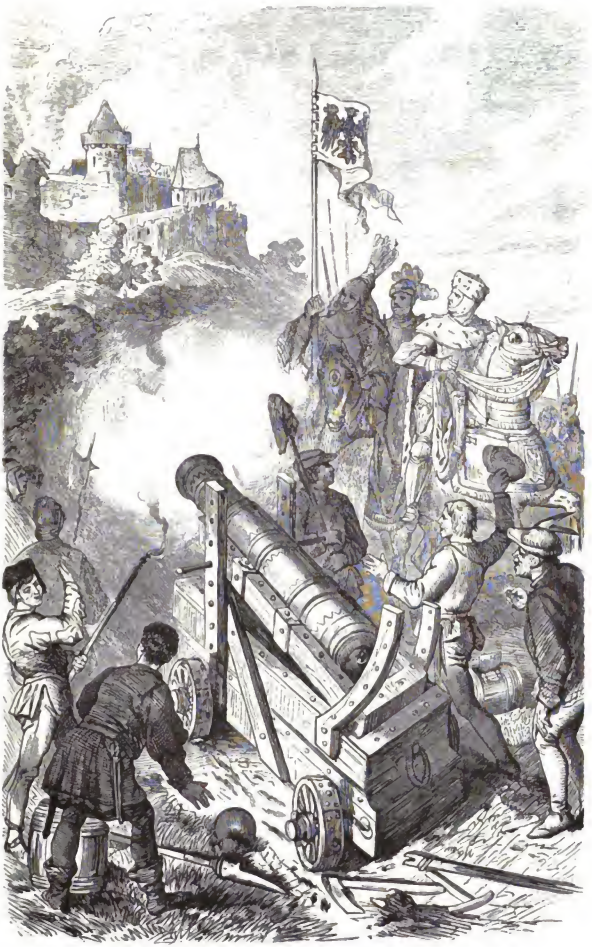
Mit welcher Milde und Nachsicht der Burggraf bei Alledem verfuhr, bezeichnet wahrheitsgetreu ein altes Lied, in welchem es von ihm heißt: „nach Friede stund all sein Begehr." — Nun wäre der erwünschte Anfang einer neuen Ordnung der Dinge in der Mark erreicht gewesen, wenn eben jene Herren ohne Hintergedanken gehandelt hätten. Wie sie ihr feierliches Gelöbniß, dem Burggrafen „als ihrem Landesherrn gewärtig und treu zu sein", hielten, werden wir gleich sehen.

Der Burggraf forderte sie auf, an einem Zuge gegen das ursprünglich landesherrliche Schloß Trebbin Theil zu nehmen, da dessen gegenwärtiger Pfandinhaber, von Maltitz, sich ungesetzlicher Weise zu einer Ablösung nicht verstehen wolle. Sie konnten sich dem von ihnen geforderten Vasallendienst nicht entziehen und machten — es befanden sich unter ihnen die Quitzow's, Wichard von Rochow, von Bredow, von Arnim — den Zug mit, der mit der Einnahme der Burg und der Gefangennehmung des von Maltitz endete.

Aber gleichsam um sich für diesen widerwillig gethanen Dienst zu entschädigen und den Burggrafen möglichst bald erkennen zu lassen, daß sie ihn in Wahrheit doch nicht anerkannten, ritten sie plötzlich ohne Weiteres aus dem burggräflichen Lager vor Trebbin fort und plünderten, fast unter den Augen Friedrich's, ein Magdeburgisches, zum Kloster Zinna gehöriges Dorf. Sie nahmen Pferde, Ochsen, Betten und Hausgeräthe, ja sie rissen sogar den Frauen die Kleider vom Leibe, führten den Raub nach dem Schlosse Beuthen und kehrten darauf, als ob nichts geschehen wäre, ins Lager zurück.

Des Burggrafen Forderung an sie, den beraubten Landbewohnern ihre Habe zurückzugeben, um so mehr, da er mit dem Erzbisthume Magdeburg in Frieden lebe, beantworteten sie damit, daß sie hinwegritten, sich in den Jerichow'schen Kreis begaben, Straßenraub ausübten und Ortschaften verwüsteten. Sie plünderten das Dorf Tychen (damals ein Marktflecken), steckten 30 Häuser und acht auf dem Kirchhofe gelegene Getreidespeicher in Brand und führten einen wohlhabenden Einwohner hinweg, um durch Erpressung eines hohen Lösegeldes ihre Beute zu vergrößern. So handelten die „neugeschworenen Vasallen!" Da sie nun auch erfahren hatten, daß der Abt von Zinna wegen der Plünderung des ersten Dorfes sich beschwerend an den Burggrafen gewandt, denselben also als obersten Herrn der Mark anerkannt hatte, beschlossen sie, ihn zu strafen.

Digitized by Google



Die „faule Grete“ vor Frisak. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Sie überfielen die Stiftsdörfer Bardenitz, Pechül, Mehlsdorf, Felgentreu, Frankenfelde und Frankenföhrde und trieben überall ihr räuberisches Gewerbe in gewohnter Art, wobei es auch mehrfach Einwohnern ans Leben ging.

Anwendung von Geschützen. Jetzt war die Zeit für den Burggrafen gekommen, einen Schlag gegen die Aufrührer zu thun, denn als solche hatten sie sich im klarsten Sinne des Wortes nunmehr gezeigt. Daß sie ihm gegen die Pommernherzöge nicht Beistand geleistet hatten, rechnete er ihnen nicht an, weil damals der Vergleich wegen der Huldigung noch nicht zu Stande gebracht worden war. Jetzt aber, da offenbare Verhöhnung seiner landesherrlichen Befehle vorlag, konnte es nur den Waffen vorbehalten bleiben, den beharrlichen Widerstand von Grund aus zu vernichten.

Aber Friedrich vermochte es nicht, der Raubschar, die fortwährend wuchs, mit den ihm zu Gebote stehenden Mannschaften die Spitze zu bieten. Er sandte Botschaft an seine Gemahlin, die die Burggrafschaft Nürnberg in seiner Abwesenheit rühmlich verwaltete, ihm eine auserlesene Schar Ritter und Mannen aus Franken ins Land zu führen, schloß Schutz- und Trutzbündnisse gegen die Räuber mit umwohnenden Fürsten und erbat sich, wie von einzelnen Chronisten berichtet wird, von dem Landgrafen von Thüringen eine der seit kurzer Zeit erst in Gebrauch gekommenen „Donnerbüchsen" (Kanonen). Diese Donnerbüchse, eine Vierundzwanzigpfünder (es wurde damals mit Steinkugeln geschossen), soll — wie ebenfalls mehrfach berichtet wird — da ihr Forstschaffen durch den märkischen Sand sehr schwierig von statten ging, von den Bauern den Namen „faule Grete" erhalten haben. Wie ernstlich übrigens jetzt der Burggraf die Kriegsrüstung betrieb, erhellt schon daraus, daß er noch einige kleinere Donnerbüchsen aus Kirchenglocken gießen ließ.

Dies Alles geschah, während der ausständische Adel in seinem wüsten Treiben fortfuhr und der Hoffnung lebte, Friedrich werde ehestens bei Nacht und Nebel das Land verlassen und dem Kaiser erklären, daß er mit der Mark nichts weiter zu thun haben wolle.

Friedrich vor Plaue, Golzow, Frisak u. s. w. So brach das Jahr 1414 heran, in welchem für die Mark die Entscheidung vorlag, ob sie auf dem Wege der Gesetzlosigkeit noch tiefer sinken, oder ob in ihr, nach langer unseliger Zeit, der Thron der Gesetzlichkeit, ohne den Volkswohlfahrt nie gedeihen kann, wieder aufgerichtet werden sollte.

Von übler Vorbedeutung für die Ritter schien es zu sein, daß zu Anfange dieses Jahres eines ihrer Häupter, Kaspar von Putlitz, in die Hände der Magdeburger fiel, welche ihn auf die Burg Ziesar in festen Gewahrsam brachten.

Wohlüberlegt führte jetzt Friedrich seinen Schlag gegen die Edelleute aus, die seine Geduld lange und schwer genug auf die Probe gestellt hatten. Damit dieselben einander nicht Beistand leisten könnten, ließ er vier ihrer festesten Schlösser und Burgen zu gleicher Zeit einschließen, nämlich Plaue, Golzow, Frisak und Beuthen. Frisak, das von Dietrich von Quitzow vertheidigt ward und dessen Belagerung Friedrich leitete, fiel nach zweitägiger verzweifelter Gegenwehr. Die Donnerbüchse führte für den Herrn von Quitzow eine so eindringliche Sprache, daß er sein Heil in der Flucht suchte und auch darin seinen unritterlichen Sinn bekundete. Nicht minder kraftvoll ward die Belagerung Golzows von Friedrich's Verbündetem, dem Herzog Rudolf von Sachsen, betrieben. Wichard von Rochow, der die Vertheidigung der Burg zu leiten hatte, erkannte schon am dritten Tage, daß sein Widerstand vergeblich sei, und daß er nur von der Gnade noch etwas hoffen könne. Er ließ daher das Thor öffnen und erschien mit den Seinigen, die Männer mit einem Strick um den Hals, die Frauen in weißen leinenen Bußkleidern, vor Rudolf; Alle fielen vor Rudolf nieder und flehten ihn um seine Fürsprache bei Friedrich an. — Die stärkste der Burgen, deren Belagerung der Erzbischof von Magdeburg leitete, war Plaue. Ihre Mauern, die so dick waren, daß auf denselben nach dem Ausspruche von Zeitgenossen ein Wagen fahren konnte, schienen Anfangs aller Anstrengungen des Belagerungsheeres zu spotten, und ihr Besitzer und Vertheidiger, Hans von Quitzow, mochte kaum an

Digitized by Google

die Möglichkeit des Falles denken. Nun erschien Friedrich ebenfalls vor Plaue. Die Donnerbüchsen begannen ihre Arbeit, zunächst gegen die Stadt, die alsbald in Flammen aufging. Darauf ward die Burg angegriffen, und schon nach wenigen Tagen war der Burggraf Herr derselben. Hans von Quitzow dachte ebenfalls sein Heil in der Flucht zu suchen, doch gelang es, ihn gefangen zu nehmen.

Das Schloß Beuthen, unweit Potsdam, hatte sich bis jetzt noch gehalten. Als die Vertheidiger aber den Fall der übrigen Festen vernahmen, übergaben sie, nachdem ihnen freier Abzug zugesagt war, das Schloß dem Sieger.

Nun unterwarf sich ohne Weiteres der ganze Adel des Havellandes dem Burggrafen, welcher, dem Geiste der Mäßigung getreu, der ihn bisher geleitet hatte, gegen die Besiegten Milde übte, indem er ihnen keine harten Bedingungen auferlegte. Das Land aber athmete auf, da es einen Herrscher über sich sah, dem es weder an Güte und Langmuth, noch an heldenmüthiger Gesinnung, Kraft und Besonnenheit fehlte, allgemein schädlichen Uebeln, für deren Beseitigung kein anderer Weg übrig blieb, ritterlich entgegenzutreten.

Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz oder Kostnitz.

Die Strahlen der Sonne erleuchten am Morgen zuerst die Spitzen der Berge, und die dort Wohnenden erfreuen sich des Lichtes, während es für die Menschen in den Thälern noch Nacht ist, und sie, von Schlaf und Traum umfangen, noch ruhen.

Aehnlich ist es bei dem Hervorbrechen neuer Wahrheiten in der Völkergeschichte.

Wir sahen, von welcher geistigen Nacht unser Volk umgeben war, wir vernahmen auch einzelne Stimmen, in denen wahrhaft christliches Leben, wie es heut in weiten Kreisen als solches erkannt wird, sich offenbarte. Aus Wilsnack her, wo mit dem sogenannten Wunderblute ein so verabscheuungswürdiger Betrug geübt ward, ertönte uns eine solche Stimme aus dem Munde des ehrwürdigen Huß entgegen.

Er ist's, der unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nimmt, denn an sein Leben und Sterben knüpfen sich bedeutungsvolle Ereignisse, nicht nur für Deutschland im Allgemeinen, sondern auch ganz besonders für Brandenburg.

Von Wilsnack wieder nach dem Orte seiner Wirksamkeit, nach Prag, zurückgekehrt, fuhr der gegen Andere überaus milde, gegen sich aber strenge Mann fort, Zeugniß für die verdunkelte evangelische Wahrheit abzulegen. Er griff mit einem Muthe, der ihn den großen Blutzeugen der römischen Christenverfolgungen würdig an die Seite stellt, die Hauptgrundsätze des herrschenden Kirchenthums an, indem er namentlich darauf hinwies, daß nicht der Papst, sondern allein Christus das Haupt der Kirche sei, und daß weder äußere Würde, noch Wahl den Menschen zum Gliede des Gottesreiches auf Erden machen könne. Da das Volk den frommen Mann liebte, so zögerte der Papst Johann XXIII. Anfangs, gegen ihn vorzugehen. Als nun im Jahre 1412 ein päpstlicher Aufruf zu einem Kreuzzuge gegen Neapel erschien, in welchem für die Theilnahme an demselben (durch Geldbeiträge) Ablaß feilgeboten ward, erhob Huß dagegen seine Stimme und wies namentlich darauf hin, daß man für Geld, an den Papst gegeben, nimmermehr Gottes Barmherzigkeit erlangen könne, auch bezeichnete er einen „Kreuzzug" gegen Christen als nicht mit dem Geiste der christlichen Lehre übereinstimmend. Der Papst begnügte sich nun nicht damit, gegen ihn den Bannstrahl zu schleudern, sondern belegte auch, um des kühnen Mannes Wirksamkeit zu ersticken, den Ort seines Aufenthaltes mit dem Kirchenbann. Böhmische Edle boten indeß dem muthigen Wahrheitskämpfer ihre Burgen zum Aufenthaltsorte an, und er fuhr unerschrocken fort, für die evangelische Wahrheit laut zu zeugen.

Aber nicht allein diese Angelegenheit, sondern der Zustand der christlichen Kirche im Allgemeinen begann mehr und mehr die Aufmerksamkeit der weltlichen Mächte zu erregen. Seit längerer Zeit war eine Kirchenspaltung (Schisma) eingetreten. Die Kardinäle zu

Digitized by Google

Rom und Avignon wählten zu gleicher Zeit zwei Päpste, die einander in ihren Bannbullen verfluchten, sich durch die schändlichsten Ränke zu behaupten suchten und den frommen Herzen somit großes Aergerniß gaben. Die Absetzung beider Päpste durch die Kirchenversammlung zu Pisa (1409) und die Wahl eines neuen Papstes machten das Uebel nur ärger. Jene erkannten die Absetzung nicht an, und so hatte die Christenheit jetzt drei Päpste, von denen jeder behauptete, der wahrhaftige Nachfolger des heiligen Petrus zu sein und somit das Recht und die Pflicht zu haben, die beiden anderen zu verfluchen.

Kaiser Sigismund fühlte sein Gemüth von diesen und anderen Wirren im Reiche zu jener Zeit dermaßen belastet, daß er ernstlich willens war, seinen oberherrlichen Würden zu entsagen und sich nach Ungarn auf seinen Königssitz zurückzuziehen, und er würde diesen Entschluß auch ohne Zweifel ausgeführt haben, wenn nicht Friedrich eindringlich ihn an die übernommenen Pflichten gemahnt hätte, denen er sich nicht entziehen dürfe. Auch von anderen Seiten ergingen an ihn ähnliche Mahnungen und Bitten. Erleuchtete Kirchenlehrer, namentlich Johann Gerson, sprachen es geradezu aus, daß es ihm, als oberstem Schirmvogte der Kirche, gebühre, die Schäden der Kirche nach seinen Kräften beseitigen zu helfen, und daß er, wenn er nicht der ewigen Verdammniß verfallen wolle, eine allgemeine Kirchenversammlung zur Anstrebung dieses Zweckes berufen müsse.

In äußerlicher Uebereinstimmung mit einem der drei gleichzeitigen Päpste, dem obengenannten Johann XXIII., erließ nun Sigismund die Ausschreiben und berief die Väter der Christenheit auf den 1. November 1414 nach Kostnitz.

Mit einem zahlreichen Gefolge (zu dem auch eine Leibwache von nicht weniger als 1600 Personen gehörte) zog der Papst in Kostnitz ein. Außer ihm war die Kirche vertreten durch 5 Patriarchen mit 118 Personen im Gefolge, 33 Kardinälen mit 356, 47 Erzbischöfen mit 1900, 145 Bischöfen mit 5500, 83 Weihbischöfen mit 360 und 500 sonstigen geistlichen Würdenträgern mit 3500 Personen im Gefolge. Dazu kamen 24 päpstliche Geheimschreiber mit 300 und 37 Deputirte von Universitäten mit 2000 Personen, sowie 217 Doktoren der Gottesgelahrtheit, 361 Doktoren beider Rechte, 171 Doktoren der Arzneiwissenschaft und 1400 Magister der freien Künste mit einem Gefolge von 2700, 1260 und 300 Personen, endlich noch 5300 Priester und sonstige Gelehrte.

Nicht weniger glänzend war der Kreis weltlicher Fürsten und Vornehmen des Reiches, der sich hier um Sigismund scharte. Man zählte 7 fürstliche Frauen, unter ihnen 2 Königinnen, 39 Herzöge, 32 Fürsten, 131 Grafen, 71 Freiherren, 1500 Ritter und gegen 20,000 Personen, welche das Gefolge der Ersteren bildeten. Ferner fanden sich 352 Abgeordnete von landsässigen Städten, 62 Gesandtschaften von Reichsstädten und 83 Gesandtschaften von Staaten außerhalb des Reiches ein. Es gab kaum ein Land, welches die Versammlung nicht mit Abgeordneten beschickt hätte; sogar von Königen Afrika's und Asiens, deren Namen man in Europa kaum kannte, erschienen Botschafter.

Daß sich auch ein fast zahlloses Heer von Kaufleuten, Krämern, Spielleuten, Gauklern aller Art einfand, sei nur nebenher erwähnt.

Diese Kirchenversammlung — sie dauerte drei Jahre — war die großartigste, die das Mittelalter erlebt hat. Vor dieselbe war Huß geladen worden, dem Sigismund sicheres Geleit zugesagt hatte. Ohne diese Zusage hätten ihn seine Anhänger in Böhmen wol kaum die gefährliche Reise unternehmen lassen.

Läßt sich auch Vieles mit Recht gegen Sigismund sagen: dies muß eingeräumt werden, daß es ihm mit dem ausgesprochenen Zweck, bessere Zustände der Kirche anzubahnen, voller Ernst war. Er strebte in der That danach, wie es in dem Ausschreiben hieß, eine „Reinigung der Kirche an Haupt und Gliedern" zu Stande zu bringen.

Wie er, dachten viele ehrenwerthe Männer, vornehmlich Männer aus dem weltlichen Stande. Die geistlichen Herren waren durch den in der Kirche herrschenden Geist meist verderbt bis in ihr Innerstes, namentlich der Papst Johann, der sein Leben

Digitized by Google

durch Verbrechen gemeinſter Art vielfach befleckt hatte. — Was dieſe Herren unter „Reinigung der Kirche“ verſtanden, wird ſich im Verfolge der Darſtellung zeigen.

Der Verſammlung lag ein Dreifaches vor: erſtens die Beſeitigung der ärgerlichen Kirchenſpaltung, die durch die dreifache Papſtwahl ihren Ausdruck gefunden hatte, ſodann die Abſtellung der in der Kirche herrſchenden Mißbräuche und endlich die Erledigung der Angelegenheit des „Ketzers“ Huß.

Huß war ſchon vor Sigismund in Koſtnitz erſchienen und ſogleich, trotz ſeines Geleitsbriefes, der ihm Sicherheit und Freiheit ſeiner Perſon zuſagte, von der Geiſtlichkeit gefangen genommen und einem feuchten Kerker überantwortet worden.

Johann Huß. Statue vom Luther-Denkmal in Worms.

Als Sigismund davon Kunde erhielt, forderte er mit Heftigkeit die Freilaſſung des Gefangenen. Seiner Forderung ward indeß keine Folge gegeben. In Koſtnitz angekommen, drohte er, die Kirchenverſammlung zu verlaſſen, wenn man Huß, der ja erſchienen ſei, um ſich vor der Geiſtlichkeit zu verantworten, ferner im Kerker feſthalte, ja er begab ſich ſogar, um Ernſt zu zeigen, auf einige Tage aus der Stadt hinweg. Aber die Biſchöfe, die aus verſchiedenen Zeichen erſehen hatten, daß er es mit der Reinigung der Kirche ernſtlich meine (was mit ihren verborgen gehaltenen Wünſchen, die nur auf Befeſtigung ihrer Macht hinzielten, gar nicht übereinſtimmte), ſandten ihm die Meldung nach, daß auch ſie Koſtnitz verlaſſen würden, wenn er ſie ferner an der Ausübung ihres heiligen Werkes hindere, und daß er dann die Verantwortung für den Schaden zu tragen haben werde, der der

Digitized by Google

Kirche und somit der Christenheit durch das Nichtzustandekommen des beabsichtigten und nothwendigen Reformwerkes erwachsen müsse.

Erschreckt durch die Drohung kehrte Sigismund zurück, und das Verfahren gegen Huß nahm seinen Fortgang. Doch war Sigismund noch keineswegs gewillt, der Geistlichkeit den widerrechtlich im Kerker gehaltenen Mann zu opfern, sondern er erklärte, an seinem im Geleitsbriefe gegebenen Worte, den Vorgeladenen nach dem Verhöre wieder in die Heimat zurückkehren zu lassen, festhalten zu wollen. Leider aber wurde er in diesem Entschlusse durch die Ueberredungskunst der Geistlichen bald genug wankend gemacht. Man stellte ihm vor, daß es sich in dieser Sache wesentlich um die Frage handle, ob er in der That willens sei, die Kirche befestigen zu helfen, oder ob er sie wolle willkürlich erschüttern lassen. Er möge wohl bedenken, daß es nun und nimmermehr wohlgethan sei, Wort zu halten, wenn damit eine offenbare Benachtheiligung des katholischen Glaubens verbunden sei, im Gegentheil müsse in diesem Falle ein Wortbruch als ein Gott wohlgefälliges Werk betrachtet werden.

Die Priester erreichten bei Sigismund endlich ihren Zweck: er erklärte, den gefangen gehaltenen Huß zum Heile der Kirche ihrer Gewalt überlassen zu wollen. —

Soweit war diese Angelegenheit bereits vorgeschritten, als der Burggraf Friedrich in Kostnitz eintraf. Es ist vielfach von Geschichtschreibern behauptet worden, Friedrich sei für die Sache des bedrohten Huß in den Versammlungen der Kirchenväter mannhaft aufgetreten. So gern wir dem edlen Fürsten auch diesen Ruhm gönnten, ja, so erquickend es für uns wäre, dies behaupten zu können, so müssen wir doch, aus Achtung vor der geschichtlichen Wahrheit, die höher steht als jede noch so ehrenwerthe Persönlichkeit, bekennen, daß eine solche Darstellung nach dem Erscheinen der obengenannten Schrift von Riedel allen Grund und Boden verloren hat. Friedrich ist nicht für Huß eingetreten, wenigstens bei weitem nicht in dem Maße, wie vielfach behauptet worden ist. Um aber die Handlungsweise Friedrich's und vieler ihm an Gesinnung ähnlichen Fürsten, die mit ihm in Kostnitz anwesend waren, nicht von einem einseitigen und somit falschen Gesichtspunkte zu betrachten, muß Folgendes erwägt werden.

Jede Zeit steht unter dem Einflusse gewisser Anschauungen, die auch von den Besten für wahr gehalten werden. Wer birgt dir, Leser, dafür, daß irgend eine Anschauung, die du in Gemeinschaft mit den erleuchtetsten der heut lebenden Geister für eine unumstößliche Wahrheit hältst, nicht in folgenden Jahrhunderten als ein Wahn belächelt wird? Gleichwol ist es deine heilige Pflicht, für das heut als wahr Erkannte nach deinen Kräften mit einzustehen. Dasselbe gilt für jedes Zeitalter, also auch für jenes, das uns jetzt beschäftigt. Darüber waren die redlichen Männer einig, daß die kirchlichen Verhältnisse aufs Tiefste gesunken und dringend einer Verbesserung bedürftig seien. „Eine Verbesserung an Haupt und Gliedern!" war ja ihre laute Forderung. Aber sie lebten zugleich des Glaubens, eine solche könne nur innerhalb und in Gemeinschaft der kirchlichen Gewalten, wie sie zur Zeit bestanden, erfolgen. Sie waren des Glaubens, die „im heiligen Geiste versammelten Väter der Kirche" allein seien im Stande, die Schäden der Kirche in ihrem Grunde zu erkennen und zu heilen. Dies war die Anschauung, die ihnen als heilige Wahrheit galt. Thorheit wäre es von uns, den Grund ihres Irrthums in einem Mangel an Frömmigkeit und an Denkfähigkeit zu suchen. Viele verständige Leute, die heut Huß als einen erhabenen Förderer des Menschheitswohles verehren und seine Verurtheilung schwer beklagen, hätten damals gewiß auf Seiten Derer gestanden, die keine Hand rührten, der Geistlichkeit, in der freilich fast durchweg andere Beweggründe thätig waren, ihr Opfer zu entreißen. Alles Große im Einzelleben wie im Völkerleben kann nur erreicht werden durch — Opfer. Dem deutschen Volke lag eine neue Frage vor, eine Frage, die erst ein Jahrhundert später, in der Zeit Luther's, nach erschütternden Kämpfen zum Austrage kam. Der Leib dessen, den Gott mit der Erkenntniß einer heilbringenden Wahrheit begnadigt hatte,

Digitized by Google

ward zermalmt; sein Geist, den man nicht zu verderben vermochte, wirkte fort und bereitete die bessere Zeit vor.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir Friedrich's und seiner fürstlichen Gesinnungsgenossen Verhalten beurtheilen, wenn wir uns vor falschen Schlüssen bewahren wollen. Dann wird es uns eine Genugthuung sein, zu hören, wie gewissenhaft Friedrich dafür sorgte, daß das geistliche Gericht den gesetzlichen Weg streng innehielt, und wie auf sein Andringen dem Angeklagten öffentliches Verhör und das Recht der Vertheidigung zugestanden wurden. Dies Alles in Erwägung gezogen, muß allerdings anerkannt werden, daß Friedrich auch in geistlichen Dingen der hervorragendste Mann unter den Fürsten war, die an der Versammlung zu Kostnitz Theil nahmen.

Ueber die Verhandlungen mit Huß, über seine Verurtheilung und seinen Märtyrertod möge hier ein Auszug aus dem Werke des Magisters Zacharias Theobald, „Hussitenkrieg oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johanns Hussens", folgen:

„Den 6. Juli (1415), andere schreiben falsch den 6. Juni, wurde die letzte Handlung vorgenommen. Zwo Stunden vor Tag kam der Bischöf von Riga nebst einer mit Spiessen, Schwerdern und Stangen gerüsteten Wache in das Kloster der Minoriten, ließ Hussen aus dem Gefängniß holen und führete ihn in die Domkirche, wo die Kardinäle, Bischöfe, Prälaten, Pfaffen und Mönche und viel gemeines Volk, die es mit ansehen wollten, versammelt waren. Da er vor die Kirche kam, ließ er Hussen in dem Vorhof bleiben, damit er als ein Ketzer unter der Messe den Gottesdienst nicht entheiligen möge. Da die Messe verrichtet war, mußte er in die Versammlung, die sich rings herum an den Wänden, auf dazu erbaute Gerüste gesetzt hatte. Der Kaiser selbst, der eine güldene Krone auf seinem Haupte hatte, saß auf seinem kaiserlichen Thron; neben ihm hielte Herzog Ludwig von Bayern den Reichsapfel mit dem Kreutze, auf der andern Seite stand der Burggraf von Nürnberg mit einem blanken Schwerde. Mitten in der Kirche stund ein hoher Tisch, darauf lag ein Meßgewand, mit welchem sie Hussen entweihen wollten. Vor diesen stellten sie Hussen, welcher niederkniete und betete. Unterdessen stieg Bischof Nandinus, sonst der Mönch genannt, auf den Predigerstuhl, von welchem sie ihre Dekrete abzulesen pflegten, hielt einen langen Sermon aus den 6 Kapitel des Apostels Pauli an die Römer über die Worte: Was wollen wir hier sagen, sollen wir denn in der Sünde beharren? In dieser Predigt lehrete er weitläufig, was für Schaden die Ketzerei anrichte, wie selbige die christliche Kirche zerstöre, die Leute Christo entführe und gleichsam dem Teufel in den Rachen stecke. Es stünde der weltlichen Obrigkeit zu, solche zu unterdrücken und deren Anhänger aus dem Wege zu räumen. Denn solche Ketzer wären viel ärger als ein Tyranne, er sei gleich wie er wolle: derohalben, fuhr er fort, ist es billig und gehöret, unüberwindlicher Kaiser, Ew. kaiserl. Majestät zu, diesen halsstarrigen Ketzer, weil er in unsern Händen ist, hinzurichten. Ihro kaiserl. Majestät werden dadurch bey Jungen und Alten, weil die Welt stehet, einen unsterblichen Namen erlangen, wenn dieselben so eine herrliche, Gott wohlgefällige That vollbringen.

„Als dieser ausgeredet, stieg einer auf mit Namen Heinrich, welcher der Sprecher des Concilii, vermahnte die ganze Versammlung, sie sollen ja nicht ruhen und nachlassen, bis sie den verstockten Ketzer, der so halsstarrig in denen verdammten Irrthümern beharrete, verbrandt hätten. Nach diesen stund ein Bischof auf, ging zu dem Pulte, auf welchen sie ehemals ihre Dekreta verlesen liessen, und erzehlete, was Huß mit dem Erzbischof von Prag und den Herren des Capitels vorgehabt, er verlas auch alles, was sie mit Hussen bei dem Concilio abgehandelt, und endlich auch dasjenige, was ihm die Zeugen schuld gaben. Als man aufing zu lesen, nehmlich: Huß lehret, es sei eine heilige christliche Kirche, welches ist ein Hauffe aller Rechtgläubigen, zu dem ewigen Leben von Gott verordnet, welches ketzerisch ist, antwortete Huß mit lauter Stimme: Ich zweifele ganz nicht, es ist eine heilige christliche Kirche, welche ist eine Versammlung aller Auserwehleten beides in dieser als auch

Digitized by Google

in jener Welt. Der Cardinal von Camenach aber fiel ihm ins Wort: Halte das Maul, bis es geleſen iſt, alsdann ſo antworte. Aber Huß ſprach: Wollt ihr mir das Maul auch jetzo verbieten, wo iſt es möglich, daß ich hernach auf Alles antworten kann, welches ſo viel iſt, daß ich unmöglich alles zu merken im Stande bin. Da man wiederum was anderes vorlas, und Huß darauf antworten wollte, ſprach der Kardinal von Florenz, einer von den Richtern: Schweig du Ketzer und befahl den Schergen, daß ſie ihn darzu zwingen ſollten. Darauf hub Huß ſeine Hände gen Himmel, und ſagte mit heller Stimme: Ich bitte euch um Gotteswillen, höret mich nur wegen derer, ſo herumſtehen, auf daß ich mich entſchuldigen und deren Argwohn aus ihren Herzen nehmen möge, hernach verfahret mit mir, wie ihr wollet. Da er noch nicht konnte Verhör erlangen, fiel er auf die Knie, hub die Augen und Hände gen Himmel und befahl die Sache Gott. Dieſes that er öfters, als ſo lange man las. Nun kam man auf dasjenige, was die Zeugen ſollten ausgeſagt haben. Hier gingen ſie mit ihm um, daß es Gott hätte erbarmen mögen; denn Niemand erfuhr und konnte wiſſen, wer es gezeuget, denn es hieß immer: das haben zwei Canonici zu Prag gehöret: das haben zwei Pfarrherren: das hat ein Kapellan, ein Doctor ꝛc. angehöret. Aber man las: Huß habe gelehret, daß, nachdem die Worte der Einſetzung über das Brod, dieſes ſchlecht natürlich Brod ſei, welches ketzeriſch iſt, desgleichen, daß ein Pfarrherr, welcher mit Todſünden beladen wäre, weder das Sacrament des Altares austheilen, noch taufen könne: konnte ſich Huß nicht länger halten und wollte antworten. Der Kardinal von Florenz hieß ihn ſchweigen, doch thate er es nicht, ſondern ſagte: Ich bitte euch doch um Gotteswillen, laſſet mich nur wegen der Umſtehenden reden, auf daß ſie nicht glauben, ich habe ſolches gelehret: denn 1) geſtehe ich nicht, daß ich geglaubet, viel weniger gelehret habe, daß das geſegnete Brod ſchlecht natürlich Brod ſei. Zum andern ſage ich, daß alles dasjenige, ſo von einem Prieſter, der mit Todſünden behaftet, ausgehet, vor Gott ein Greuel und Abſcheu ſey. Wie man las: Huß habe gelehret, es ſeien vier Perſonen in der Gottheit, und ſolches hat ein Doctor gehöret, ſagte Huß, man ſolle ihm den Doctor nennen, ſolches wollte der Biſchof, der es las, nicht thun, ſondern ſagte, es ſei nicht vonnöthen. Darauf rief Huß, daß ſey ferne, daß ich arme elende Kreatur die vierte Perſon in der heiligen Dreyfaltigkeit einſetzen ſollte. Gott weiß es, daß mir ſolches Zeit meines Lebens nicht in den Sinn gekommen iſt, viel weniger hab ich's gelehret. Ich habe allezeit ein einiges göttliches Weſen in drei Perſonen, Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geiſt bekennet, worauf ich ſterben will. Man las ferner ſort: Huß hat in Gegenwart unſerer aller zu dem Richterſtuhl Gottes appelliret, welches ketzeriſch iſt. Hierauf ſchrie Huß: Schau Herr Chriſte, dieſes Concilium hält ein Geſetz und Gebot für ketzeriſch, der du doch ſelbſt, als du vor deinen Feinden überwältiget wareſt, deinem himmliſchen Vater, als den gerechten Richter, deine Sachen befohlen haſt, wodurch du uns armen, elenden und ſchwachen Menſchen ein Exempel verlaſſen, daß wir in unſerm Kreutz und Nöthen zu dir, als zu einem gerechten Richter fliehen und Hülfe ſuchen ſollen. Zuletzt verdammten ſie ihn, weil er des Papſtes Bann verachtet hätte. Huß aber ſprach: Worinnen hab ich ihn verachtet? Hab ich nicht öffentlich an ihn als einen gerechten Richter appelliret? Ueber dieſes hab ich dreymal Abgeordnete an ihn geſchicket, die mich bey ihm verantworten ſollten, da ich wegen höchſt wichtiger Urſachen ſelbſt zu erſcheinen nicht im Stande war. Es iſt aber offenbar und wohl bekannbt, wie man mit ihnen umgegangen iſt, denn etliche ſind in das Gefängniß geworfen, etliche nicht gehöret, und etliche ſonſt geplaget worden. Derohalben hab ich mich endlich entſchloſſen, bey Zeiten auf dieſes Concilium zu kommen, ich habe ein frey ſicher Geleit des römiſchen Kaiſers, welcher hier zugegen iſt, erhalten, in der gänzlichen Hoffnung, es würde mir keine Gewalt geſchehen, ſondern ich würde meine Unſchuld vertheidigen können. Wie er das ſagte, ſah er den Kaiſer ſtarr an, welcher darüber blutroth wurde.

„Nach dieſem ſtunde der päpſtliche Richter, ein Italiener und ein alter Mann mit einer Glatze, auf und verlas das Urtheil über Hußen. Huß wollte jeden dieſer Punkte

Digitized by Google

wiederlegen, aber die Schergen ließen es nicht zu. Als man aber las, wie er halsstarrig und verstockt viele Jahre in diesem Irrthum verblieben wäre, sprach er: Dieses gestehe ich nicht, weil ich allezeit und noch heute begehre, man solle mich aus der heiligen Schrift eines Besseren unterweisen, wollte Gott man fände nur einen einzigen Buchstaben in der Schrift, dem meine Lehre zuwider wäre, so wollte ich sie augenblicklich selbst verdammen. Wie man ferner in dem Urtheile las, daß man seine Bücher, welche er von der christlichen Kirche, und alle anderen, so er lateinisch und böhmisch geschrieben, oder die er zu Kostnitz und an anderen Orten mehr in andere Sprache übersetzet, zu verbrennen gebothen, rief Huß:

Huß auf dem Scheiterhaufen. Nach Camphausen.

„Wie könnet ihr meine Schriften mit Recht verdammen, da ich allezeit einen besseren Unterricht begehret habe, dieser aber ist noch nicht erfolget, und ihr habt mir nicht einen falschen Buchstaben aus selbigen erwiesen, über das, wie könnet ihr befehlen, daß meine Bücher sollen vertilgt werden, die ihr niemals gesehen habt, oder wenn ihr sie gesehen, sie doch nicht versteht, weil ihr der böhmischen Sprache unwissend seid? Darnach zog er auf Befehl der sieben Bischöfe, die ihn entweihen sollten, das Meßgewand an, gleich als sollte er Messe halten, da er aber das weisse Chorhemde anzog, sprach er: Christus, mein HERR, als er von Herode zu Pilato geschickt wurde, ist auch in einem weißen Kleide verspottet worden. Nachdem er nun alles angelegt hatte, vermahnten ihn die Bischöfe nochmals: Noch wäre es Zeit, noch sollte er seinen Irrthum erkennen, verwerfen und verschwören. Er aber kehrte sich gegen das Volk und sprach mit Weinen: Sehet, die Bischöfe vermahnen mich, ich soll die Irrthümer verschwören. Aber wie kann ich solches thun, ohne ein Lügner vor dem göttlichen Angesicht erfunden zu werden, ohne mich selber eines Irrthums schuldig zu geben, den ich niemals gehabt, ja ohne mein Gewissen und die göttliche Wahrheit selbst

Digitized by Google

zu verletzen? Denn diejenigen Artikel, die mir falsche Zeugen fälschlich Schuld geben, hab ich niemals gelehret, über dieses würde ich nicht die frommen Herzen meiner ehemaligen Zuhörer ärgern, und andere getreue Diener des göttlichen Wortes von dem Wege der Wahrheit abführen, wo ich dieses thäte? Die Bischöfe aber und die ganze Klerisey schrie: Sehet, so halsstarrig ist er in seiner Boßheit, und so verstockt in der Ketzerei, steige herab, riefen sie ihm zu, steige herab. Da dieses geschehen war, fing man an ihn zu entweyhen auf folgende Weise: Zuerst nahmen sie ihm den Kelch und sprachen: O du verfluchter Judas, welcher verlassen den Rath des Friedens, und Rath gehalten mit den Juden, siehe, wir nehmen dir diesen Kelch, darinnen das Blut Jesu Christi aufgeopfert wird, zur Vergebung der Sünden. Auf diese Weise nahmen sie ihm das andere Geräth eines ums andere und sprachen zu einem jeden gemeldete Worte des Fluches. Da sie ihn nun aller Meßkleider beraubet hatten, wollten sie ihm auch die Platte auf seinem Kopf schänden. Es entstund hierüber ein Streit unter den Bischöfen und Pfaffen, einige wollten es mit dem Scheermesser thun, andere aber sagten, es sei genug, wenn es mit der Scheere geschehe. Endlich verglichen sie sich und machten mit der Scheere ein Kreuz in die Platte, setzten ihm eine papierene Krone auf und sprachen: Wir befehlen deine Seele den Teufeln. Die Krone war ungefähr eine halbe Elle hoch, in Form einer Pyramide, daran drei große abscheuliche Teufel gemahlet waren, mit der Unterschrift: Dieser ist ein Erzketzer. Hierauf befahl der Kaiser Herzog Ludwigen: Er sollte ihn dem Henker übergeben. Zu dem Ende legte der Herzog seinen fürstlichen Ornat ab, in welchem er den Kaiser bedienete, überantwortete Hussen und führte ihn bis zum Richtplatz.

„Es war aber Caspar Graf von Schlick kaiserlicher Kanzler, ein sehr gelehrter, kluger und verständiger Mann der bey drey Königen die hohe Würde als Kanzler ohne einigen Wechsel des Glückes bekleidet hatte, und deswegen von ihnen viele Städte und Güter, als Passau, Weissenkirche (wovon sich die Grafen Schlick noch heutzutage schreiben), Ellnbogen, Grain in Steuermark ꝛc. geschenkt bekommen, gegenwärtig. Von diesem sagt man, als er das Urtheil gehöret, sey er aus der Kirche gegangen, und habe öffentlich betheuert, wie er bei einem so übereilten Urtheil mit gutem Gewissen nicht gegenwärtig sein könne.

„Nachdem nun Huß auf diese Art verdammt war, führten die Henker ihn mit der Krone auf dem Haupte zu dem Scheiterhauffen. Da er auf dem Kirchhofe seine Bücher verbrennen sah, stand er stille und lachte. Darauf ging er fröhlich, ohne ein einziges Zeichen von Furcht von sich zu geben, an den in die Erde geschlagenen Pfahl; an diesen bunden ihn die Henker rücklings mit sechs Stricken. Um den Hals legten sie ihm eine alte verrostete Kette, gleichsam als ob er keiner neuen werth wäre. Unter seinen Füßen, an welchen noch die Stiefel und Fußeisen waren, legten sie zwei Büschel Reißholz, und um ihn rum viel Holz, Stroh und Reißig. Ehe es aber der Henker anzündete, ritte Herzog Ludwig von Bayern und der Marschall einer Reichsstadt zu ihm und befragte ihn noch einmal: Ob er von seinem Irrthum abstehen und seine Lehre und Predigten verschwören wolle? Huß aber rief mit heller Stimme aus dem Holzhauffen: Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich dasjenige, was sie mir durch falsche Zeugen auf den Hals geladen, nicht gelehret, noch geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehren und Schriften dahin gerichtet, daß ich die Leute möge von Sünden abwenden und Gott in sein Reich führen. Diese Wahrheit, die ich gelehret, gepredigt, geschrieben und ausgebreitet habe, als welche mit Gottes Wort übereinstimmt, will ich behalten und mit meinem Tode versiegeln. — Wie sie dieses höreten, schlugen sie die Hände zusammen und ritten davon. Darauf zündeten die Henker das Feuer an, welches geschwind aufging, da viel Stroh zwischen das Holz gelegt war. Als Johann Huß den Rauch sahe, sang er ganz vernehmlich: Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein. Als er aber zum dritten Mal sang: Christe, du Sohn Gottes, von einer Jungfrau gebohren, schlug ihm die Lohe unter das Gesicht und benahm ihm die Sprache; er bewegte aber betend den Mund bey nahe

Digitized by Google

ein Vater Unser lang, darnach starb er. Als nun das Holz verbrandt war, und der über halbverbrandte Leichnam noch am Pfahle hing, stiessen ihn die Henker mit Stangen über den Hauffen, zerschlugen die Gebeine, damit sie desto eher verbrennen sollten, und legten noch mehr Holz an. Besonders zerschmissen sie seinen Kopf und das Herz, das sie unter dem Eingeweide gefunden, steckten sie an eine spitzige Staugen und liessen es braten. Da man Herzog Ludwigen anzeigte, daß die Henkersknechte Hussens Mantel, Gürtel und einige Kleider hätten: befahl er das alles zu verbrennen, weil es die Böhmen sonst für ein Heiligthum halten möchten, welches auch wohl hätte geschehen können. Die Henker weigerten sich erstlich es zu thun, da er ihnen aber eine gewisse Summe Geldes versprach, warfen sie alles ins Feuer.

„Nachdem nun alles verbrandt war, luden sie die Asche, nebst der Erde, die sie etliche Schuh tief ausgruben, auf Karren und warfen sie in den Rhein. Der Ort, wo dieses geschahe, war zwischen den Gärten der Vorstadt an dem Wege, wo man nach Gottleben gehen will. Einige, die an den Ort gewesen, wollen versichern, daß auf der Stelle, wo Huß verbrandt worden, bis auf den heutigen Tag kein Gras wachse. Ob es wahr sei, weiß ich nicht. Johannes Posinus hat das Jahr, in welchen Huß den Märtyrertod erlitten, in folgendes schönes Dystichon gebracht:

Vitam heu constanti constantia abstulit Husso,
Reliquiis usti Rehnus ubique ulget.

Das heißt:

„An allen Ufern blüht der segensvolle Rhein:
Warum? Man warf dereinst des Hussen's Asche drein."

So die Darstellung Zach. Theobald's.

„Mich jammert des Volkes!" Also rief einst der Heiland der Welt, als er bekümmerten Herzens auf die vom Wahn befangene Menge blickte. „Mich jammert des Volkes!" Dies Wort ertönt, wie jedes andere von dem Heilande gesprochene, durch die Weltgeschichte. Keine Hand, kein Fuß hatte sich geregt, den Gefangenen zu erretten; von Fürst und Volk verlassen, hatte er nach langer schwerer Kerkerhaft den qualvollen Flammentod erleiden müssen. War denn die fast zahllose Menge, die die Richtstätte umgab, so gottvergessen, daß sie, trotz besserer Erkenntniß, den Mord des frommen Dulders gefühllos geschehen ließ? Sicherlich nicht. In ihr stand mehr noch, als in den besseren Fürsten, von denen oben gesprochen wurde, der Glaube fest, daß für die Kirche eine „Reinigung an Haupt und Gliedern" eine Nothwendigkeit sei, daß sie aber nicht gleichsam zersprengt werden dürfe, wenn der göttliche Inhalt nicht der Menschheit verloren gehen und diese nicht wieder in das finstere Heidenthum zurücksinken sollte. Den Geist des Christenthums hielt man für gebunden an die äußere Form der Kirche. Das war der herrschende Wahn, später erst als ein solcher erkannt. Ein Widerruf des Johann Huß hätte ihn auf lange Zeit hinaus befestigt; sein Tod aber trug wesentlich dazu bei, das baldige Schwinden dieses Wahnes zum Heile der Menschheit vorzubereiten. Ein Jahrhundert später vermochte er nicht mehr die Stimme des von Huß verkündeten Schwanes zu ersticken. An der Flamme seines Scheiterhaufens entzündete sich indeß eine andere Brandfackel, und bald sollte geschehen, was der Dichter in den Worten bezeichnet:

„Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschreckend zu: Gedenke mein!"

Digitized by Google

Friedrich wird Kurfürst und Reichskammermeister.

Der Papst Johann XXIII. war nur in der Hoffnung nach Kostnitz gekommen, mit Hülfe der zahlreich von ihm mitgebrachten italienischen Bischöfe von der Kirchenversammlung als Haupt der Christenheit anerkannt zu werden. Da aber in der Versammlung sich die Ansicht mehr und mehr geltend machte, daß Friede in der Kirche nicht eher zu erwarten sei, bis nicht die gleichzeitigen Päpste ihrer Würde entsagt hätten, so dachte Johann an Flucht, um sich wenigstens so lange wie möglich in seinem angemaßten Rechte zu erhalten. Es gelang ihm, ein Einverständniß mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich zu erzielen. Während eines Ritterspieles, das die Aufmerksamkeit der weltlichen und geistlichen Herren in Anspruch nahm, ritt er in der Verkleidung eines Reiterknechts, die Armbrust in der Hand, zu einem der Stadtthore hinaus und entwich nach Schaffhausen, wohin ihm der Herzog von Oesterreich noch an demselben Abend folgte.

Kaum wurde die Flucht Johann's in Kostnitz bekannt, so waren Schrecken und Entrüstung allgemein. Man konnte sich der ärgsten Dinge von dem ränkesüchtigen und dabei äußerst schlauen Manne versehen, ja es war die vollständige Vereitelung des Zweckes der Kirchenversammlung zu befürchten, wenn es nicht gelang, ihn zur Rückkehr zu bewegen. In dieser bedenklichen Lage nahm Sigismund wiederum Friedrich's Hülfe in Anspruch. Er erklärte den Herzog von Oesterreich in aller Form für einen Feind des Reichs und bestellte den Burggrafen Friedrich zum Feldhauptmann wider ihn.

Aber schon das erste kriegerische Auftreten Friedrich's gegen den Herzog erschreckte diesen dermaßen, daß er sich unterwarf und den Burggrafen bat, sein Fürsprecher bei dem Kaiser zu sein. Mit dreimaliger Kniebeugung vor Sigismund und dem Gelöbnisse, dem Papste seine Hülfe zu entziehen, war die Sache für ihn abgethan.

Johann hatte indeß seine Flucht bis Freiburg fortgesetzt. Dahin begab sich Friedrich in Begleitung von zwei Bischöfen und 300 Reitern. Halb mit Güte, halb mit Gewalt ward nun Johann nach Kostnitz zurückgeführt. Er wurde seiner Würde entsetzt und in den Verwahrsam des Pfalzgrafen Ludwig gegeben. Jetzt erklärte sich der zweite Papst freiwillig zur Abdankung bereit, jedoch unter der Bedingung, daß auch der dritte Papst verzichte, wozu man diesen nun zu bewegen strebte.

Es wurden aber in Kostnitz nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche Angelegenheiten verhandelt, da die Anwesenheit so vieler Großen des Reiches dazu eine geeignete Gelegenheit bot. Die wichtigste der von Sigismund vorgenommenen Staatshandlungen war die Erhebung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten.

Sigismund's Ansehen stand um diese Zeit so fest, daß er dem von ihm langgenährten Wunsche, seinem treuesten fürstlichen Rathgeber und Helfer die Mark erblich zu überlassen, Folge geben konnte, ohne fürchten zu müssen, von seinem Bruder Wenzel, dessen Ansprüche auf die Mark ja noch keineswegs erloschen waren, ernstlich behindert zu werden.

Die brandenburgische Kurwürde ruhte gewissermaßen, und die Ordnung der allgemeinen Angelegenheiten verlangte ihre Inkraftsetzung. Für die Uebertragung dieser Würde an Friedrich sprach Alles. Er war unter den Fürsten die Hauptstütze des Reiches, der Ordner und Leiter aller wichtigen Staatsangelegenheiten. Wie Großes von ihm in so kurzer Zeit und zwar mit verhältnißmäßig so geringen äußeren Mitteln, in der Mark vollbracht worden war, lag vor Aller Augen. Jedermann erkannte in ihm das Haupt der weltlichen Fürsten des Reiches. Selbst wenn nicht Dankbarkeit Sigismund an Friedrich gefesselt hätte, schon die Anerkennung seiner Verdienste würde die Wahl zum erledigten Kurfürstenamte auf ihn gelenkt haben.

Wollte nun aber auch Sigismund seine Rechte auf die Mark aufgeben, so war Friedrich des festen Besitzes derselben doch immer noch nicht sicher. Wenzel besaß noch das Recht, die Mark für die Entschädigungssumme von 150,000 Gulden an sich bringen

Digitized by Google

zu können. Die Ausübung dieses Rechtes wäre für Friedrich höchst nachtheilig gewesen, da er in den vier Jahren seiner Landeshauptmannschaft schon eine weit größere Summe zum Besten der Mark verwandt hatte, ganz abgesehen davon, daß seine große Mühwaltung in einem solchen Falle völlig unbelohnt geblieben wäre.

Um ihn nun zu sichern, erhöhte Sigismund die Entschädigungssumme auf 400,000 Gulden, nach dem heutigen Gelde etwa 3,377,595 Mark.

Die Beweggründe des Königs zu diesem Schritte sind zum Theil in der diesen Gegenstand behandelnden Urkunde vom 30. April 1415 niedergelegt, und da dieselbe auch zugleich zur Beleuchtung des Charakters Friedrich's dient, so möge Einiges aus derselben folgen.

Der König bekennt sich darin zu der Pflicht, „für das Wohl aller Glieder des Reiches und insonderheit auch für seiner Erblande Nutz und Frommen zu sorgen." Dann bemerkt er, wie ihm der allmächtige Gott so weite und breite Königreiche, auch der Lande und Leute so viele befohlen habe, daß er überirdischer Kräfte bedürfen würde, um Allen würdig vorzustehen. Daher und aus besonderer Liebe zu dem Kurfürstenthume Brandenburg, damit dies Land wohl regiert und, nachdem es jahrelang in Unfrieden gestanden, der Wohlthaten des Friedens und rechtlichen Ordnung wieder theilhaftig werde, sei von ihm schon früher der Burggraf Friedrich dazu berufen, die Bürde der Herrschaft dieses Landes zu übernehmen, und zwar „aus eigner Bewegung, in Betracht der Redlichkeit dieses Fürsten, seiner Vernunft, Macht, Festigkeit und sonstigen Tugenden, womit der allmächtige Gott seine Person reich gezieret habe."

„Da sich nun aber seitdem", fährt die Urkunde fort, „unsere Sorgen und Arbeiten in Betreff der heiligen Kirche, des heiligen Reiches und des Gemeinwohls überhaupt so vermehrt haben, daß wir nicht daran denken können, selbst in die Mark zu ziehen und dem Lande vorzustehen; da wir ferner dem heiligen Reiche zu Ehren dringend wünschen müssen und wollen, daß die Zahl der sieben Kurfürsten darum, weil wir die Würde eines römischen Königs neben der brandenburgischen Kurwürde innehaben, nicht gemindert, vielmehr wieder vollständig erfüllt werde, auch die der Mark anklebende Würde der Kur und des Erzkammermeisteramtes nicht veralte und außer Gebrauch komme; da nun ferner auch landkundig ist, wie mit Hülfe des allmächtigen Gottes gedachter Friedrich durch seine Vernunft, mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, sowie auch mit großen Aufwendungen und Kosten, die er aus seinem eigenen Vermögen gemacht hat, die genannte Mark in einen so trefflichen Zustand des Friedens und guter Ordnung gebracht, namentlich Raub- und andere Unthaten dermaßen unterdrückt und ausgerottet hat, daß wir, sowie auch alle Einwohner der Mark, wovon wir wohl unterrichtet, dadurch sehr zufriedengestellt sind; da es uns auch billig zu sein dünkt, daß wir für solche seine Arbeit uns dankbar erweisen, und daß ihm der gemachte Kostenaufwand wieder erstattet werde; ingleichen in Erwägung seiner willigen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns lange Zeit fleißig und unverdrossen gethan, täglich thut und fortan noch thun soll und kann; sowie endlich in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten seiner Hauptmannschaft durch Gott und des gedachten Friedrich's Arbeit, Redlichkeit und Macht gewonnen, erhalten bleibe und zunehme, und die Mark nicht unsere Abwesenheit entgelte, so haben wir mit wohlbedachtem Muth und mit gutem Rathe der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches, auch vieler anderer Fürsten, Grafen, Edlen und Getreuen, dem vorgenannten Friedrich und seinen Erben die gedachte Mark und Kurfürstenthum mit der Kur und dem Erzkammermeisteramte und mit allen und jeglichen anderen Würden und Rechten gnädiglich gegeben." — Weiterhin wird in der Urkunde die schon bezeichnete Erhöhung der Entschädigungssumme festgestellt, endlich entbindet Sigismund die Einwohner der Mark von ihren ihm geschworenen Eiden und verweist sie auf Friedrich als ihrem neuen Erbherrn hin. Die Möglichkeit des Rückganges der Mark an das luxemburgische Geschlecht bestand auch jetzt noch, indeß die Ausführbarkeit war sehr erschwert, schon weil die für die sen

Digitized by Google

Fall zu zahlende Geldsumme sehr groß, so daß nicht zu ersehen war, wie Wenzel eine solche würde herbeischaffen können, fürs Andere fehlten Sigismund wie Wenzel die männlichen Erben.

So sehr nun aber auch Friedrich in Kostnitz von den Reichsangelegenheiten in Anspruch genommen war, so beschäftigte ihn daneben doch fortwährend die Sorge für die Mark. Der Widerstand in derselben war im Großen niedergeworfen worden, doch loderte bald hier, bald da die Flamme des Aufruhrs wieder empor, und fortwährende Wachsamkeit war nöthig. Der flüchtige Dietrich von Quitzow hatte bei den jungen Herzögen von Stettin, die am Krennner Damme mit den Waffen in der Hand der Macht Friedrich's entgegengetreten waren, Aufnahme und Unterstützung gefunden. Von hier aus war er mit einer Schar in die Mark eingefallen und hatte die Stadt Nauen fast gänzlich in Asche gelegt, Vergeblich hoffte er indeß auf den Anschluß des übrigen, früher auffässigen Adels, was ihn nun mit um so größerem Grimme gegen Friedrich erfüllte. Indem er seine Schar fortwährend vergrößerte, gelang es ihm endlich, die Herzöge zur Theilnahme an einem neuen Verwüstungszuge in die Mark zu bewegen. — Friedrich's Gemahlin, der zunächst die Sorge über die Mark anvertraut war, wandte sich an die Herzöge von Sachsen und Mecklenburg, die ihr Zuzug versprachen. Mehr aber noch als deren Zusage wirkte auf die Herzöge von Stettin das Eintreffen der Nachricht, daß Sigismund über sie die Reichsacht verhängt habe. Sie suchten um Aufschub nach und versprachen, Dietrich von Quitzow aus ihrem Lande zu verweisen. Letzteres geschah. Doch der ruhelose Empörer wußte sich in Mecklenburg Anhang zu verschaffen, und er bedrohte die Mark jetzt von dort aus.

Da kehrte Friedrich zurück. Es war am 18. Oktober 1415, als er in Begleitung seiner Gemahlin und einer Gesandtschaft Sigismund's in Berlin einzog und in dem „Hohen Hause“ (es stand auf der Stelle des heutigen Lagerhauses) abstieg. Er war feierlich empfangen worden, und es wurde ihm hier die Erbhuldigung von den Ständen der Mark geleistet. Danach bereiste er das Land und nahm in verschiedenen Städten ebenfalls die Huldigung entgegen. Ueberall jauchzte man dem Befreier aus schweren Nöthen freudig zu — er hatte das Herz des Volkes gewonnen. Bewegt durch die ihm so vielfach gezeigte Anhänglichkeit, beschloß er, den in Ungnade gefallenen Rittern jetzt schon Verzeihung angedeihen zu lassen. Kaspar Gans von Putlitz, der seit zwei Jahren gefangen gehalten worden war, ward freigelassen, Wichard von Rochow erhielt das Erbe seiner Väter, das Schloß Golzow, Gebhard von Alvensleben den Pfandbesitz von Gardelegen zurück. Sie gelobten ihrem jetzigen Herrn allezeit treu und gewärtig zu sein.

Aus dem Mecklenburgischen, wo er auch ausgewiesen ward, floh Dietrich von Quitzow zu dem Herzoge Erich von Braunschweig.

Nachdem Friedrich mit den Herzögen von Mecklenburg-Stargardt und mit denen von Schwerin Frieden geschlossen und die Reichsacht gegen die Herzöge von Stettin (sie hatten ihren Einfall in die Mark durch Abtretung eines Theils der Uckermark — gegen Pfandzahlung — gebüßt) als erloschen erklärt worden war, machte er sich wieder auf die Reise nach Kostnitz, wo immer noch die Kirchenversammlung tagte.

Friedrich war bereits, wie erzählt worden ist, im Besitze der Kurwürde; nur die förmliche Belehnung hatte noch nicht stattgefunden. Diese Belehnung sollte jetzt vor sich gehen, und es war zu dieser feierlichen Handlung der 18. April 1417 festgesetzt worden.

Die Chronik von Gebhard enthält eine Schilderung des Vorganges, die höchst anziehend ist, und die deshalb in ihren wesentlichen Theilen hier folgen möge:

„Am 18. April, da empfing der hochwürdige Herr, Herr Burggraf Friedrich von Nürnberg, Fürst, in der achten Stunde vor dem Imbiß sein Kurfürstenthum in der Mark Brandenburg an dem obern Markte zu Kostnitz. An demselben Markte war gezimmert an das hohe Haus (genannt zu dem Hasen) eine fast weite und breite Steege uff (eine Freitreppe) über das Gewölbe bis an die Stiegen und vor den Stiegen eine Ebene (ein ebener Raum), da wohl vierzig Mann mochten stehen.

Digitized by Google

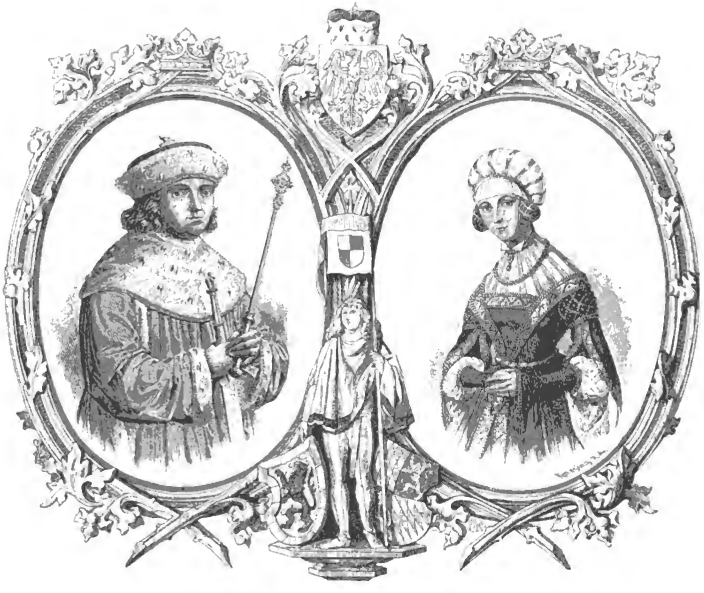
Kurfürst Friedrich's I. Belehnung mit der Markgrafschaft Brandenburg. (Vom Rathhause zu Konstanz.)

Digitized by Google

„Die Ebene war oben verdeckt mit schönen güldenen Tüchern. Und war neben zu den beiden Wänden auch behängt mit güldenen Tüchern, Alles hoch empor. Und gegen der Mauer hing ein weit schön großes güldenes Tuch. Wenn Einer von der Erde auf sie sah, so wähnte er, es brenne Alles von Golde. Und auf der Ebene war ein hoher Sessel gemacht mit einem güldenen Kissen und darob ein klein gülden Tuch und hinten ein lasurblau Tuch mit Gold. Neben dem Sessel waren zwei Stühle gemacht, zu jedweder Seite einer, da wohl auf einem Stuhl vier Mann sitzen mochten, und waren die Stühle ein wenig niedriger als der Sessel des königlichen Stuhls. Und an demselben Tage früh zu des Tages Anfang, da ritten alle die Posaunen, die da zu Kostnitz waren, durch die Stadt allenthalben und die Pfeifer. Und ritten alle mit ihnen des Burggrafen Diener und sonst viel Volks aller Herren, die ihm helfen wollten, und die ihm ihre Herren zu Ehren sandten. Und hatte ihr Jeglicher einen Stecken oder einen Trommel zur Hand, die da wohl eine Elle lang waren, und an jeglichem Stecken war vorn an ein rothes Fähnlein von wullnem rothen Tuch. Und führten zwei köstliche Ritter auf Rossen, der Eine ein Panier mit dem Wappen der Markgrafschaft zu Brandenburg, der Andre des Burggrafen Schild von Nürnberg. Das Reiten thäten sie an die drei Stunden durch die Stadt. Und an dem dritten Ritte, das war vor der neunten Stunde, da sammelten sie sich zusammen alle Fürsten, Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freyen, Ritter und Knechte, die ihm dienen wollten, und ritten für des Burggrafen Herberge auf dem Fischmarkte, vorn an für das Haus, das man nennt das hohe Haus, welches inne hatte Heinrich von Tettenkofen, Bürger zu Kostnitz. Und deren Jeglicher war ein Fürst, Herzog, Graf, Ritter oder Knecht, gab man Stecken mit solch rothem wullnen Fähnlein in die Hand. Und ritten mit ihm also die beiden kleinen Gäßlein aus hin, und durch die Mörder-Gassen und Neuen-Gassen und hernieder um Sanct-Pauls-Gassen inher an dem oberen Markt. Und man führte die zwei Panier allweg an den Spießen vor ihm. Und ward des reitenden Volks allsoviel, daß sie mußten halten an der Ring-Gassen. Ein Theil mußte die Sicht hinabreiten, ein Theil aber vor Sanct Lorenz. Dennoch waren der Rosse so viel, daß sie Sanct Pauls-Gassen auf ihn haben gedrängt in einander und für Sanct Pauls-Brunnen gesteckt in einander, daß Niemand zu Fuß dadurch hinkommen mocht. Und mochten die großen Herrn kaum an dem Markte bleiben vor großem Gedräng. Und alle Häuser und Dächer und alle Gugerlein, die da mochten an dem Markt sein, die waren alle voll Leute, Geistlich und Weltlich, Frauen und Männer, Alte und Junge, Juden und Jüdinnen und noch allerlei Leute. In dem allen Gedrang geschah Niemand nichts, da Niemand getretten, noch sonst Niemand betrübt ward. — Da nun Burggraf Friedrich von Nürnberg mit den Seinigen und den Panieren an den Markt also kam, da hielt er also still. Da ging unser Herr, der römische König, heraus in dem Haus zum hohen Hafen und setzte sich mitten in den Sessel.

„Und gingen ihm zwei Kardinäle nach und drei Bischöfe, nicht darum, daß er ihrer zu dem Lehn bedurfte, sondern sie wollten es durch Wunder schauen (sie wollten Zuschauer sein). Nach diesen ging sein oberster Kanzler. Da sie nun für den König kamen, hieß er einen Kardinal zu einer Seiten neben dem Sessel auf den Stuhl sitzen, und den andern Kardinal zur andern Seiten, und die Bischöfe hieß er sitzen neben die Kardinäle. Und hieß dem obersten Kanzler stehen hinter dem Kardinal zur rechten Hand. Der hatte einen besiegelten Brief in der Hand mit zwei Insiegeln. Und es hatte der König auf seinem Haupte eine guldene Krone mit eitelm Gulde. Und war angelegt als wie ein Evangelier, der das Evangelium singen will. Und also ward ihm von der Bühne gerufen, auf hin zu kommen. Da ging des Ersten auf hin Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, und war angelegt als ein Letzner. Und trug in seiner Hand den Gilgen und das Scepter. Und stund hinter dem Kardinal zu der linken Seite und bot den Gilgen und Scepter hervor. Darnach ging Herzog Rudolf von Sachsen auf hin, und war auch angelegt als ein Letzner. Und hatte ein bloß Schwerdt in seiner Hand.

Digitized by Google



Friedrich I. und seine Gemahlin Elisabeth von Bayern.

Digitized by Google

„Und da er auf hin kam, da stellte er sich hinter den Kardinal zu der rechten Seite, zwischen den römischen König und Kanzler. Und nahm das bloße Schwerdt bei der Handhabe zwischen den Knopf und Gehülz und hob es hoch empor, und steckte die Spitze des Schwerdts in des Königs Haupt zu allervorderst in die Scheidel. Und hub das Schwerdt also still, alldieweil man den Brief las und das Lesen währet. Und um die Bühne saßen auch ein Kardinal und fünf Erzbischöfe und sonst andere Bischöfe.

„Darnach ging auf hin Burggraf Friedrich von Nürnberg und die zwei Ritter mit ihm, die das Panier trugen, Einer zu der einen Seiten, der Ander zu der andern Seiten. Und alsbald sie auf hin kamen zu der obersten Sprosse (Treppenstufe), da knieten sie alle drei nieder. Und stunden bald wieder auf und gingen für den römischen König und knieten abermals alle drei nieder. Und da hieß der König den Kanzler den Brief lesen, der sagte, was er dem heiligen römischen Reiche verbunden wäre zu thun, und was sein Amt wäre, und wie er wählen sollt, so das Reich besetzt wurd, und was er schwören sollte.

„Da nun der Brief gelesen war, sprach der römische König: Herr Kurfürst des heiligen römischen Reichs und lieber Oheim, wollt Ihr das schwören? — Da antwortete Burggraf Friedrich: Mächtiger König, gern! — Also waren die Leute alleuthalben nun so züchtig und so still, daß man alles dieses wohl sehen und hören mochte. Und als er nun geschworen hatte, nahm unser Herr der römische König dem Ritter, der das Panier trug, daran war das Wappen Brandenburg, mit dem Speer aus des Ritters Hand und gab das mit seiner Hand in des Burggrafen Friedrich Hand. Darnach nahm er das Scepter, den Apfel mit dem Kreuz, aus Herzog Ludwig von Bayern, Pfalzgrafen bei Rhein Hand und gab ihn auch dem Burggrafen von Nürnberg. Und darnach nahm er das Panier, da die Wappen an waren von Nürnberg, aus des andern Ritters Hand in seine Hand und gab es in Burggraf Friedrich von Nürnbergs Haud. Da das geschah, da nahm erst Herzog Rudolf von Sachsen das bloße Schwerdt aus des Königs Haupt, und stund erst auf. Und fingen alle Pfeifer und Posauner an zu pfeifen und zu posaunen, so streuglich, daß Niemand sein eigen Wort mochte hören. Da er aber also belohnt wurde, da legte ihm Herzog Rudolf das Schwerdt in den Schooß und nahm es anstatt wieder und steckt es ihm wieder in sein Haupt. Und also ritt männiglich heim und zogen sich wieder ab, und aßen den Imbiß bei dem Burggrafen, die er dann geladen hatte. Und des Tages kamen zu dem Imbisse, die er geladen hatte, unser Herr der römische König, alle Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Freyen, Ritter und Knechte, Erzbischöfe, Bischöfe und gelehrte Leute und alle Geistliche ohne die Kardinäle, die aßen mit keinem weltlichen Herren nicht. Des Tages begabte er den Kanzler, des Königs Thorhüter, alle Posauner und Spielleute."

Hiermit hatte Sigismund die Abtretung der Mark an das Geschlecht der Hohenzollern vor aller Welt feierlich anerkannt.

„Konstanz, die Stadt, im Festschmuck ihrer Zinnen,
Und auf dem Markt dort Kaiser Sigismund
Zu einem großen fürstlichen Beginnen —
Laut thut sein Wort er kund.

Vor ihm geneigt, empfängt aus seinen Händen
Der edle Zollernfürst sein nordisch Lehn.
Friedrich! Dein Stamm bringt Ruhms- und Segensspenden,
Laß Deine Banner wehn!

Laß hoch sie wehn auf neu erschloss'nen Bahnen!
Ob Haß und Neid sich scharen um dich her —
Erfüllen wird der Spruch sich hoher Ahnen,
Das Wort „vom Fels zum Meer!"

Erklärung der böhmischen Stände. Doch sehen wir jetzt, welchen Eindruck der gewaltsame Tod des Johann Huß und seines Freundes, des feurigen Hieronymus, der aus gleichen Ursachen zum Scheiterhaufen verdammt worden war, auf Böhmen machte.

Digitized by Google

Um die sich vorbereitende Bewegung, welche, einer verheerenden Feuersbrunst gleich, bald durch die Nacht des Aberglaubens leuchtete, zu verstehen, sei Folgendes vorausgeschickt.

Böhmen, namentlich Prag, war um diese Zeit der Hauptsitz der Bildung in Europa. Auf der in Prag von Karl VI. gestifteten und freigebig ausgestatteten Universität lehrten schon seit langer Zeit erleuchtete Männer, und es strömten, zumal bei dem Mangel an Bildungsanstalten in Deutschland, alle nach Aufklärung dürstenden Geister hierher. Die Universität zählte in der Regel gegen 7000 Hörer. Daher kam es, daß hier im Lichte der Wissenschaft eher als an anderen Orten des Deutschen Reiches kirchliche Irrthümer als solche erkannt wurden. Was Huß lehrte, war das, was Vieler Herzen in Böhmen bewegte. Nun waren unglücklicherweise nicht lange vor dem Beginn der Kirchenversammlung Nationalzwistigkeiten zwischen den deutschen und böhmischen Lehrern an der Universität zu Prag ausgebrochen. Die deutschen Lehrer waren an Zahl stärker als die böhmischen, daher Letztere bei Berathungen stets überstimmt wurden. Dadurch erbittert, wußten ihre Landsleute es durchzusetzen, daß Wenzel den böhmischen Lehrern an der Universität drei, allen Ausländern zusammen aber nur zwei Stimmen gab. Die Folge war, daß ein Theil der deutschen Lehrer und fünftausend Studenten auszogen. Die größere Zahl derselben ging nach Leipzig.

Als nun die Böhmen vernahmen, daß man den Papst Johann, der anerkanntermaßen ein Meuchelmörder war, und der sich außerdem noch anderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatte, nur entsetzt, dagegen ihren frommen Huß verbrannt habe, entstand in den Kreisen aller Denkenden die größte Erbitterung, und auf einem allgemeinen Landtage, der mit Genehmigung des Königs zusammentrat, vereinten sich 150 der vornehmsten böhmischen und mährischen Herren zu folgender Erklärung an die Kirchenversammlung:

„Ihr habt den Johann Huß, diesen Lehrer des Wortes Gottes, unüberführt, auf falsche, lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde hin verurtheilt und schmerzlich hingerichtet, zu unserer und des Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern hiermit öffentlich, daß Johann Huß ein rechtschaffener Mann und guter Katholik, ein aufrichtiger Feind aller Ketzerei war und nie etwas gegen die Kirche gelehrt hat, und erklären einen Jeden, weß Standes und Glaubens er sei, der da behauptet, daß in unserem Reiche kirchliche Irrthümer und Ketzereien wären, welche uns angesteckt hätten, den König Sigismund ausgenommen, den wir dessen für unschuldig halten, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther des Reichs und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott und wollen unsere Sache bei dem künftigen Papste fortführen, jedoch unsere Prediger ohne Menschenfurcht bis aufs Blut schützen." — Damit war von Seiten Böhmens den Deutschen der Fehdehandschuh hingeworfen worden.

Diese Kriegserklärung war nicht das einzige Unheil, welches durch die Kirchenversammlung veranlaßt wurde. Von einer Reinigung der Kirche von Mißbräuchen aller Art war noch keine Rede gewesen, und doch dachte man schon an die Wahl eines neuen Papstes. Alle, denen es Ernst um die Besserung der kirchlichen Angelegenheiten war, drangen darauf, eine Papstwahl erst dann stattfinden zu lassen, wenn neue kirchliche Ordnungen eingeführt sein würden. Die Kardinäle indessen behaupteten, dies könne ohne einen Papst nicht geschehen. So ward Otto Colonna (Martin V.) gewählt. Kaum aber war die Wahl geschehen, so erklärte der neugewählte Papst, daß in Glaubenssachen nur das Kirchenoberhaupt, für jetzt also er, zu entscheiden habe, und damit hatte die Kirchenversammlung ihre Bedeutung verloren. Sie ging auch bald darauf auseinander.

Gutes war aus ihr auf geistlichem Gebiete nicht entsprossen; von dem Uebel, das sie bereitet hatte, und in das auch Sigismund und Friedrich verflochten wurden, soll in dem nächsten Abschnitte geredet werden.

Die hussitische Bewegung. Die böhmischen Stände, nachdem sie ihre gefahrdrohende Erklärung erlassen hatten, schlossen, mit Genehmigung Wenzel's, ein Bündniß, vorläufig

Digitized by Google

auf sechs Jahre. Die Lehre des göttlichen Wortes sollte frei sein, päpstlicher Bann nicht beachtet werden. Dem gesetzmäßig gewählten Papste verpflichtete man sich zu gehorchen, so lange er nicht vom Worte Gottes abwiche. Der, welcher im Lande dem zuwiderhandeln würde, ward mit dem Verluste von Gut und Ehre bedroht. — In dieser Vereinigung lag der Kern der hussitischen Bewegung.

Hussiten und Papisten. Ihre papistischen Gegner im Lande, geringer an Zahl als sie, wurden von ihnen Mohammedaner genannt; sie selbst nannten sich nach Huß Hussiten oder auch Utraquisten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque forma) genossen. Die Kirche reichte beim Abendmahle den Laien nur das Brot, nicht den Kelch; bei dieser Feier den Wein zu genießen, war ein Vorrecht der Priester.

Abendmahlsfeier der Hussiten im Felde. Nach Camphausen.

In Böhmen war, mit Huß' Billigung, dieser Gebrauch abgeschafft worden, und auch Laien empfingen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Die Kirchenversammlung hatte dies als ketzerisch verdammt; die Universität von Prag hingegen hielt die Darreichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt aufrecht, und die Hussiten machten den Kelch zu ihrem Bundeszeichen. Die Geistlichen, die dem entgegen waren, wurden abgesetzt. Dies Alles geschah noch vor dem Schlusse der Kirchenversammlung in Kostnitz. — Auf der Seite der Hussiten standen Anfangs selbst König Wenzel und dessen Gemahlin.

Der Ingrimm des Volkes über den an Huß verübten Mord offenbarte sich bald in Thaten. Klöster wurden geplündert, Mönche und Nonnen gemißhandelt.

Friedrich, der auf seiner letzten Reise nach Kostnitz seinen Weg über Prag genommen und dort den Ursprung der Bewegung genauer kennen gelernt hatte, war weise genug, letztere nicht für ganz unberechtigt zu erklären. Daher empfahl er Mäßigung und versöhnliche Maßregeln. Es gelang ihm, eine Versöhnung Sigismund's mit Wenzel zu Stande

Digitized by Google

zu bringen. Bei der Kirchenversammlung dagegen fanden seine Worte keinen Eingang, die Böhmen wurden vielmehr mit dem Banne belegt. Damit goß man Oel in die Flamme: der Bann wurde offen verachtet, die Bewegung nahm einen heftigeren Charakter an.

Dies brachte Sigismund außer Fassung. Die Kirchenversammlung hatte nach seinem Wunsche die Schäden der Kirche heilen sollen, und nun sah er mit Schrecken, daß durch ihre Maßnahmen die Flammen des Aufruhrs in einem Lande auflohten, welches er nach dem Tode seines Bruders zu erben hoffte. Was thun? Auf einer Seite mahnte sein treuer fürstlicher Freund Friedrich, dessen Rathschläge sich ihm schon so vielfach als segensreich erwiesen hatten, mit Schonung zu verfahren, auf der andern hetzte die Geistlichkeit und wurde in ihrer Forderung, die Ketzer mit Feuer und Schwert zu vertilgen, dringlicher. Wie die oben angeführte Erklärung der Stände erweist, hielten die Böhmen Anfangs noch zu ihm und legten den Tod des Johann Huß vornehmlich der Geistlichkeit zur Last. Die ihm günstige Stimmung hielt vor, bis Sigismund, zu seinem Schaden, sich von den Priestern dahin drängen ließ, die Böhmen mit Krieg zu bedrohen, falls sie sich nicht den Beschlüssen der Kirchenversammlung beugten. Papst Martin V. beschloß in Gemeinschaft mit der Kirchenversammlung, daß Diejenigen ebenfalls mit dem Feuertode bestraft werden sollten, die von der hussitischen Lehre nicht ließen. Von dem tieferen Sinne der Bewegung schien man keine Ahnung zu haben.

In Böhmen bildeten sich inzwischen kirchliche Parteien, deren eine so weit ging, daß sie das Fegefeuer, das Weihwasser, die Verehrung der Bilder und die Gebete für Verstorbene verwarf. Der schwache Wenzel vermochte der Bewegung nicht Herr zu bleiben. An die Spitze derselben hatte sich ein äußerst tapferer, verwegener Mann, Zizka, einer der Hofleute des Königs (wir haben ihn bereits in Preußen kennen gelernt), gestellt, der sich mit vierzigtausend Hussiten auf einem nahen Berge, den sie Tabor nannten, zum Genusse des Abendmahls unter beiderlei Gestalt vereinigte, weshalb sie späterhin auch den Namen Taboriten erhielten. Während jener Abendmahlsfeier geschah es, daß in der Stadt Hussiten von Mitgliedern der päpstlichen Partei gemißhandelt wurden. Kaum jedoch vernahmen die Hussiten, was geschehen war, so drangen sie mit Wuthgeschrei in Prag ein, stürmten das Rathhaus und stürzten die Rathsherren zu den Fenstern hinaus. Die Unterstehenden fingen sie mit Spießen auf und ermordeten sie. Nunmehr beschloß Wenzel, die Hussiten zu vertilgen, und bat seinen Bruder Sigismund um Hülfe. Plötzlich starb er.

Sigismund war berechtigter Erbe des Königreichs; die Böhmen wollten ihn nun aber nicht als ihren König anerkennen. Hatte er sich doch jetzt, gegen die Mahnungen Friedrich's, offen ihren Feinden zugesellt! Dazu tauchten Erinnerungen an Benachtheiligungen, die sie durch ihn erlitten hatten, wieder auf. Die Mark Brandenburg, sagten sie, sei von Kaiser Karl mit Böhmen vereint worden, er aber habe sie an Friedrich von Hohenzollern abgetreten. Das schäumende Meer des Aufruhrs schwoll höher und brauste nach allen Richtungen in das Land hinein. Klöster wurden geplündert und verwüstet, Mönche mißhandelt, Zierrathen der Kirchen zerstört. Auch die Anhänger des Papstes scharten sich zusammen und griffen zum Schwerte. Heftig wüthete der Bürgerkrieg in Böhmen.

Friedrich's fortgesetzte Bemühungen, Weltliches und Geistliches zu scheiden und zu verhindern, daß gegen die kirchliche Bewegung Schwertesgewalt angewandt werde, blieben ohne Erfolg. Sigismund hatte ihm zwar, ob er gleich der jüngste der Kurfürsten war, das höchste fürstliche Amt, das der Reichsstatthalterschaft, übertragen, was aufs Neue von der großen Achtung, in der Friedrich bei Allen stand, Zeugniß giebt; aber in Bezug auf die Behandlung der hussitischen Frage war es der Geistlichkeit vollständig gelungen, den Kaiser für ihre Auffassung zu gewinnen, und sie wußte ihn auch bei derselben festzuhalten. Er ließ einen Rathsmann in Breslau, der den Sätzen der Hussiten beistimmte, verbrennen, er ließ es geschehen, daß von der Geistlichkeit ein Kreuzzug gegen Böhmen gepredigt wurde. Das Schwert sollte den Riß der Kirche heilen.

Digitized by Google

Neue Unruhen in der Mark. Während der Vorbereitungen zum Kriege begleiten wir den Kurfürsten nach der Mark. Wahrlich, er hat der friedlichen Tage nicht viele in seinem Leben gehabt! Eine große Hülfe fand er bei seiner ihm an Gesinnung und Festigkeit gleichen Gemahlin, die unverzagten Herzens und klaren Blickes über seinem Werke wachte, wenn er nicht daheim war, und die ihn fortwährend durch klare Darstellungen über alle wichtigen Vorgänge in Kenntniß hielt. — Zunächst ist noch Einiges nachzuholen, was während seiner Abwesenheit in der Mark geschah.

Im Innern hatte sich das Raubritterthum von dem schweren Schlage, der es getroffen, noch nicht wieder erholt. Die üble Gesinnung wucherte weiter, aber der Muth zur That fehlte. Jedoch jenseit der Landesgrenzen meinte man den alten Gelüsten noch nachgehen zu können. So dachte man hüben und drüben, und bald lagen einzelne der raub- und rauflustigen Herren wieder in Fehde mit einander. Vorzüglich trieben ein Magdeburger Ritter, von Plotho, und von märkischer Seite ein jüngerer Gans zu Putlitz auf den Grenzgebieten ihr Unwesen und zwar dies trotz des Friedensvertrages, den Friedrich mit dem Erzbischofe von Magdeburg geschlossen hatte. Bald betheiligte sich Kaspar Gans zu Putlitz, der doch erst unlängst aus der Gefangenschaft entlassen war, in Gemeinschaft anderer Adeliger an der Fehde, und es ward das Magdeburgische Schloß Sandow erobert. Der Erzbischof kam mit 3000 Mann herzu, aber sein Versuch, das Schloß zurückzugewinnen, mißlang. Erbittert darüber, ließ er Hans von Quitzow, den er bis dahin gefangen gehalten hatte, frei, entbot Dietrich von Quitzow zu sich und hoffte nun, durch die Hülfe Beider Rache an den märkischen Edlen nehmen zu können. Die Quitzow's aber fragten nichts nach seinen Feindschaften, begannen ihr Werk auf eigene Hand zu treiben, und bald vernahm man wiederum von geplünderten und verheerten Dörfern. Mitten in diesem Treiben starb Dietrich eines plötzlichen Todes. Hans setzte seine Raubzüge fort, auch mühte er sich mehrmals, wiewol vergeblich, sich seines Schlosses Plaue wieder zu bemächtigen.

Von Friedrich's Seite, der um diese Zeit Kostnitz nicht verlassen konnte, geschah das Mögliche, jenen Unordnungen Einhalt zu thun. Der Erzbischof erhielt sein Schloß Sandow zurück, und es wurde der Friede zwischen ihm und Friedrich erneuert. Kaspar Gans entsagte dem ferneren Widerstande, andere Adelige aber, unterstützt von Hans von Quitzow, führten ihre Fehde fort. —

Gleichzeitig wurde von Norden her die Mark bedroht. Die beiden Pommernherzöge waren auch in Kostnitz gewesen und daselbst von Sigismund belehnt worden. Bei dieser Gelegenheit hatte Sigismund auf Antrag Friedrich's die Oberhoheit Brandenburgs über Pommern anerkannt, wodurch neue Erbitterung in den Herzögen gegen Friedrich entstanden war. Kaum waren sie in ihr Land zurückgekehrt, so verbanden sie sich mit den Herzögen von Mecklenburg und anderen nordischen Fürsten. Anlaß zum Streite ward gesucht und fand sich. So hatte die nördliche Mark neue schwere Heimsuchungen zu erdulden.

Um diese Zeit nun erschien Friedrich plötzlich in der Mitte seiner Unterthanen, griff sogleich zum Schwert, und schon am zehnten Tage war er im Besitze der beiden wichtigen Grenzfestungen Gorlosen und Dömitz. Nun rückte er gegen Angermünde vor. Die Stadt fiel nach kurzer Gegenwehr in seine Gewalt, die Burg hielt sich. Kasimir von Pommern und der Bischof von Kammin eilten zum Entsatze herbei. Während sie einen Angriff auf Friedrich ausführten, fand ein Ausfall aus der Burg gegen ihn statt. Friedrich schlug den Feind, machte viele Gefangene und eroberte die Burg. Nun erboten sich die Pommernherzöge, Friedrich's Oberhoheit anzuerkennen, wenn er ihnen Angermünde zurückgebe. Friedrich aber erklärte ihnen, daß er die Stadt als Ersatz für den von ihnen angerichteten Schaden behalten werde, und sie mußten sich damit zufrieden geben. Kaspar Gans zu Putlitz und einige andere märkische Edelleute hatten unter Friedrich's Fahnen gefochten und damit zum ersten Male durch Thaten von ihrer veränderten Gesinnung Zeugniß abgelegt.

Digitized by Google

Jetzt beschloß Friedrich, den Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, der ebenfalls der Mark Schaden zugefügt hatte, zu züchtigen. Diesem aber sowie seinen Freunden, den Herzögen von Mecklenburg, war der Muth entfallen; sie begehrten einen dreijährigen Waffenstillstand und Friedrich willigte in denselben. — Auch die Streitigkeiten märkischer und magdeburgischer Adeliger wurden beigelegt. Auch diese gelobten, von weiteren Fehden abzustehen.

Kaum war Friedrich zu seiner Gemahlin nach Tangermünde heimgekehrt, als eine Nachricht aus Franken kam, die ihm den Tod seines Bruders Johann meldete. Da dieser ohne Erben gestorben war, gelangte Friedrich in Besitz der gesammten fränkischen Lande. Gleichzeitig ward ihm Botschaft von Sigismund, der ihn dringend aufforderte, vor ihm zu erscheinen. Daher mußten sich Friedrich und Elisabeth nach kurzem Beisammensein wieder trennen; Friedrich begab sich zu Sigismund, Elisabeth dagegen mit ihrem ältesten Sohne Johann nach Franken, um an Stelle ihres Gemahls die Huldigung des Erblandes in Empfang zu nehmen und dasselbe zu verwalten, während bereits Ludwig der Bärtige sich rüstete, ihr den Besitz des Erbes streitig zu machen. Friedrich ging somit neuen Kämpfen entgegen.

Der Hussitenkrieg. Sigismund hatte inzwischen seine Rüstungen gegen die Hussiten beendet. Nochmals suchte Friedrich vermittelnd einzuschreiten. Vergebens! Denn Sigismund erklärte in seinem Glaubenseifer den Böhmen, nur über die niedergerissenen Mauern seinen Einzug in Prag halten zu wollen. Nun trat für Friedrich zum ersten Male in seinem Leben der mißliche Umstand ein, einen Kampf auf sich nehmen zu müssen, den er innerlich mißbilligte. Doch er entzog sich seiner Pflicht als Reichsfürst nicht und folgte der Reichsarmee.

Sigismund hatte ein großes Heer zusammengebracht, das noch durch Friedrich's märkische und wendische Scharen verstärkt ward; diesem Heere gegenüber stand aber jetzt beinahe ein ganzes Volk in Waffen; erglühend für Freiheit und Glauben und geführt von tüchtigen Feldherren, wie Niclas von Hussinec, Zizka, Procop u. A. — Auch von anderen Gefahren sah sich das Reich bedroht. Die Türken und die Venetianer machten Miene, in Ungarn einzufallen; der Polenkönig Wladislaw (Jagels) grollte dem Kaiser, weil dieser einen Streit Polens mit dem Deutschen Orden zu Gunsten des letzteren entschieden hatte. Es war demnach auch ein kriegerisches Vorgehen von Seiten Polens zu befürchten.

Als die Böhmen vernahmen, Sigismund sei bereits bis Kutteuberg vorgedrungen, hielten sie es für gerathen, einen Friedensversuch zu machen. Sie sandten Botschaft an ihn und gaben die Bedingungen an, unter denen sie bereit seien, sich ihm zu unterwerfen. Sie verlangten: freie Lehre des göttlichen Wortes in böhmischer Sprache, Aufgabe der weltlichen Besitzungen seitens der Priester, strenge Ueberwachung des Lebenswandels derselben und gleiches Gericht für Geistliche und Weltliche. Der Kaiser aber wollte von keinen Unterhandlungen hören, er forderte unbedingte Unterwerfung. Darauf rüsteten sich die Böhmen zum äußersten Widerstande.

Während dies geschah, begannen die Deutschen Greuel aller Art gegen die hussitischen Ketzer auszuüben. Die Kreuzzugprediger gingen mit Ablaßversprechungen nicht sparsam um, und mancher fanatisch aufgeregte Deutsche suchte sich durch Mord und Brand das Anrecht auf die ewige Seligkeit zu erwerben. Hussitische Priester wurden verbrannt, Dörfer in Asche gelegt, Weiber und Kinder ermordet. Dies erweckte glühenden Rachedurst auf Seiten der Hussiten. Das in Hast befestigte Prag war mittlerweile von dem deutschen Heere eingeschlossen worden. Nach blutigen Anstrengungen wurden zwei Schlösser eingenommen, aber weiter kam man, trotz alles Blutvergießens, nicht. Noch einmal und leider wieder vergebens wurde dem Kaiser Unterwerfung bei Anerkennung der genannten Bedingungen geboten. Zizka schlug bei verschiedenen Zusammenstößen die Scharen der neuen Kreuzfahrer. Er hatte seit der Erstürmung des Schloßberges von Prag die ersten Kanonen in seine Gewalt bekommen und sich derselben mit Nutzen bedient, überhaupt eine neue wirksame Kampfweise in Anwendung gebracht. Das deutsche Heer begann Mangel zu leiden, und Sigismund sah sich endlich genöthigt, an den Rückzug zu denken. Er sah

Digitized by Google

sich genöthigt, Kirchen zu berauben, um das Heer zu bezahlen, mußte aber dennoch aus Mangel an Geldmitteln einen Theil seiner Truppen entlassen. So endete der erste Feldzug, ganz der Vorhersage Friedrich's gemäß. Dieser vergaß inzwischen seines Landes nicht. Die Neumark, die seit Jahrhunderten zu Brandenburg gehört hatte, befand sich im Besitze des Deutschen Ordens. Unterhandlungen mit den Deutschrittern, sie ihm gegen eine Pfandsumme wieder zu überlassen, waren erfolglos geblieben. Deshalb schloß Friedrich mit dem Großfürsten von Lithauen und dem Könige Wladislaw von Polen ein Bündniß gegen den Orden. In demselben wurde zugleich festgesetzt, daß Friedrich's Sohn (der nachmalige Kurfürst Friedrich II.) des Polenkönigs einzige Tochter zur Gemahlin nehmen, und daß im Falle, daß Wladislaw ohne männliche Erben stürbe, die Krone Polens und Lithauens auf ihn übergehen sollte. Der Prinz Friedrich, damals acht Jahre alt, wurde, um Sprache und Sitten der Polen kennen zu lernen, nach Krakau gesandt.

Ziska, der Anführer der Hussiten, in der Schlacht. Nach Camphausen.

Die guten Beziehungen Friedrich's zu Sigismund wurden durch dies Bündniß getrübt. Noch Anderes kam dazu. Mit Albrecht III. erlosch die Kurlinie des anhaltischen Hauses in Sachsen. Weil dies Land früher zu Brandenburg gehört hatte und Friedrich's Sohn Johann mit der Tochter des verstorbenen Albrecht vermählt war, besetzte Friedrich das Land. Der Kaiser erkannte aber des Kurfürsten Recht nicht an, und dieser mußte auf den Besitz des Landes verzichten.

Dies Alles wirkte erkältend auf das Verhältniß Friedrich's zu Sigismund. Dessenungeachtet zog sich Friedrich jetzt, in der Stunde der Gefahr, nicht vom Kaiser zurück, sondern strebte nach wie vor dahin, eine besonnenere Haltung in der hussitischen Frage zur Geltung zu bringen. Es gelang ihm auch wirklich, im Hinblick auf die glücklichen Erfolge der hussitischen Kriegsführung, Sigismund dahin zu bringen, daß er beschloß, die Ordnung

Digitized by Google

der Kirchenangelegenheiten einer neuen Kirchenversammlung zu überlassen. Als aber der hussitische Heerführer starb, entschied sich Sigismund wieder für Anwendung der Gewalt. Nun ergossen sich, verheerenden Lavaströmen gleich, zahlreiche Heere der Hussiten in die Länder der Fürsten, die sich gegen sie verbunden und ihnen den Krieg ins Land getragen hatten.

Friedrich, Feldhauptmann. Friedrich war indeß von den Reichsständen zum obersten Feldhauptmann erwählt worden, und er hatte dies Amt übernommen, jedoch nur aus Pflichtgefühl, nicht im Glauben an das Gelingen seiner Mission. Jetzt galt es, den Brand zu löschen. Die Heere aber, die er zu führen hatte, waren den für ihre Sache glühenden Feinden nicht gewachsen, und so vermochte auch er die Fortschritte seiner Feinde nicht zu hemmen. Diese wüteten in den überfallenen Landstrichen in der grausamsten Weise. Auch die Mark ward von denselben heimgesucht und Mord, Brand und Raub von ihnen bis in die Mittelmark und Neumark hineingetragen. Nochmals kam ein deutsches Heer zusammen, und Friedrich rückte den Hussiten bis vor Teplitz entgegen. Aber was vermochte die Tapferkeit eines Mannes, der nur über ein von den deutschen Fürsten in Sorge und Hast zusammengewürfeltes Heer gebot? Als die Hussitenscharen mit wildem Rachergrufe gegen dasselbe dahergebraust kamen, da stob es wie Spreu auseinander.

Friedrich, als Feldhauptmann der Deutschen, traf zumeist der Haß der Hussiten. Noch einmal ward die Mark von ihnen verheert, Lebus, Müncheberg, Strausberg und Landsberg gingen in Feuer und Rauch auf, Frankfurt und Bernau widerstanden. Vor Bernau lagerte Prokop der Große (1432). Der tapfere Widerstand der Bernauer reizte ihn zu immer heftigeren Angriffen — nahe war die Stadt dem Falle. Da erschien der Retter, der Kurprinz Friedrich, den wir elf Jahre früher nach Krakau gehen sahen, und der jetzt zu einem heldenhaften Jünglinge herangereift war. Die Bernauer wagten einen Ausfall, und die Hussiten, von zwei Seiten angegriffen, wurden in die Flucht geschlagen. Noch heut zeigt Bernau erbeutete Waffen der grimmen Feinde.

Wie die Mark, ward auch Franken von anderen hussitischen Scharen verheert.

Nur zu sehr hatte es sich gezeigt, daß Friedrich die hussitische Frage von Anfang an richtig aufgefaßt hatte. Jetzt erklärte er geradezu, „daß die Böhmen nach einem unerforschlichen Rathschlusse Gottes mit den Waffen nicht überwunden werden könnten." Mit ihm waren alle Einsichtigen gegen die Wiederaufnahme des Kampfes, und es wurden auf seinen Betrieb hussitische Abgeordnete auf der Kirchenversammlung zu Basel gehört. Endlich kam ein dem Kaiser genehmer Friede zu Stande. Die vier früher so schnöde verworfenen Prager Artikel wurden mit einigen Beschränkungen angenommen und damit die Böhmen wieder als zur christlichen Kirche gehörig anerkannt. Sigismund empfing jetzt die Huldigung der böhmischen Stände; doch schon ein Jahr nachher (1437) starb er.

Friedrich's letzte Zeit. Die letzten Lebensjahre waren für Friedrich, doch keineswegs für ihn damit friedliche Zeiten angebrochen, in denen er sein Schwert hätte aus der Hand legen dürfen. Ehe er jedoch den heimischen Verwicklungen entgegen zu treten vermochte, galt es, sich an der Wahl eines deutschen Oberhauptes zu betheiligen. Er erschien auf dem Reichstage mit seinen drei ältesten Söhnen Johann, Friedrich und Albrecht. Viele sahen in ihm den neuen Kaiser. „Friedrich", sagt Eberhard Windeck, „kam mit seinen drei herrlichen Söhnen, und es war viel davon Rede, daß er oder seiner Söhne Einer gewählt werden sollte." Friedrich bewarb sich aber nicht um die Krone. Er lenkte vielmehr die Aufmerksamkeit auf den tapferen, jugendlichen Albrecht von Oesterreich, und es gelang ihm, dessen Wahl durchzusetzen (1438). Ein späterer Schriftsteller sagt:

„Wie vormals jener Burggraf Friedrich von Nürnberg bei der Wahl Rudolf's I. (von Habsburg) thätig gewesen, so ist auch sein biederer Nachkomme, der Kurfürst Friedrich, gegen Albrecht zurückgestanden und hat ihm bald wesentliche Dienste erwiesen."

Die Kraft und Zeit, die ihm Gott noch verleihen würde, gedachte Friedrich Franken und der seinem Hause nun erb- und eigenthümlich angehörenden Mark zuzuwenden.

Digitized by Google

Unter der Regierung der Luxemburger hatten die Pommern einen Gebietstheil, die Uckermark, an sich gerissen. Friedliche Versuche Friedrich's, die Pommernherzöge zur Abtretung des streitigen Landstriches zu bewegen, blieben erfolglos; es kam daher zur Fehde. Friedrich gewann die Uckermark zurück, bis auf einige Stücke, deren Eroberung seinem tapfern Sohne Friedrich vorbehalten blieb.

Kaiser Albrecht starb nach zweijähriger ruhmreicher Regierung. Bei der neuen Kaiserwahl lenkten viele Fürsten ihre Aufmerksamkeit auf den Vetter und Erben des verstorbenen Kaisers, Friedrich von Steiermark. Da dieser jedoch, wie eine Chronik sagt, „ein ruheliebender und bedächtiger Herr war", das Deutsche Reich sich aber in fortschreitendem Verfalle befand, daher eines thatkräftigen, kühnen Oberhauptes bedurfte, so war Friedrich gegen die Wahl des Genannten. Doch zum Schaden des Deutschen Reiches fand seine Stimme kein Gehör, und auch er stimmte endlich, als nichts mehr zu ändern war, für Friedrich.

Die Stunde seines Todes nahte. Ihm galt es nur noch, sein Haus zu bestellen und sich dann, nach einem Leben voll schwerer Mühen, zum Heimgange anzuschicken. Er versammelte auf der Kadolzburg in Franken seine vier Söhne um sich, um wegen der Erbtheilung das Nöthige anzuordnen. Von dem Geiste, der ihn in der letzten Zeit seines Lebens beseelte, giebt der Eingang zu seinem Testamente Zeugniß. Dasselbe beginnt mit dem Hinweise, daß nichts gewisser sei, als der Tod, die Zeit des Todes aber ungewiß, daher nichts so nothwendig, als daß der Mensch mit allem Fleiße seine Sache bestelle, um mit guter Zuversicht seine Seele Gott zu überantworten und zu seligem Scheiden sich zu bereiten. Sein Begräbniß solle im Kloster Heilsbronn stattfinden und zwar in demüthiger Form, man solle ihn bestatten in leinenem Tuche, ohne hoffärtigen Prunk, der Gottes Ehre zuwider sei. Wenn er bei seinen Lebzeiten seine armen Leute und Unterthanen mit Steuern beschwert habe, so sollten seine Söhne und Erben deß gedenken und es nach Möglichkeit und mit gutem Willen gut zu machen suchen. Seine Gemahlin und seine Söhne sollten für ihn eine ewige Messe stiften. Außerdem legt er seinen Söhnen noch besondere Verpflichtungen auf, z. B. der Stadt Berlin das Kupfer für die Glocken wieder zu erstatten, die er (in der Fehde gegen die Quitzow's) nothgedrungen genommen, um Donnerbüchsen daraus gießen zu lassen. Der „Ordnung" gemäß, die er über die Vertheilung des Erbes aufsetzte, sollte nicht Johann, der älteste seiner Söhne, sondern Friedrich, sein zweiter Sohn, die Kurmark Brandenburg nebst der Erzkämmererwürde erhalten. Diese Bestimmung traf er, nicht weil er seinen ältesten Sohn weniger liebte als den zweiten, sondern weil er, echt fürstlichen Sinnes, dem Wohle des Landes jede andere Rücksicht unterordnete. Johann, wegen seiner Beschäftigung mit der Wissenschaft der Alchymist genannt, hatte mehr Sinn für ein beschauliches Leben, Friedrich dagegen war kräftigen Geistes und festen Willens, daher vor Allen geeignet, den Gefahren die Stirn zu bieten, die, aller Voraussicht nach, die Mark noch bedrohen würden. Johann und Albrecht erhielten Franken, der jüngste Bruder, der auch den Namen Friedrich führte, die Altmark und die Priegnitz.

Droysen sagt in seiner „Geschichte der Preußischen Politik" darüber: „Wenn die Brüder erklären, „„daß sie auf ihren lieben Herrn und Vater kommen und gangen sind, wie er sie ordnet, setzet und theilet, und wie er ity gethan, das wollen sie ihm ohne alles Widersprechen folgen und gehorsam sein"", so hat die Folgezeit dieses Versprechen vollkommen bewährt. Des Vaters Wort gilt bei den Söhnen weit über seinen Tod hinaus: in den vertraulichsten Erwägungen unter sich oder mit ihren Räthen kommen sie darauf zurück, was „„unser Vater seliger"" zu sagen pflegte, was er in ähnlichen Fällen gethan haben würde; seinen Fußstapfen zu folgen, an der Herrschaft in seinem Geiste fortzuarbeiten, das ist es, was sie als ihre Pflicht fühlen. So verschieden sie an Geist und Gemüth sind, in diesem Sinne sind sie einig und einander treu. Es ist ein in jener Zeit so gut wie unerhörtes Beispiel, daß in den Fürstenhäusern zwischen theilenden Brüdern nicht Haß und Hader erwächst. Während sich das Wittelsbach'sche Haus in ruchlosem Hader zerfleischt,

Digitized by Google

während die Wettiner in Sachsen ihre junge Kraft in Bruderkriegen lähmen, stehen die Hohenzollern'schen Brüder in guten und bösen Tage schlicht und fest bei einander. Mindestens in diesem Sinne ist das Wort richtig, das einer ihrer Räthe, sie mit den Fürsten unther vergleichend, gesagt hat: „„Nachdem diese Herrschaft aufgekommen, bisher gestanden hat und noch besteht, sind sie zwischen Dorn und Disteln aufgewachsen als Rosen und gute Blumen zwischen Dorn und Disteln.““

Friedrich starb auf der Burg Kadolzburg eines sanften Todes (1440). Feierlich ward die fürstliche Leiche zu Heilsbronn beigesetzt. Graf Wilhelm von Oettingen trug das brandenburgische Banner, Graf Wilhelm von Kastell das Banner des Burggrafenthums Nürnberg, Ulrich von Rechberg das Zollern'sche Panier und Hans von Wallenrod die Blutfahne. Ritter, zu Zweien, schlossen sich dem Zuge an und trugen die Schilde von Brandenburg, Nürnberg und Zollern. Zuletzt folgten acht, von Rittern geführte geharnischte Rosse.

Auch aus der letzten Zeit Elisabeth's, der liebevollen und verständigen Gemahlin Friedrich's, haben wir noch Rühmliches zu berichten und zwar dies auf Grund von Urkunden, die erst in neuester Zeit zur Veröffentlichung gelangt sind. Um der Aufgabe, die das Geschick ihm auferlegt hatte, zu genügen, hatte sich Friedrich aus seinem Hausgute so schwere Opfer auferlegen müssen, daß die Hinterlassenschaft an seine Söhne nur eine geringe war. Da war es nun die fürsorgende Mutter, die den finanziellen Bedrängnissen der Söhne Abhülfe gewährte. Sie überließ denselben gegen ein Jahrgeld die ihr von ihrem Gemahl als Witthum verschriebenen Güter, gab ihnen ihr Vermögen, das sie von ihrem Vater, dem Herzog von Bayern-Landshut, geerbt hatte, und überließ endlich ihrem Sohne Albrecht Kadolzburg, ihren Wittwensitz. In ihrer Verschreibung bekennt sie sich zu dem echt Hohenzollern'schen Grundsatz des Zusammenhaltens aller Machtmittel, indem sie sagt: „Wir haben wohl bedacht den Spruch der weisen Lehrer, wie eine jegliche Kraft bei- und miteinander zusammen stärker und kräftiger ist, denn so sie getheilt und zerstreut wird“ — eine Regel der politischen Weisheit, wie sie Albrecht Achill später durch das von ihm erlassene Hausgesetz trefflich zur Anwendung brachte. — Elisabeth starb schon zwei Jahre nach dem Heimgang ihres Gemahls, an dessen Seite sie ihre Ruhestätte fand.

Rückblick. Werfen wir auf den Gang der Geschichte Brandenburgs einen Blick zurück!

In den frühesten Zeiten war das Land von Deutschen bewohnt. Während der Völkerwanderung rückten die Slaven ein. Von der Zeit Karl's des Großen an wurden unablässig Versuche gemacht, Brandenburg dem Deutschen Reiche wieder zu erobern. Endlich gelang es dem tapfern Askanier Albrecht dem Bären, festen Fuß in der Mark zu fassen. Damit war das Land für immer dem Christenthume und dem Deutschthume gewonnen. In dem Regimente des tapfern, edlen Fürstengeschlechts der Askanier tritt das Streben klar hervor, die Mark zu einem großen deutschen Nordreiche zu erweitern. Plötzlich erlischt der fürstliche Stamm, und für die Mark kommt unter den bayerischen und luxemburgischen Fürsten ein Jahrhundert des Verfalls. Alle Uebel Deutschlands treten am stärksten in der Mark hervor — sie ist das kränkste Glied des deutschen Reichskörpers, so elend, „daß Niemand sie hat haben wollen.“ — Sie vor dem gänzlichen Untergange zu retten, übernimmt der edelste der damaligen deutschen Fürsten, Burggraf Friedrich, die Herrschaft über dieselbe. Was er gethan — der Leser weiß es. Wieder ist ein Fels der Gesetzlichkeit hier gegründet, den dunklen, gesetzlosen Mächten der geweihte Boden entrissen worden. Das Hohenzollernbanner wird das Zeichen, daß fremde Willkür nicht mehr walten soll im Lande, und daß, wo sie sich zeigt, sie niedergeworfen werden solle.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
65 708 052
Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
65 708 052

UNIVERSITY OF CHICAGO
65 708 052

Digitized by Google